



Paaschken

Paaschken - Dorf in  
der Gemeinde  
Aglohn

**Besuch auf einem memelländischen Bauernhof**

Ein echter aus Holz gefügter Bau ist dieses Bauernhaus in Paaschken. Unter den Besuchern erkennen wir links Richter Kreis, sitzend Dora Weisson, die Bibliothekarin der Stadtbücherei, den Hofbesitzer und Fips, den Lorbas des „Leuchtturmwächters“ Theo Pichlmayer.



Betty Sellmes-Goos  
Canada

BETTY GOOS  
P.O. BOX 9  
RIDGEWAY, ONT.  
LOS 1N0

(4)

1 spally

(2)

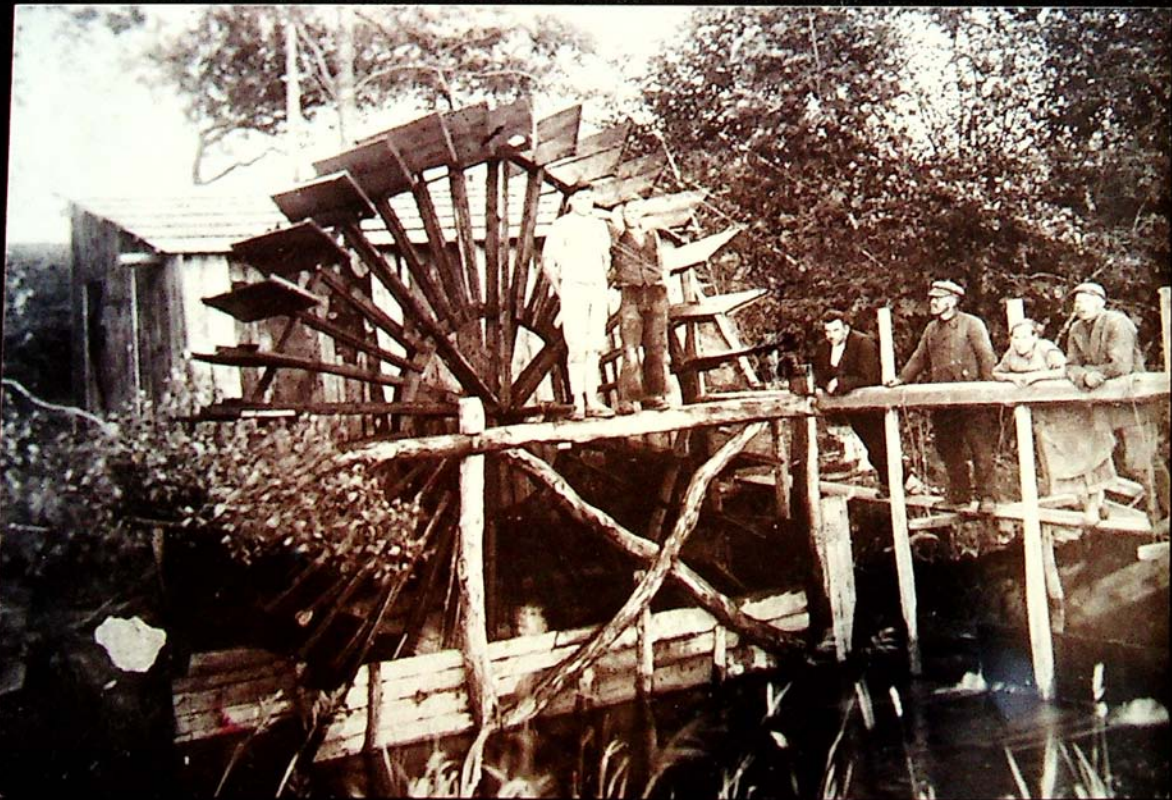


BETTY GOOS  
P.O. BOX 9  
RIDGEWAY, ONT.  
LOS 1N0

5

2199

2





RECORDED  
INDEXED  
MAY 1910





geist zu weltläufigem Geschäfts- und Krämergeist entartet... In welcher anderen Nation ist so etwas denkbar?

Die wahren Deutschen scheinen immer mehr auszusterben. Kein Wunder: Wir sind gelehrige Schüler unserer Widersacher geworden. Man warf uns (leider nicht immer ohne Grund) Imperialismus und Nationalismus und manche anderen sehr unerfreulichen Eigenschaften vor; daneben aber auch weltfremden Idealismus. Da wurden wir plötzlich Realisten und Materialisten. Aber auch das ist den Fremden nun wieder ein Dorn im Auge; denn nun suchen wir, wie sie selber, die Welt vom Wirtschaftlichen her zu erobern. Das ist ja aber nur anderen Völkern, nicht den Deutschen erlaubt, wie wir wissen.

Da wir Deutsche zu eifrige und zu gewissenhafte Arbeiter sind, sucht man allseits und mit allen Mitteln der Macht und der List, unsern Arbeitsraum, unser notwendiges Lebensgebiet einzuengen oder gar streitig zu machen. Vielleicht wird man sich einmal wundern, was dabei herauskommt. Man wird unsern Arbeitswillen wahrscheinlich nur noch steigern. Denn es ist ein ganz natürliches Gesetz, daß etwas gewaltsam Zusammengepreßtes mit aller Kraft dahin drängt, seine Fesseln zu sprengen. Aber wann haben Machtmenschen je dieses Gesetz beachtet? Es scheint keine schlechten Psychologen zu geben als sie.

### Die Wolfsgrube in Uigschen

Das Dorf Uigschen mit seinen dreizehn Bauernhöfen gehörte zum Amtsbezirk und Kirchspiel Coadjuthen, Kr. Pogeegen. Die evangelischen Bewohner sprachen entweder das memelländische Litauisch oder Plattdeutsch. Bei Kuprat versammelten sich die Surinkimeninker. Prediger waren Gai-galat und Grieger. Letzter Amtsvorsteher war Ernst Tramp. Die Kinder mußten in die Schule Matzstubbern gehen. Letzte Lehrer waren dort Krüger und Peldszus. Ein Spritzenhaus war nicht vorhanden, jedoch eine Bude für die Wasserfässer. Durch das Dorf fließt die Alte Sziesze. Größter Hof 160 Morgen, kleinster 5 Morgen. Sechs Wohnhäuser waren noch aus Holz, zwei besaßen noch Strohdächer. Ein Insthaus war im Abbau vorhanden. Bauunternehmer Smailus und Fleischer Schepat waren Gewerbetreibende. Ein Krug war nicht vorhanden. Bei Kuprat und Rose gab es Storchennester. Ein Torfstich wurde ausgebeutet, ebenso eine Lehmgrube. Von einer Vertiefung, die Wolfsgrube genannt wurde, geht die Sage, daß hier früher Wölfe gefangen wurden. In früheren Jahren besaß die Gemeinde eine Windmühle. Nächste Eisenbahnstation war Stonischken, wohin es Autobusverbindung gab. Die Elektrizitätsversorgung war im Bau. Im ersten Weltkrieg richteten die Russen große Zerstörung an. In der Litauerzeit wurden bei einer Landtagswahl die Wähler von litauischem Militär überfallen. Der litauische Lehrer Augustaitis terrorisierte die Kinder. 1939 wurde das Dorf zu Coadjuthen geschlagen. Im Krieg waren Franzosen und Belgier in der Landwirtschaft tätig. Ende Juli 1944 erfolgte die erste Evakuierung in den Kreis Labiau. Am 10. Oktober 1944 erfolgte die zweite Evakuierung, und am 12. Oktober rückten die Russen ein. Nachfolgend die Liste der letzten Besitzer mit Hofgröße in preuß. Morgen: Smeilus (110), Geldszus (60), Kuprat (160), Rose (110), Peldszus (50), Haase (60), Rauba (70), Schneidereit (15), Pauleit (15), Petroschka (30), Schepat (10), Saunus (50), Griegoleit (50).

Nach Angaben von Fritz Smeilus

## Die Pageldiener Angler

Wir waren daheim in unserem einsamen Dörflein Pageldienen die eifrigsten Angler an der Jäge. Damals waren wir Schulbuben. Viele Sonntage waren Awiszus' Richard und Fritz nur an der Jägekrant zu finden. Und der Dritte im Bunde, der Schreiber, war fast jedesmal auch dabei. Im Sommer richteten sich unsere Blicke viel zur Lanka und zur Jäge hin. Es war ein fischreiches Fließchen. Wenn es um die Angelei ging, um den Tag und die Zeiteinteilung, dann waren wir uns in unserem Dreiknabenbund immer einig.

Über den langen Winter hinweg hatten wir die Angeln irgendwo im Gebälk eines Hofschuppens verstaubt. Man war erstaunt und freute sich, wenn man im anderen Frühjahr die Angeln aus diesem Versteck

hervorholte und sie in demselben Zustand, wie abgelegt, wieder vorfand. Nicht in jedem Frühjahr hatte man ein solches Glück.

Unsere Angeln kosteten nur wenige Pfennige. Das Wichtigste, die Angelrute, eine etwas schmiegsame Kleinbirke, wurde in der Pleiner Pelkyne beschafft. Die anderen Teile, Schnur, Senkblei, Plude und Angelhaken, kauften wir uns in unserem nächsten Kolonialwarenladen bei Hermann Kroll in Plaschken. Sobald man alle Teile beisammen hatte, war die Angel in kurzer Zeit hergerichtet. Eine ältere und gebrauchte Angel wurde in jedem Frühjahr von uns gründlich untersucht und brauchbar gemacht.

Wir Angler verfolgten im Frühjahr aufmerksam den Wetterablauf und tauschten

## Eine Schwiegermutter, wie sie im Buch steht

Heimaterinnerung von Daniel Mantwill

Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser,

aber der Fluch der Mutter reißt sie ein.

So hieß ein Sprichwort, das bei uns im Memelland gern und oft gebraucht wurde. Unsere Schwiegermütter genossen nicht den besten Ruf. Sicher gab es viele liebe und verständnisvolle Schwiegermütter, aber die wenigen bösen, die Schwiegermütter, wie sie im Buche stehen, befestigen umso mehr den schlechten Ruf dieser Gattung weiblicher Wesen.

„Na schön, wenn du nicht von ihr lassen kannst, dann heirate sie eben. Aber — das sage ich dir — über meine Schwelle wird sie ihren Fuß nicht setzen!“

Der Sohn versuchte noch einmal eine schwache Verteidigung seiner Auserwählten: „Aber Mutter, sie ist doch ein tüchtiges Mädchen!“

„Ja, ja, sehr tüchtig! Wenn ihre beiden Kleinen nicht gestorben wären, hättest du schon am Hochzeitstag eine komplette Familie. Ich hätte dir eine andere gewünscht, der man nichts nachsagen kann.“

Natürlich hatte sich Pauls Mutter nicht nur eine andere gewünscht, sondern sie schon an der Hand gehabt, und ihr Sohn hatte ihre Pläne durch seinen Starrsinn zu nichts gemacht. Das verwundet eine ebenso starrsinnige Mutter nicht.

So heiratete Paul, ohne daß seine Mutter an der Hochzeit teilnahm. Und weil seine Frau die Schwelle seines Elternhauses nicht betreten durfte, suchten und fanden sie eine Mietwohnung. Kam Zeit, würde auch Rat kommen.

Die junge Frau war nicht nur tüchtig, sondern auch eine Diplomatin. Sie umsorgte ihren Paul, wie es eine Mutter nie besser hätte machen können. Sie las ihm die Wünsche von den Augen ab, sie pflichtete ihm in allen Dingen bei, und sie ließ kein böses Wort über die Schwiegermutter von ihren Lippen kommen. Wenn Paul zu seiner Mutter ging, sollte er sich nicht beklagen müssen. Einmal mußte die Alte doch erkennen, daß ihr Sohn richtig gewählt hatte und glücklich war. Aber die Versöhnung ließ auf sich warten.

Die junge Frau verdiente sich nicht nur Pauls Liebe — sie war auch in der Nachbarschaft allgemein angesehen und wohlgehten. In mehr als einer Familie war man der Meinung, nun sei es mit dem Nachtragen der Schwiegermutter genug. Es müsse endlich Frieden einkehren.

Eine Nachbarin wollte das Unmögliche versuchen. Sie lud sich bei der Schwiegermutter für den nächsten Sonntagnachmittag zum Kaffeepausch ein und versprach, den Kuchen mitzubringen. Heimlich bestellte sie auch die jungen Leute zu dieser Runde. Als sie kurz vor der verabredeten Zeit ankam, war in der gemütlichen Wohnküche schon der Kaffeetisch gedeckt. Die Schwiegermutter machte sich gleich am Herd zu schaffen und setzte den Kaffeekessel auf.

„Was für ein schöner Tag“, begann die Vermittlerin vorsichtig, „wie geschaffen für eine Versöhnung.“

„Was sollen wir uns versöhnen? Wir leben doch in bester Freundschaft! Oder nicht?“

„Und wie ist das mit deiner Schwiegertochter?“

„Die kann mir gestohlen bleiben.“

„Na, sei nicht so, stell doch noch zwei Tassen auf!“

„Für wen denn?“

„Na, für deinen Sohn und seine Frau!“

„So, so — die wollen wohl auch kommen.“

Und schon ging sie hinaus in den Hof, holte ein Bündel grünes, frisch gehacktes Strauchwerk, hob den Kaffeekessel vom Feuer, hob auch die letzten Ringe noch ab, um das Loch zu vergrößern, und drückte das ganze Reisigbündel von oben hinein in das Feuer. Dann deckte sie das Loch zu und setzte das Kaffeewasser wieder auf. Darauf verzog sie sich in die Schlafstube und schloß deutlich hörbar hinter sich ab.

Im Handumdrehen hatte sich die Küche mit beißendem Qualm gefüllt. Das grüne Zeug brannte natürlich nicht, sondern räucherte bloß, daß man die Hand vor Augen kaum sehen konnte. So mußte auch die Vermittlerin das Feld räumen und auf dem Weg Atem schöpfen.

Da kam ihr das junge Paar gerade entgegen. „Ist nichts zu machen, Kinder! Kommt und seht, was los ist!“

Und sie sahen den Rauch aus allen Fugen der Fenster und der Tür herausquellen.

„Ist doch ein verrücktes Weib, deine Mutter!“

Es war das erste und das einzige Mal, daß die junge Frau etwas Ungünstiges über die Schwiegermutter sagte, und Paul mußte ihr Recht geben.

darüber unsere Meinungen aus. Mit einer Schönwetterperiode, sobald die steigenden Temperaturen uns genehm erschienen, erregten sich unsere Gemüter für die Angelei. Wenn keine Schulferien waren, dann war nur der Sonntag der günstigste Tag dafür. Am Abend davor wurde mit dem Spaten eifrig im Gemüsegarten gegraben. Die dicksten Regenwürmer wurden in einem Becher als Lockmittel für die Fische zusammengesucht.

Wir Angler waren Fröhlichsteher. Noch vor Sonnenaufgang tippelten wir der Srovule, einer Einbuchtung der Jäge, zu. Da war unser Treffpunkt. Hier begann schon unsere Angelei. Wenn die Plude im Wasser ruhig dahinschwamm, hieß es: „es tibbert nicht“. Dann wechselten wir an der Jägekrant unsere Plätze und suchten bessere Fangmöglichkeiten.

Nun wurde fortwährend die Angel in das klare, silbrige Jägwasser geschleudert, stellenweise auch über die am Ufer hochgewachsenen Binsen. Allerorts im Wasser rumorte und plätscherte es am frühen Morgen von den nach Mücken und Fliegen schnappenden Barsen, Plötzen, Stichlingen und anderen Fischen.

Wenn ein Fischlein am Köder knabberte, bewegte sich die Plude. „Nun tibbert es“, sagten wir uns. Gar oft tibberte es auch sehr heftig. Sobald die Plude in die Tiefe des Wassers gezogen wurde, war uns klar, daß ein Fisch auf den Köder gebissen hatte. Man zog die Angel samt Fisch aus dem Wasser und entwand den Angelhaken dem Schlund. Die Beute legte man in ein Sammelnetz und tauchte es im Wasser ein. Ein neuer Köder wurde auf den Haken gezogen, und die Angel plumpste wieder ins Wasser zurück. Man wartete auf ein neues Glück.

Die Jäge, ein ruhig dahinfließendes Flößchen, abseits vom großen Verkehr, schlängelte sich in ihrem Lauf durch die weite sattgrüne Lanka an den Ortschaften Plaschken und Pageldienen vorbei und vereinigte sich beim Nachbarort Karzewischken mit dem breiten Rußstrom. Es war ein besonderes Erlebnis, an einem stillen und ruhigen Sonntagmorgen an der Jäge zu angeln. Die tischebene Lanka und eine klare Sicht ermöglichten eine weite Fernsicht. Die köstlich duftende Lanka und ein sanfter Morgenhauch erregten uns. Dazu ertönten vom nahen Plaschker Kirchturm die Glocken. Ihr vibrierender Schall hallte in die weite Lanka. Auch das Glockengeläute der Kaukehmer und Pokraker Kirchen schallte in der Lanka über uns hinweg.

So erlebten wir Angler an einem Sonntagmorgen an der Jägekrant die Würde und Weihe des anbrechenden Tages. Besetzt von diesen berausenden Gefühlen, saßen oder standen wir an der Krant, den Blick nicht von der Angel wendend. Wenn die Glocken verhalten, begann der Sonntag, dieser fromme und feierliche Tag auch für uns Angler.

H. Septinus

## An unsere MD-Leser!

Alle bisher bei uns erhältlichen Heimat-Bücher aus dem F. W. Siebert Verlag haben wir am 16. 9. 76 Herrn GEORG BANDSZERUS, Grubestr. 9, in 347 Höxter übergeben. Wir bitten Sie sich mit allen Bestellungen an obige Adresse zu wenden.

WERBEDRUCK  
Köhler + Foltmer

# Entsteht Memels Grüne Apotheke neu?

In Sowjet-Litauen sind wie in der ganzen UdSSR die Apotheken verstaatlicht. Anders als bei uns tragen die einzelnen Apotheken keine Namen, sondern einfach Nummern. Heute gibt es in Memel, das an die 170 000 Einwohner hat, zehn Apotheken. In ihnen arbeiten 118 Apotheker und 107 andere Angestellte. Um diese Zahlen mit westdeutschen Verhältnissen zu vergleichen: Würzburg, das mit 130 000 Einwohnern erheblich kleiner als Memel ist, besitzt über fünfzig Apotheken mit gut 300 Apothekern und Apotheken-Helferinnen.

In der Sowjetunion werden die Apotheker in Pharmakologienzirkeln fortgebildet. Die Vorsitzende des Memeler Zirkels ist die Provisorin D. Bielskaite. Sie erinnert daran, daß die erste Apotheke in Memel im Jahre 1677 eröffnet worden sei, daß also das Apothekerwesen in Memel sein dreihundertjähriges Jubiläum im kommenden Jahr feiern könne. Die erste Apotheke habe es in der Friedrich-Wilhelm-Straße gegeben, und zwar dort, wo sich heute ein Gemüse- und ein Strumpfladen befinden. Damals hätten die Apotheken Namen getragen, und Memels erste Apotheke sei die „Grüne“ gewesen.

Die Provisorin gibt der Hoffnung Ausdruck, daß das gut über den Krieg gekommene Haus der Grünen Apotheke anlässlich des Jubiläums im Zuge der Altstadtrestaurierung hergerichtet werden möge. Sie würde es begrüßen, wenn in diesem historischen Hause wieder eine Apotheke eingerichtet werden würde, evtl. eine, die besonders Heilkräuter führt und damit dem alten Namen „Grüne Apotheke“ einen neuen Sinn geben könnte. Sie regt schließlich an, daß die Architekten dem Umstande Rechnung tragen sollten, daß es sich hier um die älteste Apotheke der Stadt handelt; dieses müsse sich auch in der Einrichtung ausdrücken.

In Litauen soll es drei Apotheken geben, die älter als die Memeler Grüne Apotheke sind: Wilna und Kowno hätten schon in der ersten Hälfte des 16. Jh. Apotheken gehabt, Kedainy habe 1655 eine Apotheke erhalten.

\*

Wir alten Memeler freuen uns über die Initiative von Fräulein Bielskaite und hoffen, daß sie Erfolg haben möge. Einige Anmerkungen zu ihren historischen Ausführungen seien allerdings gestattet.

Drogen und Heilmittel, damals fast ausschließlich pflanzlichen und — seltener — tierischen Ursprungs, wurden das ganze Mittelalter hindurch von „Quacksalbern“ auf Messen und Jahrmärkten verkauft. Es handelte sich um ambulante Händler, die als Marktschreier und Hausierer durch die Lande zogen und eine Fülle von Pülverchen, Kräutern, Wurzeln, Salben und Tinkturen feilboten. Bis weit in das 18. Jh. hinein wurden diese Heilmittel in Kaufläden und Marktbuden gehandelt, wobei jeder „Wurzelsepp“ das Recht hatte, seine Krambude eine Apotheke zu nennen.

In dem „Churfürstl. Brandenburgischen Medicinal-Edict vom 27. September 1725 heißt es: „Endlich wollen Wir auch die... üble Gewohnheit, daß die Materialisten-Läden und andere Krahm-Buden Apotheken genannt werden, gänzlich abgeschafft wissen.“ Aber gerade in Litauen wurde bis zum Beginn des 20. Jh. ein deutlicher Unterschied zwischen „Aptieka“ und „Daktar-Aptieka“ gemacht. Das erste war die

immer noch existierende Gewürz- und Heilkräuterbude auf dem Markt, das andere der Laden, der von einem studierten Apotheker geleitet wurde.

Memel hatte nicht erst seit 1677 eine Apotheke, sondern mindestens schon 1669, als sich der Apotheker Jung hier niederließ. Jakob Jung war Provisor in der preußischen Hofapotheke gewesen, nachdem er ein ordentliches Studium absolviert hatte. Nach mehrjähriger Praxis hatte er sich in Memel selbständig gemacht und die Altstädtische Apotheke eröffnet. In acht Jahren war er in Memel auf keinen grünen Zweig gekommen, weil die Memeler und vor allem die Landbevölkerung lieber zu den Quacksalbern auf den Markt gingen als zu dem studierten Herrn. Daher wandte sich Jung an den Großen Kurfürsten von Preußen, Friedrich Wilhelm (1640 — 88), mit der Bitte, ihm das alleinige Privileg zum Verkauf von Drogen und Heilmitteln zu verleihen. Dieses Privileg datierte vom 8. Februar 1677. In barocken Deutsch abgefaßt, besagt es in großen Zügen folgendes:

Jung war vom Memeler Magistrat in die Stadt gerufen worden und hatte unter erheblichen Kosten eine Offizin eröffnet, wurde aber von anderen, die die Apothekerkunst nie erlernt hatten, im Geschäft gestört. Die Stadt konnte Jung, da dieser kein Privileg besaß, gegen die unliebsame Konkurrenz nicht helfen. Aus diesem Grunde und auch wegen der Memeler Garnison erhält Jung sein Privileg für sich und seine Erben, allein in Memel eine Apotheke zu unterhalten. Der Große Kurfürst behielt sich jedoch das Recht vor, in künftigen Zeiten, insbesondere bei wachsender Einwohnerzahl, weitere Apotheken in Memel zu privilegieren. Wenn Jung zugesagt wird, er dürfe allein in Memel eine Apotheke unterhalten, so gilt das nur gegenüber der Konkurrenz auf dem Markt und in den Krämerläden.

Jung durfte neben den Heilmitteln auch Gewürze verkaufen, doch blieb ihm auf diesem Gebiet die Konkurrenz der anderen konzessionierten Gewürzhändler erhalten. Auch Wein wurde bei Jung ausgeschenkt, und 1697 findet man ihn sogar als Stadtrichter verzeichnet.

1696 erhielt schon die zweite Memeler Apotheke ihr Privileg, die Schwarze-Adler-Apotheke. Sie wurde wahrscheinlich in der Friedrichsstadt errichtet. Jacob Saur, der am 16. Juni 1696 sein Privileg erhielt, erscheint 1720 unter den zehn Bürgern der Friedrichsstadt, die auf der sogenannten Alten Dange, also der späteren Großen Wasserstraße, wohnten. 1786, unter Apotheker Blümel, war die Apotheke schon in die Marktstraße (Ecke Friedrich-Wilhelm-Straße) verlegt worden, wo sie bis zur Zerstörung Memels bestand.

Wann die Altstädtische Apotheke zur Grünen Apotheke wurde, ob sie gleich ihren Sitz in der Friedrich-Wilhelm-Straße hatte, darüber sagen unsere Unterlagen nichts aus. Von Erich Stephani, dem letzten Besitzer der Grünen Apotheke, wissen wir nur, daß das bei Sembritzki abgedruckte Privileg des Großen Kurfürsten bis 1944 in seinem Besitz war. Es wurde bei der Flucht in einem Stahltesor in Memel zurückgelassen, und wenn es nicht bei einem Brand verglüht ist, müßten es Russen oder Litauer gefunden haben. Leider scheint Fräulein Bielskaite darüber nichts zu wissen.

Hak.

# Pageldienen und seine Bewohner

Der Beitrag „Pageldienen, ein Dorf im Memelland“ von Lehrer i. R. Hermann Septinus — MD 1974, S. 26 — 28 — ist von den Landsleuten sehr begrüßt worden, schildert er doch treffend das Landleben in seinem Heimatdorf. Dazu können wir heute eine Ergänzung bringen.

Im Steuerregister von 1596 der Kirchengemeinde Kaukehmen sind 47 Ortschaften aufgeführt, Pageldienen finden wir nicht darunter. Doch hundert Jahre später, als 1695 Plaschken mit den angrenzenden Orten abgewidmet und ein selbständiges Kirchspiel wurde, ist Pageldienen schon besiedelt. Die ersten Ansiedlungen entstanden früher immer an Wasserläufen, weil so das lebensnotwendige Wasser gleich in der Nähe war und keine tiefen Brunnen gegraben werden mußten. Auch die ersten Pageldiener bauten ihre Häuser in der Nähe der Geldiene, einem Nebenflüßchen der Jäge, die danach bald in den Rußstrom mündet. Das sagt auch der Orts-

name aus: Pa bedeutet an bzw. hinter der Geldiene. Noch in unserer Zeit ging man ins „Dorf“, wenn man die Bewohner im unteren Dorfteil besuchte.

Die ersten Namen finden wir in einer Liste aus dem Jahre 1702, als der Regierung alle ledigen Bauernsöhne zwischen 19 und 40 Jahren gemeldet werden mußten. Aus Pageldienen waren es: Christoff Augschra (19 Jahre), Nickel Naujoks (18 Jahre) und Jurg Schedies (25 Jahre).

Die Kultivierung des Landes schritt zügig voran, wurde aber bald durch die ausgebrochene Pest fast zerstört. Sie wirkte sich in unserer Heimat verheerend aus, weite Felder wurden wieder wüst, und ganze Dörfer starben aus; das Vieh lief brüllend umher und wurde Opfer der Wölfe. Aufschluß darüber gibt uns die „Liste der Amtsbauern des Amtes Tilsit vor und nach der Pest 1709 — 1711“ von Horst Kenkel.

Die Situation in Pageldienen war gar nicht so schlimm und sah so aus:

gaben eine Hube oder Hufe, sie war rund 66,5 heutige preußische Morgen oder 16,7 ha groß.) Die Amtsbauern waren verpflichtet, an 3 — 4 Tagen in der Woche auf den Domänen zu arbeiten, erst danach konnten sie ihr Land bestellen. Das Land war nicht ihr Eigentum, sie konnten jederzeit wegen schlechter Bewirtschaftung oder Lebensführung entlassen werden. Die Leibeigenschaft und die bäuerlichen Frondienste wurden erst anfangs des 19. Jahrhunderts in Preußen abgeschafft. Gewiß gab es in den Dörfern auch Losleute; sie sind aber nirgends erfaßt. Kölmer und Erbfreie wohnten 1736 in Pageldienen nicht.

Nach Goldbecks Topographie war Pageldienen 1785 ein Bauerndorf mit 10 Haushaltungen und einer Windmühle, im Kirchspiel Plaschken gelegen. Papplein war 1785 ein Chatouldorf mit 6 Haushaltungen. Es wurde um 1895 Pageldienen einverleibt. — 1837 kaufte das Dorf die Fischerei in der Jäge.

Pageldienen erstreckte sich in nordsüdlicher Richtung und ist etwa 480 Hektar groß. Im Süden an der Jäge liegen die Überschwemmungswiesen, die gutes Viehfutter lieferten. Daran schließt sich ein ertragreicher Ackerboden an, der von einem schmalen, kargen Sandstreifen unterbrochen wird. Es folgt ein mooriges Niedrigland, das im Pleiner Torbruch endet. Um hier die Erträge zu bessern, wurde 1905 ein Entwässerungskanal mit vielen Zubringergräben gegraben. Der Kanal begann in Pleine, durchquerte Pageldienen und Alt-Karzewischken und mündete in die Jäge.

Verkehrsmäßig war Pageldienen recht günstig durch zwei breite Landwege in ost-westlicher Richtung mit den Nachbarorten verbunden. Vom Verkehrskreuz Plaschker Chaussee — Pleiner Landweg zweigte der Hauptweg nach Pageldienen ab. Er führte durch den Schuneller Rabenwald, in der Mitte des Dorfes an der Schule vorbei, weiter nach Alt-Karzewischken und Uszpelken. Von ihm zweigte ein Weg ab, der durch Schunellen und nahe am Friedhof vorbei in den unteren Dorfteil führte. Der zweite Landweg, entlang der Jäge und Ruß, verband Plaschken, Schunellen, Pageldienen, Alt- und Klein-Karzewischken mit Galsdon-Joneiten. Der nach Norden führende Weg begann bei der Fährstelle an der Jäge, an der Schule kreuzte er den Hauptweg und verzweigte sich im Torbruch. Zum nördlichen Nachbardorf Pleine gab es keine öffentliche Wegverbindung, die Fuhrwerke mußten den Umweg über Plaschken machen. Für Fußgänger und Radfahrer gab es den durch Pleine führenden Bahnsteg, auf dem sie Mädewald und seinen Bahnhof erreichten. Nach Plaschken gab es den Kirchsteg, von dem der Bahnsteg nach Stonischken abzweigte.

Zentrum war das zwei Kilometer entfernte Plaschken. Hier waren die Kirche, das Standesamt, der Amtsvorsteher, Wachtmeister, Post, Arzt und Gemeindecrankenschwester und eine Zweigstelle der Raiffeisenkasse. Hier fanden auch die Jahrmärkte und freitags die Wochenmärkte statt. Um den Marktplatz standen die Krüge und die Kolonialwarenläden. Die Landwirte verkauften hier ihre Produkte und deckten sich mit ihrem Bedarf ein.

## 1. Vor der Ansteckung, Sommer 1709

Name der Bauern

Nickel Naujoks  
Christoff Zudeikis  
Michel Zudeikis  
Annus Guddeit  
Aschmies Szuggar  
Christoff Augschra  
Michel Migla  
Jurg Tischpurwis  
Cillus Krauleidatis

	alt besetzte		wüste	
	Huben	Morgen	Huben	Morgen
Nickel Naujoks	1	—		
Christoff Zudeikis	—	15		
Michel Zudeikis	—	15		
Annus Guddeit	—	10		
Aschmies Szuggar	—	10		
Christoff Augschra	—	10		
Michel Migla	—	10		
Jurg Tischpurwis	—	10		
Cillus Krauleidatis	—	10		
<b>Gesamt</b>	<b>4</b>	<b>—</b>		

## 2. Nach der Ansteckung, Februar 1711

Christoff Zudeikis  
Dotschies Naujoks  
Annus Guddeit  
Aschmies Szuggar  
Christoff Augschra  
Michel Migla  
wüst ausgestorben

	besetzte		wüste	
	Huben	Morgen	Huben	Morgen
Christoff Zudeikis	—	15		
Dotschies Naujoks	—	15		
Annus Guddeit	—	15		
Aschmies Szuggar	—	15		
Christoff Augschra	—	10		
Michel Migla	—	10		
<b>Gesamt</b>	<b>2</b>	<b>20</b>	<b>1</b>	<b>10</b>
an See ausgeschlagen				
an schlecht Land				
durch die gehaltene Maasstreckung befunden				
			<b>1</b>	<b>5</b>
			<b>—</b>	<b>15</b>
			<b>1</b>	<b>—</b>
			<b>3</b>	<b>—</b>

Von den vor der Pest angesiedelten neun Wirten sind sechs, wenigstens Familienangehörige, am Leben geblieben; welche sind in andere Dörfer verzogen. Solche Abwanderungen fanden im ganzen Gebiet auch nach Abklingen der Pest statt. Die Neubesiedlung von Preußisch-Litthauen ist dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I (1713 — 1740) zu danken. Er ließ eine Order ergehen und warb im ganzen Deutschen Reich und in den Nachbarländern Bauern und Handwerker an, um sie hier anzusiedeln. Dazu wurden in den Ämtern Kommissionen gebildet, die das Land neu verteilten. Das Ergebnis ist zusammengefaßt in der „General-Tabelle von Amtsbauern und Kölmern im nördlichen Ostpreußen um 1736 nach der Repeuplierung des Distriks Litauens“ von Kenkel.

In der Generaltabelle werden Aussagen gemacht „von denen im Litthauischen Departement bis ult. Junii 1736 auf Huben angesetzten Salzburgern, Schweitzern, Nassauern und anderen Teutschen, wie auch Litthauern, wie viel davon gutte oder schlechte Wirthe seyen“. Danach waren in Pageldienen, das zum Amte Winge gehörte, folgende Amtsbauern wohnhaft:

Jurg Lockies	15 Morgen
Dotschies Naujocks	15 Morgen
Annus Potschka	15 Morgen
Dotschies Naujenings	15 Morgen
Mertin Casperait	15 Morgen
Michel Paugscht	15 Morgen
Endrig Jäckstait	15 Morgen

Der Winger Amtmann hatte alle als gute Wirte beurteilt. (30 kulmische Morgen er-

Erbmüller Christian Schwederski erbaute 1761 eine Windmühle, die 1843 einem Ambrassat gehörte. Letzter Besitzer war der Hugenotte Natalier. Er ließ 1913 die auf dem Grundstück Kausch stehende Mühle abbrechen und das Holz für den Neubau eines Wohnhauses in Schunellen mitverwenden. Einige Jahrzehnte stand eine zweite Windmühle auf dem Grundstück von Georg Goltz. Nach dem 1. Weltkriege errichtete Bauer Fetting auf seinem Hofe eine Motormühle, die von Storims übernommen wurde. Um 1930 brannte das Gehöft ganz ab. — Eine Käserei betrieb Bauer Bartuschies. — An Handwerker sind zu nennen: die Schmiede Paul Awizsus und Oskar Schubstadt, Schuhmacher war Franz Awizsus. — Die Bauerngenossenschaft richtete 1922 im Hause von Georg Goltz einen Kolonialwarenladen ein. Die Besitzer bzw. Pächter waren nacheinander: Junkereit, Georg Goltz, Baltrusch, Meta Goltz, Schwarz und Richard Hoffmann (1935–40). Dann ging der Laden ein.

Die Volksschule Pageldienen wurde 1887 gegründet, zum Bezirk gehörten die Dörfer Pageldienen und Alt-Karzewischken. Zunächst war eine Klasse im Hause Poeppel untergebracht, bis der Neubau bezogen werden konnte. Es war ein unverputzter roter Ziegelbau mit zwei Klassenräumen und den Lehrerwohnungen; dazu kamen noch Scheune und Stall als Wirtschaftsgebäude. Schulleiter waren die Hauptlehrer Rutkat und Michael Strangalies (1907–44). Die Reihenfolge der zweiten Lehrer ließ sich nicht ermitteln, da sie recht oft wechselten.

Wir lassen nun eine Namensliste der Landwirte folgen, ohne die aus dem 1939 eingemeindeten Ortsteil Alt-Karzewischken. Sollte jemand vergessen sein, bitten wir um Nachsicht, es geschah dann ungewollt: Christoph Auschra / Marta Lingies; Franz Awizsus; Gustav Barkowski; Julius Bartuschies; Wilhelm Batschkus; August Bedarf; Wilhelm Behrend; Wilhelm Bendzus; Georg Bridszun; Georg Julius Doellert; Martin

Dommasch; Michael Engelin; Heinrich Froese; Georg Goltz; August Heydeck; Willi Heydeck; Hermann Hill; Daniel Jonischkies; Grete Killat; Georg Lauszus / Senschewski; Erdmann Palloks; Heinrich Palloks; Pettkus / Luis Braun; Poeppel / Otto Szaguhn; Georg Plogsties / Max Dittkuhn; Emil Preugschat; Michael Reisgies; Rogga / Richard Awizsus; Fritz Schakat; Oskar Schubstadt; Luis Schwender; Albert Sillus; Georg Simoneit; Smilgies; Lehrer Michael Strangalies; Johann Taruttis / Meta Taruttis; August Wannags; Wilhelm Wannags; Friedrich Wittkowski; Zimmermann / Richard Kausch.

Die Verwaltung der Gemeinde lag in den Händen des Gemeindevorstehers oder Bürgermeisters. Ihre Namen ließen sich bis zur Jahrhundertwende zurückverfolgen:

#### Schorning

Wannags, Jakob

Plogsties, Georg

Taruttis, Johann (1919–39)

Bendzus, Wilhelm 1939 – Sommer 1944)

Doge, Hermann (Sommer 1944 – Oktober 1944)

Das Amt des Stellvertreters hatte lange Jahre Georg **Bridszun** inne.

Der Ausgang des 2. Weltkrieges zwang auch die Pageldiener, am 8. 10. 1944 ihren Besitz mit Haus, Hof und Vieh zu verlassen und sich dem langen Treck nach Westen anzuschließen. Viele haben die Strapazen der Flucht in dem kalten Winter nicht überlebt und sind unterwegs gestorben, die anderen wohnen heute weit verstreut im Restdeutschland.

Bis Januar 1945 lag auch Pageldienen im Frontgebiet und unter Beschuß. Dabei gingen einige Gehöfte in Flammen auf. Die intakten Häuser wurden von Litauern belegt. Am Hause dürfen sie 50 Ar für den eigenen Bedarf bestellen. Beschäftigt sind sie auf den Sowchosen in Plaschken oder Szameitkehmen.

Da die Land- und Sandwege für den Verkehr mit Traktoren und Lastkraftwagen nicht geeignet sind, sahen sich die Behörden in Sowjet-Litauen gezwungen, feste Straßen zu bauen. Eine neue Kiesstraße, sie soll später eine Asphaltdecke erhalten, beginnt in Stonischken beim Geschäftshaus Schlaefert und führt nach Plaschken, dann entlang der Jäge und des Rußstromes, durch Pageldienen weiter bis über die neue Atmathbrücke nach Ruß. Von Pageldienen geht eine weitere neue Straße durch Pleine nach Mädewald zur Molkerei der Sowchose. Nach 30 Jahren hat unsere Heimat ein anderes Gesicht erhalten.

Meta Taruttis /  
Richard Taudien



Heuernte an der Jäge in Pageldienen

Zwischen dem Rußstrom und der Jäge liegen die Plaschker Überschwemmungswiesen, die Lanka genannt. Das Frühjahrshochwasser brachte alljährlich die natürliche Düngung mit. Dadurch wurde das Heu zum kräftigen Viehfutter, und die Kühe gaben eine fette Milch. Unser Bild zeigt fleißige Pageldienerinnen beim Heukäppsen.

Aufnahme: Meta Taruttis

# Pageldienen, ein Dorf im Memelland

Erinnerungen aus der Jugendzeit von Lehrer i. R. H. Septinus

Ein Dorf auf der „heidschen Seite“, so nannten die reichen Niederunger Bauern um Kaukehmen und Sköpen die Dörfer jenseits des Rußstromes. Pageldienen gehörte zum Kirchspiel Plaschken, der Seelsorgestelle von Generalsuperintendent Obereigner. Gegenwärtig wird die um die Jahrhundertwende im gotischen Stil erbaute Kirche von der Kolchose Plaschken als Getreidesilo verwandt.

Um mit der Eisenbahn zu fahren, mußte man von Pageldienen zum Bahnhof Stonischken oder Mädewald eine volle Stunde Fußweg zurücklegen. Für den Weg wählten viele daher ein Fuhrwerk oder ein Fahrrad, zumal bis in die dreißiger Jahre kein Auto im Orte vorhanden war.

Aus meiner Kindheit weiß ich, daß zu Wilhelms Zeiten fast nur nach Tilsit gefahren wurde und der Bahnhof Stonischken daher der nächste war. Eine einfache Fahrt mit der Eisenbahn kostete damals 40 Pfg.

Unser Dorf hatte eine gute wirtschaftliche Lage. Im Norden lag des etwa 2 qkm große Pleiner Moor, im südlichen Teil war die Jäge, hier schon fast parallel laufender schiffbarer Nebenfluß des Stromes, und dazwischen lagen saftige Wiesen der Güter Warrischken und Leitwarren, die sogenannte Lanka.

Am Freitag war Markt in Plaschken. Schon am Donnerstag kam die große Stintarmada der Haffischer aus Gilge, Karkeln oder Tave vom Kurischen Haff, die Gilge zuerst stromauf, von Schanzenkrug den Rußstrom abwärts zur Jägemündung in Karzewischken, um dann die Jäge entlang in Plaschken rechtzeitig zum Markt zu sein. An manchen Markttagen zählte ich bis zu 15 Haffkähne. Ihr Werberuf

„Hol Stint, holt Stint,  
so lang noch welche sind!“

klings mir noch heute in den Ohren.

Der Stint war ein begehrtes Futter als Zugabe bei Kartoffeln und Schrotmehl für die Schweinmast. Jedes Quantum wurde in kurzer Zeit abgesetzt. Für einen Schefel Stinte zahlte man vor dem ersten Weltkrieg, der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges, bis zu einem Taler. Die meisten Käufer kamen nicht nur aus Pageldienen, sondern auch aus den umliegenden Dörfern herbei. Damals konnten nur gemästete Schweine auf den Schlachthöfen verkauft werden. Dazu eignete sich das Stintfutter sehr gut.

Zur Zeit der Heuernte herrschte auf den Lanka-Wiesen reges Leben. Zweimal im Sommer wurde das Gras geaustet, um Johanni und Michaeli (September). Die Pachttage wurden mittels Plakate überall in den umliegenden Dorfkrügen bekanntgegeben. Je nach der Qualität des Grases wurde für den ersten Schnitt bis 100, für Grummet bis 50 alte deutsche Mark Pachtgeld je Parzelle bezahlt. Eine gute Parzelle lieferte auch vier große Zweispänner-Fuhren Heu, etwa 160 Zentner. Es blieb keine Parzelle unverpachtet und ungenutzt. Viel Klee und Wicke war dabei, und das Vieh gab fettreiche Milch,

25 Liter und mehr am Tage. Wer ein Wiesengrundstück sein eigen nennen konnte, war ein angesehener Bauer. Weit und breit bekannte Wiesenbauern waren Franz und Hennig aus Pillwarren, Spilgies aus Leitwarren und Gut Warrischken mit etwa 600 Morgen Wiesenfläche. Auf Grund eines Vermächtnisses war die Stadt Tilsit Eigentümerin von Gut Warrischken. Die Lanka-Wiesen waren begehrte Objekte und für den Erwerb als Privatbesitz Mangelware. Zu Wilhelms Zeiten wurden für eine Parzelle Warrischer Stromwiesen bis 1000 alte deutsche Mark bezahlt. Das Sonderbare: die Wiesen benötigten keinen Kunstdünger, wie

Torf. Er hatte dieselben Qualitäten wie ein Stück Gummi, man nannte ihn auch Gummitorf. Der Torf wurde mittels Schubkarren weitergeschafft und vorerst auf Kanten gesetzt. Im Laufe der Zeit wurde er mehrmals umgesetzt, damit er gut trocken wurde. Gewöhnlich vor Beginn der Roggenernte wurde der trockene Torf in die Scheuer gefahren. Die Torffläche wurde rutenweise (etwa 7 Fuß groß) um die Pflingzeit an Interessenten verpachtet. Viele Pageldiener hatten ihre eigenen Torfflächen und in der Lanka auch Wiesen. Nicht so einfach war es, wenn im Dorfe Bauholz benötigt wurde. Dazu war mit dem Fuhrwerk zur Dingker oder Ka-

## Solche Beiträge wollen wir haben!

Unser Leser H. Septinus, ein memelländischer Lehrer im Ruhestand, jetzt in Hanau, Klausenweg 20, lebend, hat Erinnerungen an sein Heimatdorf Pageldienen in der Nähe des Rußstromes niedergeschrieben. Da erfahren wir vom Torfstechen, von Anglerfreuden, von Märkten und Schulfesten. Wir werden an frühere Lehrer und Gemeindevorsteher erinnert. Die schwermütige Moor- und Wiesenlandschaft an der Lanka mit wilden Überschwemmungen und reichen Heuernten wird lebendig. Hier wurde einem kleinen Dorf im Memellande ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Lieber Leser! Liebe Leserin! Warten Sie nicht, bis jemand etwas ähnliches über Ihr Heimatdorf schreibt. Setzen Sie sich selbst hin und schreiben Sie alles auf, was Sie über Ihr Dorf noch wissen. Wenn daraus nicht gleich ein druckreifer Artikel wird, macht das gar nichts. Die Bearbeitung besorgen wir für Sie gern. Wer ist also der Nächste?

er anderweitig erforderlich ist; die Düngung wurde in der Überschwemmungszeit vom Hochwasser reichlich besorgt.

Der andere Vorzug Pageldienens war der große Torfvorrat. Insbesondere die Pageldiener Seite des Pleiner Moores, die Pelkyne, lieferte den guten Brenntorf, der den Briketts gleichwertig war. Steinkohle und Briketts waren hier fast unbekannt. Sogar die Lasdehner, etwa 15 km entfernt, holten ihren Heizungsbedarf aus dem Pageldiener Moor. Infolge der großen Entfernung kauften sie ihren Vorrat in aufgearbeitetem Zustande meterweise.

Der Torf wurde mit einem besonderen Torfspaten in Ziegelform gestochen. Die gesamte Torfschicht war etwa 4 m hoch. Zuerst wurde der braune, minderwertige Moostorf etwa 7 Fuß tief abgestochen. Dieser Torf wurde für den Kachelofen und zum Brotbacken gerne genommen, zumal er eine gleichmäßige Hitze erzeugte. Wir wollen nicht vergessen, daß bis zur Flucht aus der alten Heimat das Brot und auch der Festkuchen in einem gemauerten Backofen gebacken wurde. Das war ein großer Arbeitstag für die Eltern, zumal das Brot, einmal gebacken, 14 Tage reichen mußte. Gebacken wurde fast nur Schwarzbrot.

Nach dem ersten Abstich der Torfwand folgte etwa 300 m zurück der zweite Abstich. Hier wurde der kostbare schwarze Torf, der eine große Hitze erzeugte abgestochen. Wenn keine Wassereintrüche drohten, wurde alles herausgeholt, bis man auf den feinen weißen Sand stieß.

Über dem Sandgrund lag ein eigenartiger wohlher Forst eine Tagesreise erforderlich.

Ferner gab es im Dorf jeden Tag reichlich frische Süßwasserfische aus der Jäge und Geldyne. Alten Fischessern ist bekannt, daß ein Fisch aus Flüssen viel schmackhafter ist als ein Seefisch. Man denkt dabei an die fettreifenden Pukis, die, aus dem Wasser gezogen, in der Bratpfanne gebacken wurden und eine Delikatesse auf dem Frühstückstisch waren. Ja, dabeileckte man sich sogar die Finger ab. Sehr begehrt waren auch Barse und Halbpfundhechte. U. a. gab es viele Rotflossen, aber wenig Aale. Im Dorfe fand man Groß- und Kleinfischer; letztere waren wir Kinder. Im Sommer, bevor die Sonne aufging, liefen wir mit unseren im Torfmoor geschnittenen Angelruten aus Birke zur Jäge oder Geldyne und warfen die Schnur in das klare Wasser. Gespannt und bebend warteten wir auf den Moment, wenn die Plude tipperte. Wurde die Plude in die Tiefe gezogen, so hatte ein Fisch angebissen. Am Morgen waren die Fische hungrig, und es tipperte sehr oft an der Plude. Gegen Mittag ging's mit dem Fang im Beutel heim.

Die anliegenden Höfe hatten ihre Fischereirechte und konnten, außer in der Schonzeit, jederzeit ihre Rechte in den Gewässern wahrnehmen. Es wurde kein Raubbau betrieben, der Bestand wurde gehalten und gehegt.

Die Bodenverhältnisse waren weniger ergiebig als anderswo. Wenn man hörte, daß in der Danziger Niederung der Boden

den 23fachen Ertragswert hervorbrachte, war man bei uns mit dem 10., aber sehr selten mit dem 12. Ertrag des ausgesäten Saatgutes höchst zufrieden. In manchen Lagen erntete man höchstens den 7fachen Ertrag. Weizen konnte nicht angebaut werden, da die erforderliche lehmhaltige Humuserde nicht vorhanden war. Am ertragsreichsten waren die sogenannten Pleinutts, das rückwärtige und kanalisierete Gelände des abgestochenen Moores.

Pageldienen war etwa 60 km vom Kurischen Haff und von der Ostsee entfernt. Von Winden und anderen Wettereinflüssen war der leichte Sand stellenweise zu Sandhügeln geschichtet worden. Der rote Sand wurde, ähnlich wie auf der Kurischen Nehrung, vom Winde weitergetragen, obwohl vereinzelt spärliche Dünengräser gewachsen waren. Für Chausseebauten wurden Schottersteine aus der masurischen Gegend herbeigeschafft.

Dank Fleiß und Arbeit unserer Vorfahren wurde eine humusreiche Bodenschicht geschaffen, die erträgliche Ernteergebnisse hervorbrachte. Zumal das tägliche Brot eine Sorge war, wurde viel Roggen angebaut, ferner Gerste und Hafer für die Schweinezucht. Als Pferdefutter diente Häcksel, gemischt mit Hafermehl. Rüben für Futterzwecke wurden hier weniger angebaut, zumal das gute Lanka-Heu die Rüben voll und ganz ersetzte. Die wenigen Rüben wurden zerkleinert, mit Spreu gemischt und dem Vieh verfüttert. Im Volksmund hieß es, die Rüben mergeln das Vieh aus. Neben Roggen wurden Kartoffeln in größeren Flächen angebaut. Noch kurz vor dem 1. Weltkrieg wurden fünf oder sechs Pflugscharbreiten zu einer Rücke zusammengepflügt; darauf wurden mit dem Spaten die Kartoffeln gesetzt. Kurz vor dem Aufgehen wurden sie aus den Pflugfurchen mittels des Spatens noch mit einer Schicht Erde beworfen. Weniger Aufwand war erforderlich, als im Kartoffelanbau ein Wandel eintrat. Nun wurden die Kartoffeln hinter dem Pflug gesetzt.

Die Menschen befaßten sich fast ausschließlich mit Vieh- und Schweinezucht.



Im Frühjahr kam das Hochwasser

Die Lankawiesen dankten ihre Fruchtbarkeit dem alljährlichen Frühjahrshochwasser. Wie Inseln lagen dann die verstreuten Gehöfte in der Wasserwüste. Die Pageldiener Jugend besuchte sich gegenseitig mit Kähnen und hatte ihren Spaß an dem Naturschauspiel, an das sie von klein auf gewöhnt war.

Die Pferdezucht diente nur, um den eigenen Bedarf zu decken. Für ein junges, gemästetes 2-Ztr.-Schwein zahlten vor dem 1. Weltkrieg die Schweinehändler Michaelis oder Schidlowski je nach Marktlage 30 bis 35 Pfg. je Pfund Lebendgewicht. Vom Bahnhof Stonischken, wo Verladerrampen vorhanden waren, verschickten die Händler an einem bestimmten Verladetag zwei oder auch vier doppel- etagige Waggons zum Schlachthof Berlin. Neben Schweinen wurden auch viele Kälber und Schlachtvieh verkauft. Das Zuchtvieh wurde auf den Jahrmärkten, die zweimal im Jahr in Plaschken stattfanden, umgesetzt. Vor dem 1. Weltkrieg waren

diese Jahrmärkte mit Vieh und Pferden reichlich besetzt.

Gleichzeitig fand auch der Kram- und Vergnügungsmarkt statt. Wir Kinder konnten erst am Nachmittag, nach der Schule, mit etwa 20 Pfg. zum Vergnügungsmarkt gehen und Karussell fahren, in den Glückstopf grabbeln oder etwas Zirpendes für 5 Pfg. kaufen.

Außer der Windmühle von Natalier, einem Hugenotten, einer Motormühle bei Fetting und einer Käserei waren andere Betriebe nicht vorhanden. Die Käserei Ruf stellte Tilsiter Käse her.

Allgemein waren im Dorf wenige größere Höfe vorhanden. Durchweg waren es Betriebe mit zwei Zugpferden und der doppelten Zahl von Vieh. Der größte Hof hatte etwa 20 Milchkühe und die erforderliche Zahl Jungvieh dazu. Die fettreiche Milch wurde in einem Butterfaß zu Butter geschlagen, und es lohnte sich, am Sonnabend mit dem Zug zum Markt nach Tilsit zu fahren und die Butter auf dem Schenkendorfplatz zu verkaufen. Je nach der Jahreszeit kostete ein Pfund Butter 0,80 bis 1,00 Mark. Insbesondere die Kleinbäuerlichen Wirte waren Kunden der Spar- und Darlehnskasse in Plaschken. Der größte Hof hatte etwa 100 pr. Morgen.

Im Dorfe war auch eine Feuerwehr. Sie wurde von Pferden gezogen, die Pumpe mußte manuell betätigt werden. Das Wasser wurde aus Brunnen mit Eimern geschöpft und zum Saugkorb getragen. Meistens bildete man dabei Ketten von Hand zu Hand. Die anliegenden Höfe waren verpflichtet, der Reihe nach die Gespanne zu stellen, und zum Einsatz war jeder Einwohner verpflichtet.

Ganz Pageldienen war ein ebenes Land. Für Pilzsuchende waren der Schuneller Tannenhain und das Moor von Interesse, im Sommer die Jäge und Geldyne für alt und jung eine Badeanstalt. Außer einer Schwedenschanze im Nachbarort Kleinkarzewischken waren andere Sehenswürdigkeiten nicht aufzufinden. Besonderes Interesse erregte im Frühjahr der große



Eisberge auf den Feldern

Jäge und Geldyne waren in Pageldienen weit über die Ufer getreten. Die reißende Strömung hatte Eisschollen des Rußstromes bis auf die höheren Felder getragen und dort zu Eisbergen zusammengeschoben. Jetzt geht das Wasser langsam zurück, und die jungen Leute der Gemeinde wagen eine erste Ausfahrt.

Aufnahmen (2): Ida Doellert

Eisgang auf dem Rußstrom und vom Pogegener See über die Lanka, wenn die Eisschollen mit der Wucht der Strömung Bäume entwurzeln, sich zu meterhohen Eisbergen stapeln und das Hochwasser auch einen großen Teil von Pageldienen überschwemmt. Die Briefträger konnten nur mit Kähnen ihre Post zustellen, und im Schaktarp kamen auch sie nicht durch.

Pageldienen und Alt-Karzewischken waren in einem Schulbezirk zusammen gefaßt. Die zweiklassige Volksschule war in Pageldienen, erbaut um die Jahrhundertwende. Ein großer Spielplatz wurde einige Jahre danach angegliedert. Um ihn herum pflanzten die Schulkinder etwa 30 Lindenbäume, wohl auch, weil Lehrer Strangalies in seinem großen Schulgarten einen Bienenstand mit 20 Völkern hatte. Bekanntlich liefert die Lindenblüte den kostbaren Lindenhonig.

Besonders am Sonntagnachmittag war der Spielplatz für uns Kinder ein Tummelplatz; an den Wochentagen mußten wir den Eltern bei der Heuernte, bei Torf- und Feldarbeiten helfen. Gewöhnlich spielten wir das beliebte Schlagball und Handball, die Mädchen Krocket. Fußball war noch eine unbekannte Sportart. Zu den Schulfeiern des Kirchspiels wurden von den Lehrern in den Turnstunden leichtathletische Übungen durchgeführt. Bei den Wettkämpfen mit anderen Schulen ging es schon damals um Preise und Ehren. Die erwachsene Jugend war in Jungmännervereinen vereinigt, die von Lehrern und Pfarrern geleitet wurden und für die Plaschken die Zentrale war. In der Kirche wirkte damals zu Festgottesdiensten ein Posaunenchor mit, in dem mein älterer Bruder Franz, gefallen 1916, rege mitwirkte.

An der Schule waren folgende Lehrer tätig: Rutkat und Portokat, Strangalies bis zur Fluchtzeit, und Sulies. Ferner waren Thieler, Soldat im 1. Weltkrieg, Kahlfeld, Gronau, Bethke, Walpuski und Bock

hier tätig. Alle früheren Lehrer sind mir nicht bekannt.

Die heutigen Bürgermeister nannte man damals Gemeindevorsteher. Bis zum 1. Weltkrieg war Schorning, dann August Wannags (sein Sohn wohnt heute in Bremerhaven, Fermoorweg 79) in diesem Amt, dann Georg Plogsties, Bridesun, Wilhelm Benzus, Lauszus und Johann Taruttis bis zur Flucht.

Örtliche Bekanntmachungen der Gemeindevorsteher wurden mittels handgeschriebener Laufzettel vermittelt. Im Dorfe kursierten gewöhnlich drei Laufzettel, die von Nachbar zu Nachbar weitergereicht wurden. Ausrufer gab es nicht, zumal kein geschlossenes Dorf vorhanden war. Auch ein Aushang hätte zu keinem Erfolg geführt.

Blätterte man im Einwohnerverzeichnis, dann konnte man folgende Namen lesen: Zimmermann, Pöppel, Blank, Golz, Müller, Braun, Döllert, Heydek, Fröse, Bedarf, Natalier, der Hugenotte mit der einzigen Windmühle im Orte. Andere Namen: Auschra, Augat, Awiszus, Szillus, Jonisches, Plogsties, Palloks, Killat, Taruttis, Bendszus, Batschkus, Szereik, Petkus, Bridesun mußten gemäß Tetzner altpreussischer Herkunft sein.

Von der Sprache im Dorfe kann man sagen, daß bis zum 1. Weltkrieg das Litauische, danach das Deutsche überwiegend war.

Die nachbarlichen Beziehungen waren mehr als gut. Kam es vor, daß im Haushalt mal Farin, Zichorie, Brot und anderes nicht ausreichte, dann waren Nachbarn sich gegenseitig eine Stütze, zumal der Marktort Plaschken zwei Kilometer entfernt lag. Wenn Frau Pettkus und Frau Reisgies miteinander plachanderten, bediente sich die erstere der deutschen, die andere der litauischen Zunge. Beider verstanden sich gut. Es waren aufrichtige Nachbarn, die im besten Einvernehmen lebten, ohne jegliches Mißtrauen.



Die Schulkinder aus Pageldienen

Alljährlich veranstalteten die umliegenden Schulen ein Waldfest im Kawohler Wald. Mit einigen Letterwagen, die mit Birkengrün und Girlanden geschmückt waren, wurden die Schüler zur Festwiese gefahren. Dort wurden aus vielen Spielen wie Eierlaufen, Sackhüpfen u. a., die Schulsieger ermittelt. Unser Bild zeigt die Pageldiener Schüler mit ihren Lehrern Michael Strangalies (links, Schulleiter) und Birk.

Aufnahme: Doellert

## Das Jahr eines Pageldiener Bengels

Von H. Seplinus

Damals, als ich noch ein Bengel war und in der zweiten Fibel neugierig vorwärts und rückwärts herumbblätterte, konnte ich die Gedichte und Lesestücke fließend aus dem Gedächtnis wiedergeben. Das dicke Lesebuch aus der „großen“ Klasse einer zweistufigen Dorfschule kannte ich natürlich nur vom Sehen, zumal diese Schulkameraden erhaben wie die Weisen aus dem Morgenlande über unsere Köpfe hinwegschauten. Damals, als ich noch ein Bengel war, hielten wir nicht viel von der Stubenhockerei. Ungezügelt und frei konnten wir uns in der weiten Gottesnatur entfalten. Alles war nur Spiel, aber unbewußt bahnte sich dabei die Wirklichkeit des Erwachsenenlebens an. Auch ein Bengel vermochte zu denken. In den Abendstunden grübelte man über das Erlebte nach und wünschte sich für den nächsten Tag viel Sonnenschein für Entdeckungsreisen auf dem Hofe, im Garten und auf dem Felde. Überall gab es Neues und Unerforschtes, und ein Bengel hatte genügend Zeit, um mit Muße den Geheimnissen der heimatlichen Flur nachzugehen und sie zu ergründen. Stundenlang konnte ich in den Wassergräben und Tümpeln dem Treiben der quakenden Frösche, der Wasserflöhe und Egel zusehen.

Ein Bengel lebte in einer anderen Welt als die Erwachsenen, aber er strebte danach, auch dort Anerkennung zu finden. Älteren Menschen erwies man Gefälligkeiten, um Lob und Anerkennung zu finden. Mein Stolz war es, wenn meine Aufmerksamkeiten aus fremden Munde anerkannt wurden. Um aber das ganz große Glück zu finden, mußte man erst groß werden. Dann erst war – so glaubte ich – die höchste Stufe des Lebens erreicht. Dann konnte man nach eigenem Willen leben. Erst später, viel später lernte der Bengel begreifen, daß es mit dieser Philosophie doch nicht so ganz seine Richtigkeit hatte.

Wie langsam wechselten die Jahreszeiten ihre Kleider, als ich noch ein Bengel war! Der Sommer war endlos mit vielen wolkenlosen Tagen, und endlos war der Winter mit viel Schnee, eisigen Winden und frostigen Tagen und Nächten. Aber sobald das Dickicht der Sträucher und Bäume an der Pelkyne, dem Pleiner Moor, sich allmählich bläulich färbte, durfte man auf einen Wetterumschlag mit Linderung des Frostes rechnen. Die ebene Landschaft am Rande der Memelniederung bot wenig Sehenswertes, war aber auch nicht eintönig. Die vielen verstreut liegenden Höfe mit den Obstgärten schmückten die Ebene mit farbigen Tupfen. Überall an den Gräben und Feldwegen stand die Saalweide, ein Holzlieferant für den Küchenherd. Schmuck ragten die weißen Birken mit grünen Schleiern im zarten Geäst empor. Ihr süßer Saft war ein beliebter Frühlingstrunk für groß und klein. Meine Versuche, es den Großen nach-

zuahmen und der Birke ihren schmackhaften Saft zu entlocken, scheiterten; icht hatte noch nicht den richtigen Kniff heraus.

Der Frühling setzte mit Schneeschmelze und Eisgang ein. Die Überschwemmung machte die Lanka zum Meer, und stellenweise türmten sich hohe Eisberge auf. Waren die Äcker abgetrocknet, dann begann die Zeit der Aussaat. Immer mehr Menschen sah man auf den Feldern. Damit die Eltern schneller fertig wurden, mußten wir Bengels auch mit anpacken. Besonders beim

Auspflanzen der Kartoffeln konnte auf die Mithilfe der Kinder nicht verzichtet werden.

So zögernd der Frühling, durch Nachtfröste immer wieder geschreckt, eingekehrt war – der Sommer kam über Nacht. Sobald die Sonne das Wasser einigermaßen erwärmt hatte, wurde die grüne Srovulekant unser Tummelplatz. Gab es einmal Hitzeferien, dann führte Lehrer Strangalies uns geschlossen an diese Badestelle, wo wir unter seiner Anleitung die ersten Schwimmversuche unternahmen. Am Abend kamen hier auch die Erwachsenen baden, um sich nach der heißen Arbeit vom Tagesschweiß zu befreien. Die meisten Badegäste aus dem Dorf erschienen aber am Sonntag. Bereits Ende August wurden die Nächte länger und kühler. Damit sank auch die Wassertemperatur, und die kurze, aber herrliche Badezeit im Freien hatte wieder einmal für ein Jahr ein Ende gefunden.

Mit dem kalendermäßigen Beginn des Herbstes begannen bei uns die Kartoffelferien, die bis Mitte Oktober dauerten. Ich hatte in dieser Zeit mein Tagespensum nicht auf dem Kartoffelacker zu erfüllen. Auf den abgeernteten Feldern war der neugesäte Klee über die Stoppeln hinausgewachsen. Da das Vieh das Gras in den Roßgärten den langen Sommer über ganz abgegrast hatte, kam es nun auf den frischen Klee. Mein Los war, bei der schwarzbunten

GERTRUD HAGEN

## Ostern

Und wieder ist es licht ringsum geworden,  
und durstig trinkt mein Auge jene Bilder,  
die wie ein Traum durch meine Seele zogen  
in bangen Stunden, da der Winter kam.

Die gleichen sind's, die einst das Kind erschaute,  
und immer trieb's mich, sehnend sie zu suchen,  
gleichwie ein Ohr nie müde wird, zu lauschen  
dem ersten Märchen, das sein Herz ergriff.

Wie liegt sie kraftvoll vor mir ausgebreitet,  
die dunkle Scholle meiner Kinderheimat!  
Leis' weht ihr herber Duft zu mir herüber:  
Sie grüßt das junge Licht, das sie erwärmt.

Still zieht der Landmann drüben seine Bahnen,  
und sicher furcht der Pflug die braune Erde.  
Mir ist, als müßte Freude sie durchrinnen,  
da sie nun ihrer Saat entgegenharrt.

Den nahen Waldrand säumen schwanke Birken,  
die froh sich ihre Festgewänder weben;  
ein Silberschimmer leuchtet auf den Stämmen;  
es spielt der Wind im feinen Birkenhaar.

Und über Wald und Feld und Blütensternen  
schwingt hoch im Blau der Lerchen Osterjubel.  
Sie tauschen mit der Heimat frohe Grüße –  
So feiert alles ringsum Auferstehn!



Herde die Ferien über Wache zu halten. Das war eine Arbeit und wieder auch keine doch man mußte auf Posten sein. Jeden Morgen war ich pünktlich und flink zur Stelle. Barfuß im glitzernden Tau der sonnigen Herbsttage hielt ich mit meiner Peitsche Tag für Tag treue Wacht. Sobald der frische Klee abegrast war, zog ich mit meiner Herde an die Lauka hinaus. Dem Wasser den Rücken zugedreht, brauchte ich den Blick nur nach rechts und links zu wenden, um meine Herde zu beobachten. Ich war weitab von Häusern und Menschen, und kein Laut drang in meine Einsamkeit. Niemand grollte, wenn meine Kühe auch mal auf Nachbars Wiese gerieten, denn niemand sah es. Hier war ich mein eigener Herr. Ich stand nur wenig hundert Meter von der Stelle entfernt, an der sich die Jägere mit dem breiten Rußstrom vereinigt. Drehte ich mich um, so sah ich nur Wasser, auf dem die Sonnenstrahlen spielten. Die ewig wogenden, sich stetig bewegenden Lichtstreifen fesselten mich immer wieder. In der Mitte waren die Sonnenreflexe am hellsten, nach den Seiten verfließen sie in die Farbe des Wassers.

Ich hatte viel Zeit hier, viel zu viel Zeit. Nicht immer schwebten die Fäden des Altwiebersommers schimmernd in der Herbstsonne. Es gab auch Tage, an denen schwarze Regenwolken die grüne Lanka verfinsterten. Mit einem Strandgutknüppel in der Hand, einen eingeeckten Kartoffelsack über dem Kopf, so erwartete ich das Unwetter. Im Weidengestrüpp am Ufer stocherte ich mir einen Unterschlupf zurecht, nur bot er wenig Schutz gegen den Regen. Aber bei solcher Puscherei verging die Zeit!

Eine Abwechslung brachte das Auftauchen der Stintfischer. Neugierig schaute ich nach ihnen aus, wenn sie mit ihren Kähnen die Jägere aufwärts segelten. Aber nicht immer war der Wind ihnen günstig gesinnt. Ich sah sie auch bei Gegenwind die schweren Kurenkähne mit der Zentnerlast der Stinte den Treidelpfad entlangziehen. Straff war der lange Treckstrick gespannt, den sie einzeln oder zu zweit Schritt für Schritt mit der Last des Kähnes vorwärtszogen. Tief legten sie sich in die Sielen, die sie über den Schultern trugen, wenn sie dicht an mir vorbeikamen. Ihr Ziel war der Markt in Plaschken, auf dem die Stinte als Schweinemast verkauft wurden. Kamen die Fischer wieder zurück, dann war es in ihren Kähnen manchmal recht laut. Sie hatten sich von dem Erlös ihrer silbernen Fracht einen Magenwärmer gekauft und riefen und lachten; ihre kurische Sprache verstand ich nicht und fand sie komisch.

Das Auftauchen der Fischer machte mir Lust zum Angeln. Meine Angel lag tagelang mehr im Wasser als im Grase. Trotzdem konnte ich abends nie Fische mit nach Hause nehmen, weil ich keine gefangen hatte. Ich entschuldigte meinen Mißerfolg mit der Vermutung, daß die Fische im Herbst keinen Hunger mehr hätten. Zur Nacht versteckte ich die Angel im Weidengestrüpp.

Aber auch das Angeln, besonders wenn es erfolglos ist, läßt die Zeit nicht vergehen. So beschäftigte mich die Frage nach der Uhrzeit mehr als jede andere. Die einzi-

*Gutshaus  
Jahn in  
Swaritz =  
kehmen*

ge Möglichkeit, ohne Uhr die Stunde zu schätzen, war die Beobachtung des Sonnenstandes. Und dann war da noch der Dampfer „Kaiser“, der Passagiere und Marktfräuen von Ruß nach Tilsit brachte. Seine Hinfahrt nach Tilsit war für mich bedeutungslos, weil sie zu einer Zeit erfolgte, in der ich noch nicht auf Posten war. Aber abends war mir sein Tuten ein lieber Gruß. Seine Sirene war eine Mahnung an die Fährmänner, die Passagiere auszubooten. Der erste Pfiff kam von Gut Pillwarren, der zweite in meiner Nähe war Gut Warrischken und Alt-Karzewischken, der letzte weiter stromab bei Galsdon-Joneiten. Sein Tuten war ein Zeichen, daß meine Tagespflicht bald erfüllt war und daß die Melkzeit näher rückte. Dann nahte aus der Ferne schon der Melkwagen. Zur Nacht trieb ich das Vieh in eine Koppel, in der auch das Abmelken stattfand. Sobald die Arbeit getan war, fuhr ich mit den Milchkannen zur Meierei und von dort nach Hause.

Herbstzeit — das war auch die Zeit der Kartoffelfeuer. Überall rundherum qualmten größere und kleinere Feuer, in denen in weißen Schwaden das Kartoffelkraut verbrannte. Mein abgeschiedenes, einsames Dasein in der weiten Flur war ohne ein Lagerfeuer nicht zudenken. Es verband mich mit den fernen Feuern in weiter Runde. Mein Ehrgeiz war, eine möglichst dunkle Rauchwolke zu erzeugen. Da ich kein Kartoffelkraut besaß, verbrannte ich trocknes Strandgut, Ablagerungen von der Frühjahrsüberschwemmung: Schilf, Reisig und Prügel, die am Ufer in breiten Streifen zu finden waren. Den Wiesenbauern war es nur recht, wenn unsichtbare Geister diesen Unrat sammelten und verbrannten. Meine große, schwarze Rauchschwade wurde vom Wind hoch empor getragen und war weit sichtbar.

Waren die Herbstferien vorbei, so hatte mein Hirtenamt sein Ende. Ich holte den Schulranzen hervor und versah unter der Aufsicht der Mutter die Bücher mit neuen Schonbezügen, weil die alten angerissen und abgenutzt waren. Der schmutzige Tafelrahmen mußte weißgescheuert werden. Und dann saß man wieder in der Schulstube und — freute sich auf Weihnachten. Aber bis dahin waren es noch lange Wochen. Unmutig saß ich an den langen Herbstabenden beim matten Schein der Petroleumlampe am Tisch und beschäftigte mich mit den Schularbeiten. In dieser Hinsicht waren die Lehrer Strangalies und Sulies nicht klein-

lich. Eifrig löste ich meine Rechenaufgaben mit Hilfe der zehn Finger, jede Zahl mit einem Kopfnicken begleitend. Welche Freude, wenn am nächsten Tag alles richtig war! Nach dem Schulunterricht waren die Nachmittage immer sehr kurz. War die Witterung günstig, so konnte man noch ein Weilchen im Freien verbringen. Bereits um vier Uhr nachmittags wurde die Lampe angezündet.

Ein bedeutendes Stück dem Weihnachtsfest näher gekommen war man, wenn die Martinigans nicht mehr im Teich schwamm, sondern über das Eis watschelte. Waren erst einmal die Tümpel zugefroren, dann schorrtten Bengels und Marjellen mit ihren Schlorren um die Wette auf dem Eis. Mochte das Eis auch noch knacken und krachen — die Teiche nahe den Höfen waren ja nicht tief. Nach weiteren Nachtfrösten konnte man sich auch auf die größeren Eisflächen wagen. Hier erprobte man zunächst die Festigkeit des Eises, ehe man sich ihm anvertraute. Wir bevorzugten die weiten Flächen in der Lanka oder in den Pleinutis, den ausgestochenen Moorflächen. Der Rußstrom bot für Schlittschuhläufer nur wenige ideale Stellen, da seine Strömung zu stark war.

Die Glücklichen waren die Besitzer eines Paares Schlittschuhe, die über das spiegelglatte Eis flitzen konnten. Schlechter waren die Anfänger dran, die sich mit Geschwistern in ein Paar Schlittschuhe teilen mußten. Mit einem Schlittschuh am Fuß, humpelten sie hinter den Flitzern her. Auch die reifere Pageldiener Jugend traf sich nun Abend für Abend auf dem Eis. Beim Abschlagen blieb natürlich der gewandteste Läufer Sieger. Der Ruf „Kattun fuffzig“ beim Greifspiel ist mir heute noch in den Ohren. Sobald Gretchen, die Tochter des reichen Bauern Kalnischkies, sich auf dem Eise blicken ließ, war sie natürlich der Mittelpunkt, und alles drehte um sie die Kreise. Auch wurden mit Schlittschuhen Touren in die Nachbardörfer unternommen, oder man baute ein Eiskarussell. Man ließ dazu einen Pfahl einfrieren und befestigte an ihm eine lange Stange, mit der man im Kreise schleuderte, daß einem Hören und Sehen vergingen. Kaisers Geburtstag wurde Ende Januar in Schulen gefeiert: die Nachfeier vereinigte die Jugendlichen bis spät in der Nacht auf dem Eis.

Aber vorerst freute man sich auf die kommenden Feiertage, auch auf die Fladen, die zu Weihnachten gebacken wurden und noch



Gasthaus Julius Werner



Schule



Gutshaus Stuhler

### Damals in Sakuten

Unser kleiner Bildstreifen führt uns in das Sakuten vor dem 1. Weltkrieg. Links die Gastwirtschaft von Julius Werner, in der Mitte die Volksschule und rechts die Besitzung von Gutsbesitzer Stuhler.

lange danach geknabbert werden konnten. Der erste Feiertag galt nicht nur zu Weihachten als großer und frommer Tag. Wir Bengels durften uns nur in den Hofgrenzen bewegen. Jeder Schritt darüber hinaus war Sünde. So schaute ich durch das halbabgetaute Fenster den Weg entlang und bewunderte die feinen Schlitten mit den Trakehnern, die im Schnee dahinstiebt. Aufmerksam lauschte ich den Schellengeläut, mit dem die Schlitten sich den Nachbarn bemerkbar machten, die zu Fuß in die Kirche gingen. Alle strömten nach Flaschen, um dem Schöpfer voller Ehrfurcht dafür zu danken, daß er seinen Sohn in diese Welt gesandt hatte.

Die nächsten beiden Feiertage waren nicht so eintönig. Man durfte am zweiten Feiertag Freunde besuchen und empfangen und seine Geschenke zeigen, wenn man welche bekommen hatte. Nur hin und wieder kümmerten sich die Eltern um uns Bengels und ermahnten uns, leise zu sein. Der dritte Feiertag war für uns am schönsten und eindrucksvollsten, weil er der Besuchstag im Kreise der Verwandtschaft war. Nur starker Schneefall konnte gelegentlich diese Besuche behindern.

Der eigentliche Winter kam jedoch erst, wenn in kristallklaren Nächten die Sterne in schier überirdischer Schönheit am Himmel funkelten oder ein eisiger Nordwind die Schneewehen meterhoch jagte. Dann nagte der Frost an Fingern und Zehen. Die Holzzäune krachten und knarrten. Das Eis rumorte und donnerte, als ob Kanonen abgeschossen würden. Nun war die Ofenbank der begehrteste Platz. Beim Schein der Petroleumlampe lernte man:

Und dräut der Winter noch so sehr mit trotzig Gebärden...

Niemand dachte, daß den friedlichen Zeiten je wieder Jahre großer Besorgnis folgen könnten. Ein Komet bewegte die Gemüter. Er kündigte Krieg und Hungersnot an. Ich hatte die Volksschule hinter mich gebracht, als der erste Weltkrieg entflammte. Für mich war nun der Platz nicht mehr bei der Herde, sondern hinter dem Pfluge. Aus dem Bengel wurde ein Mann.

## Karfreitag - zu Hause

Wir waren zu Hause nicht übertrieben fromm, aber doch gläubig. Mein Vater achtete streng darauf, daß an jedem Sonntag und Feiertag jemand von der Familie zur Kirche ging. Der Weg dorthin war nicht weit, vielleicht eine halbe Stunde, aber bei Tau- oder Regenwetter war die Straße aufgeweicht und schlecht. Ich wurde schon mit sieben Jahren zum regelmäßigen Kirchbesuch angehalten, und ich ging die für mich noch lange Strecke auch allein und freiwillig, weil der feierliche Gottesdienst mir immer wie ein Fest vorkam.

Am Karfreitag, dem höchsten Feiertag, den das Kirchenjahr im Memelland kannte, mußten wir Kinder zu Hause bleiben. Bereits am Gründonnerstag hatte der Knecht den Jagdwagen, die Pferde und das Geschirr auf Hochglanz bringen müssen. Aufgeregt drehten wir Kinder uns dazwischen herum und waren überall im Wege. Vater sah die Fahrt zur Kirche am Karfreitag als etwas ganz Besonderes an. Wir Kinder wurden ermahnt, uns still und sitzsaam zu betragen.

Vater und Mutter verzichteten am Morgen des Karfreitags auf das gewohnte Frühstück. Das Abendmahl, das sie in der Kirche erwartete, nahm man auf nüchternen Magen. Endlich rollte der Wagen vom Hof, und wir Kinder blieben mit dem Gesinde allein. Knechte und Mägde stammten von jenseits der Grenze - aus Litauen. Ihnen gefiel es bei uns; sie blieben oft jahrelang und erlernten die deutsche Sprache. Die litauische Magd durfte an diesem Tag allein kochen. Allerdings hatte Mutter schon alles so gut vorbereitet, daß die gekochten Fische gelingen mußten. Der Knecht hatte den Hof musterhaft aufgeräumt und gekehrt, so daß richtige Sonntagstimmung herrschte. Wir Kinder drehten uns in der Küche herum, so daß die Magd ein oder das andere mal stöhnte: „Ach, wäret ihr doch besser mitgefahren!“

Erst gegen ein Uhr mittags kehrten die Eltern zurück. Ein Abendmahlsgottesdienst dauerte immer besonders lange. Das Essen stand fertig auf dem Herd, und der Knecht hatte schon eine halbe Stunde vorher am Tor Ausschau gehalten. Er hielt die Pferde, während die Eltern ausstiegen. „Gib ihnen anständig Hafer“, sagte der Va-

ter und tätschelte den Braunen die Häuse. „Diesmal haben sie lange vor der Kirche in der Kälte warten müssen!“

Während der Knecht ausspannte, erklärte mir mein Vater, die Pferde seien stolz, wenn sie an einem Feiertag zur Kirche gehen könnten. Und die Pferde, die im Stall zurückbleiben mußten, seien neidisch auf die Kutschpferde. Ich dachte, er binde mir einen Bären auf, aber im Stall bissen die zu Hause gebliebenen Pferde wirklich nach den Kutschpferden, wenn diese nur in ihre Nähe kamen.

Bei Tisch erzählte uns Vater mit seinen Worten, was er von der Predigt behalten hatte, und das Passionsgeschehen war uns so gegenwärtig, als sei es nur einige Dörfer weiter passiert - und vor gar nicht so langer Zeit.

Ob das Wetter gut oder schlecht war - wir durften an diesem Tag die Stube nicht verlassen. Der Vater stand stumm am Fenster, die Mutter las im Gesangbuch, und wir waren bedrückt. Um drei Uhr nachmittags war der Herr Jesus, aris Kreuz geschlagen worden. Da durfte kein lautes Wort fallen, kein Lachen, kein Singen, kein Pfeifen zu hören sein.

Gern hätten wir Kinder uns beschäftigt, vielleicht mit Handarbeiten oder einer Bastelei. Aber am Karfreitag nahm man keine Arbeit zur Hand, und besonders Schere, Nadel und Messer waren verpönt, denn alle spitzen und scharfen Gegenstände erinnerten an die Marterwerkzeuge, mit denen der Heiland gequält worden war.

„Pfui, was waren das bloß für Menschen, die den Herrn Jesus töten konnten!“ sagte mein Vater in Gedanken, und meine Mutter fügte hinzu: „Glaub bloß nich, daß die heute besser sind. Die würden das heutzutage genau so machen!“

Vater war ein guter Mann. Er hielt darauf, daß auch das Gesinde gottgefällig lebte, und wir hatten nie Ärger mit unseren Litauern. Wir Kinder wurden nie geschlagen und kaum geschimpft. Wenn Vater nur sagte: „Bist ja verrückt!“ dann zuckten wir schon zusammen, und selbst die Pferde nahmen Haltung an. „Ihr müßt nicht nur am Karfreitag gute Menschen sein“, mahnte er uns, „sondern alle Tage - ja, immer!“

Ilse Richter



Der Jagdwagen ist auf Hochglanz gebracht worden

Holländer-Mühle in Paven

## Entwässerung von Pageldienen

Das MD brachte auf Seite 31/1967 folgende Kurznachricht aus der Heimat: Vor zwei Jahren wurde mit der Entwässerung des Moores von Pageldienen begonnen. Es sind 153 Hektar Ackerland und 92 Hektar Kulturwiesen gewonnen worden.

Das ist keine Errungenschaft der Sowjetrepublik Litauen. Schon 1904 wurde die Entwässerungsgenossenschaft Pleine gebildet. Ihr Zweck war die Entwässerung des Pleiner Torfbruches, um die Erträge der niedrigen Grundstücke in Pleine, Pageldienen, Alt-Karzewischken, Uszpelken, Werszenhof und Swareitkehmen zu bessern. Mit finanzieller Hilfe der Regierung wurden zwei Hauptkanäle mit einer Sohlenbreite von einem Meter geschaffen. Der eine Hauptkanal durchlief Pleine und Werszenhof und mündete in die Wersze. Im Dreidörfereck Plaschken, Pleine und Pageldienen begann der zweite Hauptkanal. Er bildete zuerst die Grenze zwischen Pleine und Pageldienen, später durchquerte er Pageldienen und endete in Alt-Karzewischken in einem kanalisierten Bach. Dieser mündete nach etwa 2 km Lauf in die Jäge. In die Hauptkanäle führten viele Zubringergräben. Ein solcher war in Pageldienen zwischen den Grundstücken von Wittkowski und Szaguhn, auf dem Grundstück von Schwender nahm er mehrere Gräben auf, die aus dem Torfbruch kamen. Schon nach einem Jahrzehnt wurden weite Felder nutzbar, zunächst als Weideland, später auch als ein ertragreicher Ackerboden. Die Felder reichten bis auf 200 m an den Torfausstich heran. In trockenen Jahren mußte jetzt zum Torfpresen sogar Wasser vom Hochmoor herangefahren werden. Zweimal im Jahre, im Frühjahr und im Herbst, wurden die Kanäle entkrautet und das Böschungsgas abgemäht. Waren sie im Sommer trocken, wurde der Schlamm von der Sohle ausgehoben. Dazu waren die Anlieger verpflichtet. Um 1930 errichtete man in Alt-Karzewischken und in Werszenhof je eine Sperrschleuse. Nun konnte beim

Hochwasser von Memel und Ruß das Wasser nicht in die Kanäle zurückfluten.

Wären die Kanäle und Gräben von den Sowjetherren weiter in Ordnung gehalten worden, hätten sie jetzt große Mühen und einige hunderttausend Rubel gespart. Nein, sie ließen alles verfallen. Um größere Ackerflächen zu erhalten, schütteten sie sogar die Gräben zu. Nach 20 Jahren rühmen sie sich ihrer Erneuerung.

Rita

## Kaszemeken

An der Grenze des Kreises Heydekrug zum Kreis Pogegen hin liegt zwischen Coadjuthen und Rucken das Dorf Kaszemeken, über dessen Namen sich vielleicht mancher Landsmann den Kopf zerbrochen haben wird. Die Ortsnamen nicht nur in unserer Heimat gehen zum Teil auf Namen oder Beruf des ersten Siedlers zurück oder haben eine geographische Bedeutung. Die Nachbarorte Kaszemekens sind Uszkamonen und Pakamonen. Beide Dörfer haben ihren Namen von dem Fließchen Kamon erhalten. Uszkamonen ist das Dorf jenseits der Kamon, Pakamonen liegt vor der Kamon. Matzstubbern, das nächste Nachbardorf von Kaszemeken ist von einem Personennamen hergeleitet: Matz = Matthias, Stubbern hat nichts mit dem Baumstubben also mit dem Wurzelstock zu tun, sondern dürfte von dem deutschen Wort Stube herkommen, das im Litauischen als „stuba“ sowohl Zimmer als auch Gehöft bedeuten kann. Das wäre also das Gehöft des Matthias. Vielleicht handelt es sich aber auch um eine Verformung des im Memellande häufigen Namens Stumber oder Stumbra (Stumbragirren), der soviel wie Auerochs, Wisent, Bison oder Büffel bedeutet. Der ähnliche Name Stimbra hat mit dem Büffel dagegen nichts zu tun – er bezeichnet einen druggligen Menschen, denen wörtlich handelt es sich um den Klöppel der Glocke, die Verdickung der Peitschenschnur am Stiel, den Stengel einer Pflanze oder die Wurzel des Pferdeschwanzes.

Aber wir wollen uns durch die Nachbardörfer nicht verleiten lassen, den Namen Kaszemeken ganz zu vergessen. Der Kaszmek ist weiter nichts als der Gerber. Ob es sich um einen wirklichen Gerber handelte, der sich als erster hier ansiedelte, ob der Mann einfach nur Gerber hieß, weil einer seiner Vorfahren mal Gerber gewesen war – wer will das heute noch entscheiden? Wer eine litauische Bibel besitzt, sollte Apostelgeschichte 10, 32 nachschlagen. Dort wird von Simon dem Gerber gesprochen „kaszemeko Simono“. Damit ist Kaszemeken das einzige memelländische Dorf, das schon in der Bibel vorkommt...

Hak./Rhd.



Eine memelländische Bauernfamilie

Pfingsten 1931 entstand diese Aufnahme der Bauernfamilie Surau auf dem heimatlichen Hofe in Killischken. Vater Surau ist schon tot. Obwohl klein von Figur, war er ein Kraftmensch. Einen einseitig eingesackten Heuwagen von 30 Zentnern stemmte er mit der Schulter heraus. Er liebte einen starken Schnaps, und in seinem Schnupftabak mußte zermahlenes Glas sein. Rechts sehen wir den Bauern Reisgies aus Pagrienen, der ein ausgewachsenes Pferd auf die Schulter nehmen und forttragen konnte. Frau Surau (links vorn) ist ebenfalls schon tot. Sie hatte 16 Kinder zur Welt gebracht, von denen unser Bild drei Söhne und eine Tochter zeigt. Sohn Richard (mit Schillerkragen) wohnt heute in Bochum, Lindener Str. 149, und grüßt auf diesem Wege alle Schulfreunde aus Neu-Rugeln.

Es hat Gott, dem Herrn über Leben und Tod gefallen, am 14. Oktober 1969 meinen lieben Mann, unseren lieben Vater, Schwiegervater und Opa

## Ewald Lauks

Justizobersekretär i. R.

im Alter von 68 Jahren nach langem Leiden, aber völlig unerwartet, in die Ewigkeit abzurufen.

- Antonie Lauks
- Siegfried Lauks mit Familie
- Elfriede Mc Millan, geb. Lauks mit Familie, USA
- Irmgard Lauks

72 Tuttlingen, Ziegelweg 9  
früher Pagrienen bei Heydekrug

Die Beisetzung fand am 17. Oktober, um 11 Uhr,  
auf dem Friedhof in Tuttlingen statt.

A

## Schüler als Reporter

# José Berger siegte in unserem Preisausschreiben

## Zwei Preise gingen nach Iserlohn — Die Jury hatte es nicht leicht

In der Weihnachtsausgabe riefen wir unsere jungen MD-Leser auf, sich als Reporter zu betätigen. Sie sollten Eltern, Großeltern oder Bekannte nach dem Memelland befragen und das Interview für uns aufschreiben. Unser kleiner Hintergedanke war, die Reporter für die Heimat ihrer Eltern und Bekannten zu interessieren. Und das klappte dann auch wirklich gut. Es wurde einfallreich gefragt, und so geben die Fragen und Antworten der fünf preisgekrönten Arbeiten einen guten Querschnitt durch unser Memelland.

In der Jury, die mit der Entscheidung ein schweres Los gezogen hatte, befanden sich Erich Zoppot aus Bad Homburg, der Anreger dieses Preisausschreibens und Stifter einiger Preise, MD-Redakteur H. A. Kurschat aus Würzburg und drei Mitglieder der Jugendgruppe der Iserlohner Memelländer: die Untertertianerin Heidi Adolph, Annette Heyer und Günter Naujoks aus Hemer-Deillinghofen. Wer befürchtet, die Iserlohner hätten ihre Teilnehmer auf die ersten Plätze gebracht, sieht sich ange-

nehm enttäuscht. Sie waren sehr fair. Nur einmal wurden die beiden Iserlohner auf die beiden ersten Plätze gesetzt, zwei mal wurden sie auf die Plätze 3 und 4 verwiesen.

1. **Sieger wurde mit deutlichem Abstand der elfjährige José Berger aus 28 Bremen, Eisenbahnstr. 6.**
2. **Sieger wurde Frank Maibaum aus 5458 Fröndenberg-Bentrop, Bentrop-Weg 11, 13 Jahre alt.**
3. **Sieger wurde Annette Wagner, 6551 St. Johann, Weingut, Aussiedlerhof, 10 Jahre alt.**
4. **Sieger wurde Sigrid Gischer aus 586 Iserlohn, Soenneckenstr. 25, 10 Jahre alt.**
5. **Sieger wurde Jens Powils aus 6238 Hofheim, Theodor-Körner-Str. 20, 9 Jahre alt.**

Nachfolgend stellen wir unseren Lesern die Arbeiten vor. Die Fragen unserer jungen Reporter sind immer fett gedruckt.

hieß es einfach nachhaken, und dann wurde gepaukt, bis es jeder begriff. Gibt es das in deiner Schule auch?

**Nee, da haben die keine Zeit mehr dafür. Das verstehst du doch, Mutti!**

Na klar, bei den vielen neuen Lehrerpforzchens — und es werden immer neue gelassen — liegt das nicht mehr drin.

**Mutti, und wie war der Winter im Memelland?**

Den Schnee, auf den du hier vergeblich wartest, habe ich dort jeden Winter gehabt. Zur Schule gingen wir trotzdem oft auf Schlorren (Holzpantoffeln). Am schönsten war es beim Bäckschnee. Die Schlorren wurden dann immer höher, und man ging wie auf Stelzen. Nach der Schule gingen wir auf den Teichen schorren. Am feinsten ging das mit abgeschelwelten Schlorren. Die waren so schön glatt. Man flog wohl oft aufe Norsch damit, aber Spaß hat es gemacht. Ja, ihr kleinen Lorbasse müßt hier schon auf vieles verzichten. — Da wir gerade beim Winter sind, fällt mir noch eine lustige Geschichte aus der Nachbarschaft ein: Die Grigoleitsche machte sich immer gerne fein. Na, und da hatte sie sich mal einen ganz dollen Fuchskragen gekauft. Man kann ja nun nicht grad sagen, daß die Britschinsche drauf neidisch war, vielleicht nur ein bißchen. Die Grigoleitsche meinte das wirklich gut und wollte die Britschinsche gut beraten und sagte: „Du mußt deinen Heinrich nicht so gut rausfuttern. Der kriegt ja schon die reinsten Hängebäckchen.“ Empört schreit die Britschinsche da: „Lieber tu ich für mein Geld dem Heinrich rausfuttern, als daß ich mir einen Fuchskragen um die Gurgel würg!“ Jennau, jennau, waren die beiden sich da böß! Wie lange, das weiß ich nu nich mehr. Nu, Jung, hab ich wohl lang genug erzählt?“

**Danke, Mutti, ja, du hast wieder einmal viel aus deinem, nein, aus unserem Memelland erzählt. Ich danke für das Interview.**

## Der Heydekruger Markt war größer als der Bremer

In Bremen, Eisenbahnstraße 6, befragte unser 1. Sieger José Berger seine Mutti Lotti Berger, geb. Dumski, aus Pagrienen, Kreis Heydekrug:

**Du kommst aus dem Dorf Pagrienen, Kreis Heydekrug, Mutti. War das weit von der Kreisstadt entfernt?**

Nein, unser Dorf lag gleich hinter dem Heydekruger Rabenwald. Durch diesen Rabenwald floß der Fluß Sziesze. In ihm habe ich schwimmen gelernt. Auf dem Heydekruger Markt, der jeden Dienstag stattfand, hatte meine Oma einen Gemüsestand.

**War der Markt auch so groß wie unser in Bremen?**

Viel, viel größer, mein Junge. Bei uns gab es einen Fischmarkt, einen Schweine- markt, wo auch eine große Halle stand, in der die Fleischer ihre Ware anboten. Dann war da noch der allgemeine Marktplatz, wo eben alles angeboten wurde: Gemüse, Butter, Obst, Pilze...

**Gab es viele Pilze bei euch?**

Unser Bauernhof war in der Nähe des Scheuschen Waldes. Dort konntest du alles finden: Pilze, Himbeeren, Blaubeeren, Erdbeeren und Preiselbeeren.

**Bist du oft Pilze sammeln gegangen?**

Ja, sehr oft. Nur wenn uns eine alte Pilzsammlerin, die Pilze zum Verkaufen sammelte, erwischte, jagte sie uns davon. „Verdammt Kobbels, gleich kriegt ihr eins mit'e Klub, wenn ihr nicht verschwindet! Euer Vater kriegt euch auch so satt. Mich arme Frau bringt ihr aber um mein Brot.“ Na, das wirkte immer. Wir nannten wie dammlig, um ja nicht eins mit'e Klub zu kriegen.

**Was ist eine Klub, Mutti?**

Ach, José, das ist ein Holzscheid, ein

Knüppel. Sieh einmal, du sagst ja auch Flinsen statt Pfannkuchen und puszen statt streicheln und noch andere Ausdrücke, die man bei uns gebrauchte. Ich habe das bewußt so weitergegeben, weil ich nicht möchte, daß unser Dialekt ganz vergessen wird.

**Wie groß war eure Schule in Pagrienen?**

Wir hatten in den letzten Jahren nur eine Klasse. Es waren in sechs Abteilungen ungefähr 38 Kinder. Wir mußten acht Jahre zur Schule gehen. Unseren Lehrer Rotkamm hast du hier ja noch kennengelernt. Er hatte es viel schwieriger als deine Lehrerin. Es waren ja viel mehr Kinder und aus verschiedenen Altersgruppen in einer Klasse zu unterrichten. Doch nahm er sich noch Zeit, Nachhilfeunterricht zu geben. Da

Pagrienen

# „Memeler Dampfboot“ sogar im Brockhaus

Was die Oldenburger Nordwest-Zeitung über  
F. W. Siebert schreibt

In einem ausführlichen Bericht hat die in Oldenburg erscheinende Nordwest-Zeitung über unsere Heimatzeitung und ihren Herausgeber F. W. Siebert geschrieben. Es wird auch unsere Leser interessieren, wie andere uns sehen:

Die „gute alte“ Zeit der Dampfschiffe ist zwar vorbei, eines dieser Exemplare hat jedoch überlebt. Das „Memeler Dampfboot“ stampft seit 126 Jahren in Form einer Zeitung für Vertriebene durch die Geschichte der deutschen Presse. Inhaber und eifrigster Redakteur des Blattes ist Friedrich Wilhelm Siebert aus Memel, der mit 75 Jahren noch bemüht ist, jede Neuigkeit von Oldenburg aus an seine rund 4000 Bezieher in der ganzen Welt weiterzuleiten.

„Im Jahre 1849 war das Dampfboot eine Möglichkeit, Nachrichten ziemlich schnell zu übermitteln. So kam die Zeitung zu ihrem Namen“, berichtet Siebert aus der Geschichte des „Memeler Dampfbootes.“ Er selbst, erzählt er weiter, habe ursprünglich nicht vorgehabt, in das Zeitungsgeschäft einzusteigen, aber „beide Brüder stürzten mit dem Flugzeug ab, und so war die Firma verwaist.“ Auf seinen Beruf als Verleger und Herausgeber bereitete sich Siebert gründlich vor. Zuerst stand er am Setzkasten, dann schloß er eine Lehre als Drucker ab, und schließlich beendete er auch eine Ausbildung als Redakteur.

Gegen Ende des zweiten Weltkrieges geriet Friedrich Wilhelm Siebert in Gefangenschaft; seine Frau schickte er in den Westen. Später, als Siebert mit dem Rucksack als einzige Habe folgte, blieben sie in Oldenburg, wo ein Vetter des Verlegers wohnte. Die Jahre danach wurden für das Ehepaar schwer. Sie hatten eine kleine Wohnung in der Nordstraße. Siebert arbeitete als Vertreter.

Nach der Währungsreform habe er dann angefangen, wieder an seine Zeitung und einen Neuanfang als Verleger zu denken. Zuerst druckte eine Firma in Meppen die Zeitung. Gleich nach dem Kriege hatte sich die Arbeitsgemeinschaft der Memelländer

den. Die Auflage der Zeitung ist etwas gesunken, da viele ältere Memelländer verstorben sind. „Aber wir haben auch junge Menschen unter den Abonnenten. Sie interessieren sich für Veränderungen und Vorgänge in der alten Heimat, obwohl sie nur ein paar Jahre dort gelebt haben“ betont Siebert.

Die Neuigkeiten aus Memel und Umgebung bezieht der Verleger aus einer litauischen Zeitung. Mitarbeiter H. A. Kurschat, wie Siebert Träger des Bundesverdienst-

kreuzes, übersetzt den litauischen Text. So erfahren die Leser, daß eine Brücke andere Bogen bekommen hat, daß Sommerfeste über 300 000 Gäste zusammenführten und daß die Einwohnerzahl auf 160 000 angestiegen ist. Aber auch für Erinnerungen, Erzählungen und Bilder aus den früheren Tagen ist in der Zeitung Platz.

Wie sehr gerade die Memelländer an der alten Heimat hängen, zeigt ihr Optimismus: Die Jubiläumsausgabe vom letzten Jahr dazu: „Ein Memelländer mit hellseherischen Fähigkeiten hat uns vorausgesagt, daß unsere Zeitung bereits 1980 wieder in einem freien Memel erscheinen wird.“ Der Dampfboot-Kapitän: „Wir sind da nicht ganz so optimistisch, aber auch wir glauben zuversichtlich, daß die Sowjetrussen nicht in alle Ewigkeit ihre Satellitenstaaten in Ost-Mittel-Europa unterdrücken können.“

Elke Prediger

## Kurznachrichten aus der Heimat

### Sowjets feiern die Einnahme Memels

Die Besetzung Memels durch Truppen der Sowjetarmee am 28. Januar 1945 gibt der „Tiesa“ Gelegenheit zu ausführlichen Berichten über die damaligen Vorgänge. Da werden Schilderungen der Kämpfe um eine Befestigung auf einer Anhöhe bei Tauerlauken gebracht. Man schwelgt vom Vordringen in die (längst heimlich geräumte) Innenstadt gegen den hartnäckigen Widerstand der „Verteidiger“. Bei der Gedenkfeier auf dem Heldenfriedhof versammelten sich Hunderte (!) Einwohner zur Enthüllung des Kriegerdenkmals. Der erste Parteisekretär schilderte die großen Erfolge beim Wiederaufbau Memels. Die Einwohnerzahl sei auf 165 000 angewachsen. Sie bestehe aus Vertretern der verschiedenen Völkerschaften der UdSSR.

Die „Tiesa“, die gewöhnlich nur vierseitig erscheint, hatte mit dem Platz nicht geknausert und eine ganze Seite mit Abbildungen gebracht. al.

### Autobahn Kowno — Memel

Die „Tiesa“ berichtet von der Erweiterung und teilweisen Neuanlage der Autostraße zwischen Kowno und Memel, mit deren Bau noch vor dem 2. Weltkrieg begonnen wurde. Es werden jetzt vier Fahrbahnen angelegt. Während die alte Chaussee durch die Ortschaften führte,

konnte die Sowchose Rombinus im Kreise Heydekrug bei der Erzeugung von Grasmehl erzielen.

Die „Tiesa“ bringt weiter einen Bericht aus Heydekrug über die Bemühungen, überall für Ordnung zu sorgen. Die Umgebung von Betrieben, Behörden, öffentlichen Bauten und Wohnstätten wird gepflegt. An den Wegen soll nirgends Unkraut zu sehen sein. Auch die Aussaaten wurden gepflegt. Die Ernte fiel dementsprechend unerwartet gut aus. Vom Hektar wurden je 27 Zentner Getreide erdroschen. Die Sowchosen Jugnaten und Piktupönen gingen aus dem Wettkampf um den Namen des schönsten Dorfes und besten landwirtschaftlichen Betriebes als Sieger hervor.

Hervorgehoben wird der hohe Stand der sanitären Betreuung und der gut geleiteten Krankenhäuser im Kreise. al.

### 170 000 Nehrungsbesucher

Die „Tiesa“ erwähnt die große Veränderung des Aussehens der Kurischen Nehrung in 30 Jahren. Sie ist zum Landschaftsschutzgebiet erklärt worden. Es sind neue Erholungsstätten entstanden. Gegenwärtig sind es 37 Erholungshäuser und zwei Lager der jungen Pioniere. Im vergangenen Jahr erholten sich auf der Nehrung 170 000 Werktätige. Gegenwärtig werden besonders in Schwarzort Wohnungen gebaut, daneben ein Kaufhaus. Ebenso werden Wasserleitung und Kanalisation angelegt. Auch Preil bekommt Wasserleitung und Kanalisation. In allen Wohnorten werden die bodenständigen Häuser der Fischer restauriert. In Nidden ist viel gebaut worden. In fünf Jahren sollen dort 7000000 Rubel aufgewendet werden. al.

### Jugnaten als Vorbild

Die „Tiesa“ findet wieder anerkennende Worte für das gepflegte Aussehen der Sowchose Jugnaten. Eine Eigenart des Kreises Heydekrug sei es, daß es in ihm 22 Staatsgüter (Sowchosen) gibt. Doch keines kann sich im Aussehen mit Jugnaten vergleichen. Dort wirken Direktor und Gefolgschaft gemeinsam für Ordnung und Sauberkeit, während auf mancher anderen Sowchose wenig von solchen Bestrebungen zu merken sei. Offenbar werden dort für die Instandsetzung und Ordnung bestimmte Haushaltsmittel nicht verwendet. al.

R. Aschmann  
Etelsen 264  
Kr. Verden

Etelsen, den 28. März 1953

21

An

Arbeitsgemeinschaft der Memelländer

in Oldenburg

Cloppenburgerstr. 302 b

*Minut  
krieg  
war*

Zum Schreiben vom 18.3.ds.Jrs., in Bezug der Seelenliste der Gemeinde Pagrienen berichte ich, dass es ein Irrtum sein dürfte, dass die Liste bei Ihnen nicht eingegangen ist. Den ersten Auftrag habe ich von Ihnen schon in Anfang des Jahres 1952 erhalten und nach sofortiger Aufstellung, spätestens im März 1952 auf Ihre Anschrift nach Oldenburg abgesand. Es ist nicht anzunehmen, dass es bei der Post verloren gegangen ist. Die Liste war in rosa Aktendeckel geheftet, der Länge nach geknickt und im langen schmalen Umschlag verpackt. In der Innenseite des Aktendeckels war ein Verzeichnis über Zugehörigkeit der Gemeinde zum Kirchspiel, Amtsbezirk u.s.w. eingeklebt. Ich bitte nochmals zu prüfen. Sollte die Liste tatsächlich verloren gegangen sein, so bin ich bereit eine Zweitschrift anzufertigen.

Jedoch möchte ich bemerken, dass ich überflüssiges Porto- sowie Papierauslagen gerne umgehen möchte, da ich arbeitslos bin und meine Familie mit der geringen Unterstützung durchbringen muss. Ausserdem fordern ein grosser Teil der Früheren Gemeindegemeinsassen, sowie auch verschiedene aus anderen Teilen des Kreises von mir Auskunft für den schwebenden Lastenausgleich, in Bezug auf ihre verlorene Grundstücke und Hausrat. Auch werden Eidesstattliche Erklärungen über die verlorenen Grundstücke zum Lastenausgleich, sowie für Bayten von landwirtschaftlichen Siedlungen und zur Fähigkeitsnachweisung über Personen gefordert. Dieses alles ist für mich eine geldlich Belastung in Bezug auf Porto und Papier, die sich nicht umgehen lässt. Der Bekanntenkreis ist bei mir wohl aus dem Grunde grösser, weil ich sieben Jahre als Amtsdienener, im Amtsbezirk Gaidelben der zwölf Gemeinden umfaste, und anschliessend zehn Jahre als Kreisvollziehungsbeamter im Kreise Heydekrug tätig war.

Die Anschrift des Max Cyrolies ist mir leider nicht bekannt. Ach ist mir nicht möglich mitzuteilen wo sie ermittelt werden kann. Man könnte annehmen, dass er in der Heimat geblieben ist.

Mit heimatlichen Gruss!

*R. Aschmann*





Wem geliebt dieses Haus  
in Pagenen aufgenommen Juni 97

Gertrud Neuschwa  
Lüwerstraße 9  
2807 Neuhorn



Pasaule. Un es, ka weens Deewa Kalps ju's eeksch sweltas Lau-  
libas Kospa saleszu.

So weit in dem genannten Rituale das Litauische beziehungsweise  
das Lettische.

33.

### Zur Geschichte des Dorfes Pakamonen.

Pakamonen = pa Kamona = an der Kamon, war bis um das  
Jahr 1850 ein Bauerndorf mit 9 großen Bauernbesitzungen à 200 Morgen  
und hatte auch 107 Morgen Kamon-Wiese zwischen Rucken und Schill-  
gallen, welche heute Herr Paulini besitzt. Durch den Großvater des  
jetzigen Herrn Landrats Schlenzher wurden die Besitzungen allmählich  
angekauft. Es entstand das Gut, welches er nebst Grünheide seinem  
Sohne Georg vermachte, der bis zum Jahre 1883 darauf wirtschaftete.  
Außer den 9 großen Besitzungen waren noch einige Eigenkätnergrundstücke,  
welche noch vorhanden sind.

Sehr viel in Anspruch genommen von den umliegenden Ortschaften  
wurde von jeher die Pakamoner Wassermühle, in früheren Jahren die einzige  
in der ganzen Umgegend. Sie stand bis zum Jahre 1757 da, wo jetzt  
die Brücke steht. Ein Teil des Dammes von dem damaligen Mühlenteiche  
ist noch vorhanden; außerdem sieht man unter der Brücke ein Stück einer  
Spundwand. Auch eingerammte Pfähle sind noch vorhanden. Die vielen  
Steine an der Straße auf der einen Seite der Brücke geben die Stelle  
an, wo das Müllerhaus stand. Die Mühle wurde 1757, im siebenjährigen  
Kriege, von den Russen verbrannt. Diese Nachricht stammt von einer Frau,  
die, über 100 Jahre alt, in den zwanziger Jahren des verflossenen Jahr-  
hunderts starb. In der kleinen Erweiterung der Kamon vor der Brücke  
befindet sich ein gemauertes Bassin. Der 80jährige Altfäger Jaks,  
(Martin Jaks, geboren den 16. November 1820), der noch lebt, erzählt,  
daß er in jungen Jahren mit Altersgenossen an einem Sonntagnachmittag  
versucht habe, es auszuschöpfen; es war aber nicht möglich. Trotzdem  
von allen Seiten Sand hineingespült wird, ist die Stelle noch immer so  
tief, daß dort Pferde geschwemmt werden können.

Der Besitzer Mertins von Ustkamonen, (geboren 1789 in Ballgarden  
bei Tilsit, gestorben 1872), der längere Zeit das Tilsiter Gymnasium be-  
sucht hatte und im Jahre 1811 von Ballgarden nach Ustkamonen zog,  
erzählt: Um die Weihnachtszeit des Jahres 1812 kam ein großer Haufe  
Franzosen auf dem Rückzuge von Rußland nach Pakamonen, doch nicht

ganz in einem solchen Zustande, wie wir es jetzt gewöhnlich in Geschichtsbüchern lesen. Sie hatten Wagen und Pferde bei sich, die sie den russischen Bauern abgenommen hatten. Sie requirierten aus der Umgegend Hafer, Brot, Fleisch und lagerten vor dem Dorfe im Tale der Ramon. Dort wurden große Feuer angezündet. Das Dorf Nskamonen mußte 15 Scheffel Hafer liefern. Mertins nahm die schlechtesten Pferde von Nskamonen und fuhr auf einer Schleife den Hafer hierher. Gute Pferde wollte keiner geben. Sie fürchteten wohl mit Recht, daß die Franzosen ihnen dieselben abnehmen würden.

Im Jahre 1819 kaufte der Schreiber des Gutsherrn von Mäde-  
wald, mit Namen Seydler, (der Gutsherr selbst durfte es nicht tun) den  
Pakamonern die gemeinsame Pferdeweide ab, etwa 50 Morgen. Er zahlte  
dafür 1 Ohm Branntwein, 1 Tonne Bier und 15 Taler. Mäde-  
wald hatte damals eine eigene Brennerei. Durch einen Damm wurde das Wasser  
der Ramon aufgehalten und es entstand der noch jetzt vorhandene Mühlen-  
teich. In demselben Jahre entstand auch die Wassermühle. Außer der  
Mahlmühle wurde auch eine Ölmühle eingerichtet. Das Holz zum Bau  
wurde von Mäde-  
wald gefahren. Alle Besitzer der Umgegend beteiligten sich  
bei der Anfuhr; denn es gab in Mäde-  
wald genügend zu trinken. Der  
letzte Eigentümer der Mühle, der sie an Herrn Landrat Schlen-  
ther ver-  
kaufte, hieß Felteneyer. Von ihm erzählt Jaks, daß er einmal mit  
Müllerknecht und Magd die Schleuse aufzog. Der Querbaum brach und  
alle drei stürzten in den Strudel. Knecht und Magd hielten sich umschlungen  
und gingen unter. Felteneyer selbst wurde vom Wasser bis zur Brücke  
getragen. Dort gelang es ihm, sich in der Nähe des Kruges, der jetzt  
nicht mehr vorhanden ist, zu retten. Später erzählte er, daß dieses die  
schlechteste Reise in seinem Leben gewesen sei, denn es habe ihm sehr lange  
gedauert, bis er an einen Krug gekommen sei.

Als im Jahre 1886 das Gut parzelliert werden sollte, forderte die  
Eigentümerin, Frau Leiner, für die Mühle, Teich und etwas Land  
15000 Taler.

Der schon genannte Altstifter Jaks erzählt, daß im Jahre 1831 ein  
Teil des polnischen Heeres, welches von den Russen über die preussische  
Grenze gedrängt war, in Pakamonen festgehalten wurde. Die Polen  
lagerten auf einer Halbinsel des Teiches, nicht weit davon das preussische  
Militär. Bei demselben befand sich auch der Großvater der Dichterin  
Johanna Ambrosius. Für das Dorf und die Umgegend war dieses eine  
goldene Zeit. Die Polen hatten viel Geld und kauften Vieh, Schweine,  
Eier, Butter zc. Jaks erzählt, daß man fast in jedem Weidenbaume das

Eingeweide eines Kindes hängen sah. Die Polen wurden von hier nach Danzig gebracht und dann die Weichsel stromauf nach Polen gefahren.

Im Jahre 1888 wurde die Schleuse im Frühjahr zu spät geöffnet und der Teich riß den Damm, die Schleuse, die Mahl- und Ölmühle fort. Nur die Wohnung des Müllers blieb stehen. Sehr gelitten hat dadurch auch der Mühlengarten, in dem, sehr geschützt von allen Seiten, früher das beste Obst in der ganzen Umgegend gezogen wurde. In dem vordern Telle des Gartens ist etwa 1 m tief Erde fortgerissen.

Weiterhin erzählt der Jaks: „Da, wo heute das Gutsgebäude steht, lebten meine Ururahnen als Bauern. Es stehen da im Garten viele recht alte und große Bäume, darunter Eichen, welche 300—400 Jahre alt sein können. Besonders auffallend ist da ein recht alter Eichenbaum, dessen Krone sehr ausgebogene Äste hat, da hat früher immer ein Storchpaar genistet. In den Jahren 1709 und 1710 war die große Pest in Ostpreußen, da starben auch in Pakamonen die meisten Menschen aus. Auch von meinen Ururahnen starben alle aus bis auf ein Mädchen von 12 Jahren. Da so viele plötzlich starben, war in der damaligen Zeit die Furcht und der Aberglaube sehr groß. Es hieß: Nu mariu ateje trys deiwes ir pasmauge žmones (vom Haffe kamen 3 Todesgöttinnen und würgten die Menschen ab). Die noch übrig gebliebenen Bewohner von Pakamonen flüchteten nach dem Walde und machten sich in der Nacht Feuer an. Ab und zu am Tage kehrten sie in ihre Wohnungen zurück. Fanden sie aber im Walde bei der Feuerstelle in der Asche kleine Fußspuren, so war die Stelle nicht geheuer und sie zogen weiter in den Wald hinein. Als die Pest nachließ, kehrten sie nach und nach in ihre Wohnungen zurück. Meine Urahne verbrachte da ihre meiste Zeit (in der Nacht immer) in dem großen Backofen ihrer verstorbenen Eltern. Als sie erwachsen war, kam ein junger Mann mit Namen Kurpat von weit hinter Tilsit (links von der Memel) und heiratete meine Urahne. Dieser Ehe entsprossen drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn Kurpats fiel im siebenjährigen Kriege. Die Tochter bekam das Grundstück und heiratete meinen Großvater. Er wurde dadurch Großbauer. Nach Kurpats Tode bekam der jetzt herangewachsene jüngere Sohn, Hans Kurpat, nach dem Willen der Mutter das Grundstück, und mein Großvater kaufte sich ein Eigenkälnergrundstück; später hat mein Vater das Grundstück gekauft, worauf ich jetzt noch als Altsticker lebe. Der Besitzer Hans Kurpat ist etnige 90 Jahre alt in Antleiten gestorben. Ich bin bei seiner Beerdigung gewesen. Meine Urahne lebte noch, als ich ein kleiner Junge war. Ich habe sie noch gut gekannt und die Urahne hat mich oft herumgeführt und

mi  
vor  
ih  
da  
Wä

hat  
17

ein  
Pf  
jun  
Si  
No  
ein  
Ka  
erd  
ich  
18:

dies  
Nu  
ist  
hies  
wir  
St  
von  
De

mir die Täschchen mit Äpfeln gefüllt. Sie hat mir immer und immer von der Pest erzählt, denn die Schrecknisse in ihrer Kinderzeit blieben ihrem Gedächtnisse treu bis zu ihrem Tode. Sie hat mir auch erzählt, daß damals von Pakamonen bis Stonischten Wald gewesen ist, in welchem Bären und Wölfe ihren Aufenthalt hatten.

Merkwürdig ist, daß sie mir nichts vom siebenjährigen Kriege erzählt hat, obgleich da die Not auch groß gewesen sein muß, weil die Russen 1757 das ganze Dorf abbrannten.

Meine Urahne war Spindeldürre, konnte sich aber noch immer auf einen Stock gestützt, fortbewegen. Ich entsinne mich, daß sie gerne ein Pfeifchen Tabak rauchte. Da sie schon kindisch war, mußten ihr die jungen Leute die Pfeife anzünden, spielten ihr aber dabei manchen Schabernak. Sie hat sich daher mit Vorliebe von mir die Pfeife anzünden lassen. Noch muß ich bemerken, daß sie in ihrem ganzen langen Leben nie in einer geheizten Stube, sondern Sommer und Winter in einer unheizbaren Kammer geschlafen hat. Sie ist auf dem Kirchhofe in Pakamonen beerdigt, die Stelle weiß ich nicht mehr anzugeben. Ihr Todesjahr habe ich nicht im Gedächtnis, sicher aber ist, daß sie noch einige Jahre nach 1820 gelebt hat."

### Schulverhältnisse.

Bis zum Jahre 1817 war eine Schule in Steppon-Wannag. In diesem Jahre wurde die Schule in Pakamonen gebaut und auch eine in Ruden. Das Schulhaus in Steppon-Wannag wurde abgebrochen, doch ist die Stelle, wo es stand, noch bekannt. Der erste Lehrer in Pakamonen hieß Kork (Großonkel mehrerer Kaufleute dieses Namens in Tilsit) und wirkte da von 1817 bis zu seinem Tode 1853. Sein Nachfolger hieß Stahl; er wirkte in Pakamonen nur bis 1857. Ihm folgte A. Denkfus vom 22. Mai 1858 bis zum 15. November 1899. Von da ab ist Friß Denkfus, der Sohn von A. Denkfus, Lehrer in Pakamonen.

A. und F. Denkfus.

Aus einer alten Chronik

## Zur Geschichte des Dorfes Pakamonen

Pakamonen – pa Kamona – an der Kamon, war bis um das Jahr 1850 ein Bauerndorf mit 9 großen Bauernbesitzungen à 200 Morgen und hatte auch 107 Morgen Kamon-Wiese zwischen Rucken und Schillgallen, welche heute Herr Paulini besitzt. Durch den Großvater des jetzigen Herrn Landrats Schlenther wurden die Besitzungen allmählich angekauft. Es entstand das Gut, welches er nebst Grünheide seinem Sohne Georg vermachte, der bis zum Jahre 1883 darauf wirtschaftete. Außer den 9 großen Besitzungen waren noch einige Eigenkätnergrundstücke, welche noch vorhanden sind.

Sehr viel in Anspruch genommen von den umliegenden Ortschaften wurde von jeher die Pakamoner Wassermühle, in früheren Jahren die einzige in der ganzen Umgegend. Sie stand bis zum Jahre 1757 da, wo jetzt die Brücke steht. Ein Teil des Damms von dem damaligen Mühlenteiche ist noch vorhanden; außerdem sieht man unter der Brücke ein Stück einer Spundwand. Auch eingrammte Pfähle sind noch vorhanden. Die vielen Steine an der Straße auf der einen Seite der Brücke geben die Stelle an, wo das Mülnerhaus stand. Die Mühle wurde 1757, im siebenjährigen Kriege, von den Russen verbrannt. Diese Nachricht stammt von einer Frau, die, über 100 Jahre alt, in den zwanziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts starb. In der kleinen Erweiterung der Kamon vor der Brücke befindet sich ein gemauertes Bassin. Der 80jährige Altsitzer Jaks, (Martin Jaks, geboren den 16. November 1820), der noch lebt, erzählt, daß er in jungen Jahren mit Altersgenossen an einem Sonntagnachmittag versucht habe, es auszuschöpfen; es war aber nicht möglich. Trotzdem von allen Seiten Sand hineingespült wird, ist die Stelle noch immer so tief, daß dort Pferde geschwemmt werden können.

Der Besitzer Mertins von Ußkamonen, (geboren 1789 in Ballgarden bei Tilsit, gestorben 1872), der längere Zeit das Tilsiter Gymnasium besucht hatte und im Jahre 1811 von Ballgarden nach Ußkamonen zog, erzählt: Um die Weihnachtszeit des Jahres 1812 kam ein großer Haufe Franzosen auf dem Rückzuge von Rußland nach Pakamonen, doch nicht ganz in einem solchen Zustande, wie wir es jetzt gewöhnlich in Geschichtsbüchern lesen. Sie hatten Wagen und Pferde bei sich, die sie den russischen Bauern abgenommen hatten. Sie requirierten aus der Umgegend Hafer, Brot, Fleisch und lagerten vor dem Dorfe im Tale der Kamon. Dort wurden große Feuer angezündet. Das Dorf Ußkamonen mußte 15 Scheffel Hafer liefern. Mertins nahm die schlechtesten Pferde von Ußkamonen und fuhr auf einer Schleife den Hafer hierher. Gute Pferde wollte keiner geben. Sie fürchteten wohl mit Recht, daß die Franzosen ihnen dieselben abnehmen würden.

Im Jahre 1819 kaufte der Schreiber des Gutsherrn von Mädewald, mit Namen Sendler, (der Gutsherr selbst durfte es nicht tun) den Pakamonern die gemeinsame Pferdeweide ab, etwa 50 Morgen. Er zahlte dafür 1 Ohm Branntwein, 1 Tonne Bier und 15 Taler. Mädewald hatte damals eine eigene Brennelei. Durch einen Damm wurde das Wasser der Kamon aufgehalten und es entstand der

noch jetzt vorhandene Mühlenteich. In demselben Jahre entstand auch die Wassermühle. Außer der Mahlmühle wurde auch eine Ölmühle eingerichtet. Das Holz zum Bau wurde von Mädewald gefahren. Alle Besitzer der Umgegend beteiligten sich bei der Anfuhr; denn es gab in Mädewald genügend zu trinken. Der letzte Eigentümer der Mühle, der sie an Herrn Landrat Schlenther verkaufte, hieß Felkeneyer. Von ihm erzählt Jaks, daß er einmal mit Müllerknecht und Magd die Schleuse aufzog. Der Querbaum brach und alle drei stürzten in den Strudel. Knecht und Magd hielten sich umschlungen und gingen unter. Felkeneyer selbst wurde vom Wasser bis zur Brücke getragen. Dort gelang es ihm, sich in der Nähe des Kruges, der jetzt nicht mehr vorhanden ist, zu retten. Später erzählte er, daß dieses die schlechteste Reise in seinem Leben gewesen sei, den es habe ihm sehr lange gedauert, bis er einen Krug gekommen sei.

Als im Jahre 1886 das Gut parzelliert werden sollte, forderte die Eigentümerin, Frau Leiner, für die Mühle, Teich und etwas Land 15000 Taler.

Der schon genannte Altsitzer Jaks erzählt, daß im Jahre 1831 ein Teil des polnischen Heeres, welches von den Russen über die preußische Grenze gedrängt war, in Pakamonen festgehalten wurde. Die Polen lagerten auf einer Halbinsel des Teiches, nicht weit davon das preußische Militär. Bei demselben befand sich auch der Großvater der Dichterin Johanna Ambrosius. Für das Dorf und die Umgegend war dieses eine goldene Zeit. Die Polen hatten viel Geld und kauften Vieh, Schweine, Eier, Butter u. Jaks erzählte, daß man fast in jedem Weidenbaume das Eingeweide eines Rindes hängen sah. Die Polen wurden von hier nach Danzig gebracht und dann die Weichsel stromauf nach Polen gefahren.

Im Jahre 1888 wurde die Schleuse im Frühjahr zu spät geöffnet und der Teich riß den Damm, die Schleuse, die Mahl- und Öl-

mühle fort. Nur die Wohnung des Müllers blieb stehen. Sehr gelitten hat dadurch auch der Mühlengarten, in dem, sehr geschützt von allen Seiten, früher das beste Obst in der ganzen Umgegend gezogen wurde. In dem vorderen Teile des Gartens ist etwa 1 m tief Erde fortgerissen.

Weiterhin erzählt der Jaks: „Da, wo heute das Gutsgebäude steht, lebten meine Urrahnen als Bauern. Es stehen da im Garten viele recht alte und große Bäume, darunter



Kinder der Schule Dräsen. Wer weiß Näheres darüber? Einsenderin dieses Bildes ist Helene Redweik, Königsberger Straße 25, 8701 Kitzingen.

ten gestern bereits der Nehrung einen Besuch ab."

Daran hat sich auch in den folgenden 60 Jahren nichts geändert. Die Dange erfreute sich auch im strengen Winter großer Beliebtheit. Zum Schluß will ich nun auch das in der Schule Gelernte verraten: Die linken und

rechten Nebenflüsse der Dange hießen: Der Ringelbach bei Oberhof, die Ekitte bei Ekiten, die Bebruhne bei Adl. Crottingen und die Tense bei Bajohren. Daß es in Wirklichkeit nur kleine Bäche waren, spielt wohl keine so große Rolle. Hauptsache, unsere liebe alte Dange hatte überhaupt welche. GG.

## Vor rund 100 Jahren im MD ...

### Wie streng war'n doch die Bräuche!

Im August 1882 berichtete das „Memeler Dampfboot“, daß der Magistrat einer preußischen Kleinstadt folgendes energische Schreiben an alle in seiner Stadt bestehenden geselligen Vereine gesandt hatte:

„Sehr häufig gehören Personen, welche mit Steuern, Kämmerereigebühren, und besonders Schulgeld im Rückstand blieben, einem, ja sogar zwei Vereinen an, zu denen sie zu Vergnügungszwecken Beiträge zahlen. Es muß dies als ein moralischer grober Unfug bezeichnet werden! Nächstens werden wir sämtlichen Vereinsvorständen diejenigen Individuen namentlich bezeichnen, welche es mit Steuern bis zur Zwangsvollstreckung haben kommen lassen und werden wir dem betr. Verein keine Tänzerlaubnis mehr erteilen, solange dergleichen Subjekte dem Verein angehören. Uebrigens werden wir derartige Subjekte auch noch sämtlichen Gast- und Schankwirthen namentlich mittheilen, mit dem Androhen, daß, wenn sie ferner solche Personen in ihrem Lokal dulden, wir von

der uns zustehenden Befugniß der Festsetzung der Polizeistunde auf 9 resp. 10 Uhr Abends Gebrauch machen würden. Wir bitten dies zur Kenntnisnahme sämtlicher Vereinsmitglieder zu bringen. Der Magistrat. Polizeiverwaltung. gez.: Knopf.“

### Aufforderung zum Streik

Während in Mittel-West- und Süddeutschland vor hundert Jahren schon allgemein geeichte Biergläser eingeführt waren, die den vorschrittmäßigen Inhalt genau anzeigten, beklagte sich die „Königsberger Hartungsche Zeitung“, daß der Osten“ wieder einmal in einem wichtigen Fortschritt“ zurückbliebe, denn die meisten Gastwirtschaften verschenkten dort das kostbare Getränk in ungeeichten, beliebig geformten Gläsern. Auch in Memel wurde gesagt, „daß die lieben Memeler so gutmütig sind und für ihre 15 Pfennig ein kleines, in den meisten Fällen nicht vollgefülltes Seidel annehmen“. „In München würde das Publikum längst einen großartigen Bierstreik organisiert haben“.

den interessantesten Einblick in eiszeitliche Bodenschichtungen gab. Unter anderem fanden sich dort auch einige Braunkohlelader. Dahinter befand sich die eiserne Ekitterbrücke. Hier endeten die meisten Bootsfahrten, weil der Fluß an vielen Stellen so flach wurde, daß man die Boote hätte tragen müssen. Die letzte Brücke auf memelländischer Seite befand sich bei Adl. Crottingen im Zuge der Chaussee Crottingen nach Zarten.

Im Herbst und Frühjahr floß die Dange still dahin. Hin und wieder, zur Zeit der Schneeschmelze, stieg sie ein wenig über die Ufer. Im Winter aber wurde sie zu neuem Leben erweckt. Lesen wir, was das Memeler Dampfboot schon vor hundert Jahren darüber schrieb:

Der Winter 1886/87 fing erst in der zweiten Dezemberhälfte mit mäßigem Frost an. Schnee war bis tief in den Januar hinein nicht gefallen. Außer den beiden Schlittschuhbahnen auf dem Festungsgraben und am Steintor war die Dange der beliebteste Tummelplatz der Eisläufer. Die Zeitung berichtete weiter: „Die ganze Dange von der Stadt an bis Tauerlauken wimmelte buchstäblich von Menschen. Nicht allein die lebensfrohe Jugend, groß und klein, nahm an dem harmlosen Vergnügen Theil, sondern auch so mancher „alte Knabe“. Ja, viele, die es nicht mehr wagen mochten, ihre gesunden Glieder den kippligen Stahlschienen anzuvertrauen, wanderten zu Fuß nebenher. Im Gasthause zu Tauerlauken waren sämtliche Räume von Besuchern buchstäblich vollgestopft, trotzdem Herr Insel auf dem Eise selbst ein Zelt hergestellt hat, in welchem Getränke verabfolgt werden. Auch das Haff ist bis zur Contre Escarpe für Personen passierbar, und namentlich viele Knaben statt-

## Briefe aus der Heimat

### Pogegen

Im Ort wird viel gebaut, 32 neue Blocks stehen allein in der verlängerten Bahnhofstraße. Es liegt viel Militär dort. Wo das ehemalige Kriegsgefangenenlager war, befindet sich die Heeresstandortverwaltung und Wohnhäuser für die Garnison. Pogegen hat bereits über 16000 Einwohner. Zwei neue Schulen wurden gebaut und eingerichtet.

Auf dem Friedhof in Pogegen wurde am 9. Juni 1985 eine kirchliche Andacht abgehalten. Zum 1. November wurde von der Verwaltung ein Totengedenktag angeordnet.

### Piktupöhnen

Die ehemalige Gastwirtschaft Lessing / Wildermann hat ein neues Dach bekommen und wird jetzt als Kulturhaus benutzt. Dort finden jede Woche Filmvorführungen statt. Durch umfangreiche Anpflanzungen wird viel für die Verschönerung des Dorfes getan. Ständig kommen neue Wohnhäuser hinzu. Die Kirche ist nicht mehr vorhanden.

### Laugszargen

Im Mai vergangenen Jahres hielt Bischof Kalvanas in der Laugszarger Kirche einen Gottesdienst, der nur von 12 Personen besucht wurde. 1987 soll ein Jubiläum der Kirche gefeiert werden. Sie soll daher gründlich renoviert werden. Ein neues Schieferdach wurde bereits erstellt. Das im Frühjahr 1985 abgebrannte Pfarrhaus wurde nicht wieder aufgebaut.





Stelle der abgebrannten Wassermühle eine neue, die ebenfalls regen Zuspruch hatte. Klägliche Reste der geschlagenen Grande Armee zogen Anno 1812 auch durch Pakamonen, von den mitleidigen Dorfbewohnern gespeist und mit warmer Kleidung versehen. Aber den verschiedentlich auftretenden Mardoceuren haben die Pakamoner tüchtig auf die Finger geklopft. Im folgenden Befreiungskriege sind auch Pakamoner Söhne unter den Gefallenen gewesen.

Ein neuer Schicksalsschlag traf das Dorf, als während der polnischen Revolution 1831 Flüchtlinge über die Grenze in unser Gebiet kamen und die asiatische Cholera einschleppten. Obwohl man die Geflüchteten vorsorglich auf der Mühleninsel interniert hatte, griff trotz aller Vorsichtsmaßnahmen die Epidemie auf das Dorf über und forderte viele Todesopfer.

Die Revolution von 1848 hat Pakamonen gar nicht berührt, denn es lag ja so abseits vom großen Geschehen. Die Kriege von 1864, 1866 und 1870 sahen wieder Pakamoner unter den Fahnen; es sind nicht alle zurückgekommen.

Obwohl Pakamonen weitab vom Memelthal tief im Binnenlande liegt, hat im Frühjahr 1888 eine Hochwasserkatastrophe den Ort heimgesucht, wie man sie hier noch niemals erlebt hatte. Nach einem sehr harten und schneereichen Winter trat vorzeitig Schneeschmelze ein. Die sonst so zahme Kamon fand in der noch vereisten Jäge keine Vorflut und wuchs sich zu einem gigantischen Strom aus, Acker- und Weidenland, Häuser, Zäune und Bäume mit sich reißend. Viele Anwesen von Pakamonen wurden zerstört, ebenso auch die nach einem abermaligen Brande erst 1879 zum dritten Male wieder aufgebaute Wassermühle nebst Mühlen-schleuse und Sperrdamm. Deren Gebälk und Mühlensteine wurden nach Ablauf des Hochwassers in den Baumkronen am Kamonfluß gefunden, so mächtig ist die Wassergewalt gewesen. Menschenopfer waren ebenfalls zu beklagen. 1888 ist als Notstandsjahr in die Geschichte des Dorfes eingegangen. Doch die Pakamoner ließen sich nicht unterkriegen. Im darauf folgenden Jahre waren die meisten Hochwasserschäden beseitigt, und die Wassermühle erstand zum vierten Male. Hierbei ist sie auf den neuesten Stand der damaligen Mühlentechnik gebracht worden und bestand bis zu unserem Weg-gange.

Das dem Dorfe angrenzende Gut Pakamonen ist neueren Datums. Es entstand erst etwa 1840 durch Ankauf von ungefähr 1800 Mrgn. Pakamoner Bauernlandes. Seine Besitzer wechselten oft, aber alle trugen zur Verbesserung des Gutsbetriebes bei. Einer der bekanntesten Besitzer war wohl Amtsvorsteher Zogeiser. Nach ihm ging Gut Pakamonen als Vorwerk in den Besitz des Rittergutes Adl. Schillgallen bei Rukken über.

Die langen Friedensjahre brachten Dorf und Gut Pakamonen zu neuer Blüte, bis der 1. Weltkrieg jäh in das friedliche Leben griff. Alle wehrfähigen Männer erfaßte die Möblimachung schon am 1. August 1914. Die Dahelimgeliebenen erlebten gleich in den ersten Kriegstagen die das Land westwärts überrollende russische „Dampf-walze“, welche nach der Schlacht bei Tilsit am 12. September 1914 wieder nach Osten zurückgejagt wurde. Doch wenig später bedrohte erneut die Kriegsfurie den Landstrich. Seine Bewohner flüchteten sich hinter den

schützenden Memelstrom und konnten erst im Frühjahr 1915 in ihre teilweise verwüsteten Wohnstätten zurückkehren. Viele neue Gebäude, die gleich nach der Rückkehr errichtet wurden, bewiesen, daß der Staat damals großzügig alle Kriegsschäden bezahlt hat! Mancher Pakamoner aber, der seinen Hof nicht verlassen hatte, ist bis an die Wolga oder hinter den Ural verschleppt worden. Wer diese Gefangenschaft überstand, kehrte erst lange nach Kriegsende von dort zurück.

Dies alles aber war nur ein Auftakt zu den Schrecken des zweiten Weltkrieges. In fast alle Familien zog Trauer ein; man weiß heute nicht mehr, wieviel Männer von Pakamonen draußen geblieben sind. Diesmal aber kamen Flüchtlinge aus den großen Städten des Westens und suchten bei uns in ländlicher Ruhe Zuflucht vor dem Bombenterror. Doch immer dro-

hendere Wolken zogen sich über unserm Gebiet zusammen. Mit bangen Blicken sah man nach dem Osten, wo schon oftmals Geschützdonner zu vernehmen war. Im August 1944 war es so weit. Wie 1914 ging die Flucht wieder hinter den schützenden Memelstrom. Nach ein paar Wochen schon konnte jedoch alles wieder nach Hause. Alles atmete auf. Es war aber nur eine trügerische Atempause, die das unerbittliche Schicksal einlegte. Eines Morgens, es war Anfang Oktober 1944, zogen auch die Pakamoner mit dem großen Treck ins Ungewisse, mit der stillen Hoffnung im Herzen, bald wieder zurückkehren zu können. Doch für die, die den Treck überlebten, ist es eine Flucht ohne Rückkehr geworden. Geblieben aber ist unverlöschlich die Erinnerung an das Heimatdorf und an das Flüßchen Kamon, das dem Dörfchen einst den Namen gegeben.

# Dorf Pakamonen

1958

## „so am Flüßgen Kamon gelegen“

Ein Dorf erzählt / Von Heinz Austin-Hannover

Im Kreise Pogegen, zwischen der Memeler Chaussee und Coadjuthen, liegt am malerisch sich hinschlängelnden Flüßchen Kamon das wohlhabende Bauerndorf Pakamonen, das seinen Namen vom genannten Wasserlauf (an der Kamon) ableitet. Die geschichtliche Vergangenheit des Dorfes reicht sehr weit zurück. Als unsere Heimat noch von riesigen Urwäldern, der sogen. Wildnis bedeckt war, sind bereits die Ordensritter bei ihren Kriegszügen nach dem heidnischen Szameiten entlang dem „fließ kamon“ gezogen, wie aus den damaligen Reiseberichten hervorgeht. Es wird also zu der Zeit schon eine menschliche Ansiedlung dort bestanden haben.

Der Kriegspfad wurde später Reiseweg, denn im 16. und 17. Jahrhundert ging hier die berühmte Handelsstraße

über Szameiten nach Riga und Reval und brachte Wohlstand ins Dorf. Und sie war auch der Anlaß, daß „im Dorf Pakamonen so am Flüßgen Kamon gelegen“ bereits Anno 1626 „zu Nothdurft und Speysung der Reysenden“ der erste Krug gebaut werden durfte, was eine landesherrliche Gnade für diesen Ort bedeutete. Die Kruggerechtigkeit wurde dem „Lieben und Getreyen“ Tilsiter Bürger Lucas Dias vom damaligen Kurfürsten verliehen; zum Krüge gehörten eine Hube Ackerland und zehn Kulm Morgen Wiesen, wofür an Zins jährlich 10 Mark Silber an die kurfürstliche Kasse zu zahlen waren.

Einige Jahrzehnte später, als der Große Kurfürst die Schweden vernichtend bei Splitter geschlagen hatte, erlebte Pakamonen die Flucht der schwedischen Detachements nach Livland.

Im 18. Jahrhundert geriet die alte Handelsstraße in Vergessenheit, da man bequemere Verbindungen gefunden hatte. Dafür erbaute im Jahre 1747 der Müller Schwederski hier in Pakamonen die erste Wassermühle, dem Alten Fritz zu Ehren „Königsmühle“ benannt. Sie war die größte des Kreises und von weither kamen die Bauern als Mahlgäste, weil das hier ausgemahlene Mehl sehr gut gewesen sein soll. Das Wasser zum Betriebe lieferte der durch Verbreiterung der Kamon entstandene Mühlenteich, von damals 50 Morgen Größe. Um dem Zustrom der Fremden zu genügen, mußte ein zweiter Krug gebaut werden.

Aber nicht immer sind goldene Zeiten in Pakamonen gewesen, und so mancher harte Schicksalsschlag hat das Dorf heimgesucht. Als 1709/10 in Preußen die Pest wütete, erlagen fast alle Bewohner von Pakamonen der Seuche. Unter den drei Überlebenden war auch ein kleiner Junge, der ein hohes Alter erreicht und später oft von der Schreckenszeit erzählt hat. Im Siebenjährigen Kriege plünderte russische Soldateska das Dorf, die Bewohner wurden mißhandelt oder erschlagen und fast alle Häuser eingäschert, darunter auch die schöne „Königsmühle“.

Es folgten dann Jahre des Aufbaues. 1810 errichtete Müller Felkeneyer an

**Mein Freund Eduard Simmat**

Angeregt durch Ihren Artikel „Im Geiste Johannes Schirrmanns“ von Walter Schwarck, möchte ich Ihnen ein Erlebnis mitteilen, das ich im Sommer 1934 hatte. Ich war damals Lehrer an der einklassigen Volksschule in Pakamonen im Kreise Pogegen. Eine Verfügung des damaligen Direktoriums, dessen Schulreferent der Volksschullehrer Eduardas Simaitis war, besagte, daß in Schulen mit litauischer Mehrheit der Unterricht in litauischer Sprache zu erteilen sei. Für die Feststellung der Muttersprache der Schulkinder war der Lehrer der Klasse bzw. Schule verantwortlich.

Zur Gemeinde Pakamonen gehörte das Gut Pakamonen, das neben seinen deutschen Gutsarbeitern auch einige litauische hatte. Nach Befragung hatte ich in meiner Schule 27 Kinder mit deutscher und 7 mit litauischer Muttersprache.

Eines Tages klopfte es an der Klassentür und herein tritt Schulreferent Simaitis, begleitet von einem kleinen, dunkelhaarigen Herrn, den er mir dann als Herrn Klemas vorstellt; soweit ich mich erinnerte war besagter Herr Klemas Referent für Schulfragen beim litauischen Gouverneur.

Schulreferent Simaitis kannte ich aus den Jahren, als er in Paszieszen zweiter Lehrer war und bei meinem Schwager, dem ersten Lehrer dort, aus und ein ging. Ich war sein Schüler gewesen, und später, als ich auf dem Seminar war, sagten wir dann „Du“ zueinander. Aus dieser Atmosphäre heraus, kannte er auch meine persönliche Einstellung zur litauischen Frage. Nach einigen persönlichen Fragen (wir unterhielten uns deutsch) kam S. dann auf den Grund seines Besuches: er wollte das Sprachenverhältnis an meiner Schule feststellen. Ich glaubte mit ruhigem Gewissen meine Feststellung, 27 deutsche, 7 litauische Kinder, melden zu können.

Nun begann S. mit der Befragung: „Nun, mein Kind, wie spricht ihr zu Hause?“ Schüler: „Deutsch.“ S: „So, so, wie heißt du denn?“ Schüler: „Schneidereit!“ S: „Siehst du, da haben wir's, du bist litauischer Abstammung, das besagt ja dein Name. Alles, was im Namen die Endung — eit — at — ait — hat, ist litauischer Abstammung, und daher ist deine Muttersprache litauisch!“

Nur bei den Familiennamen, Hinz, Kater und Schrede, die siebenmal vertreten waren, konnte Herr S. beim besten Willen nichts machen, zumal diese Kinder von Hause aus auch nicht einen Brocken litauisch konnten.

Nun hatte ich eine Schülerin mit Namen Albrecht. Der Vater arbeitete auf dem Gut. Hier ergab sich folgendes Gespräch: S: „Wie heißt du?“ Sch: „Albrecht“ S: „Wie sprichst du mit deinen Eltern?“ Sch: „Deutsch.“ S: „Hast du auch eine Großmutter?“ Sch: „Ja!“ S: „Wie spricht deine Großmutter?“ Sch: „Litauisch!“ S: „Siehst du, mein Kind, auch du, mein Kind, bist litauischer Abstammung, und deine Muttersprache ist litauisch!“ Es handelte sich in diesem Falle um die Großmutter mütterlicherseits, die nur das Memelländische Litauisch sprach.

Als Herr S. mich verließ, hatte meine Schule 27 Kinder mit litauischer und 7 Kinder mit deutscher Muttersprache. Immer, wenn ich von den „begründeten Ansprüchen“ der Litauer auf unsere Heimat, das Memelgebiet, höre, fällt mir dieses Erlebnis mit meinem Freund Eduard Simmat ein.

Lehrer Hans Guddat, Sophienhamm b. Rendsburg



PARDUOTUVE



Palmer 1998

Neu Schule

33

14 ( 12) 8690



PALEITEN FAN NEUHANN'S HOF

HOFFMANN



PALEITEN FRIEDRICH VON NUSSEN  
VORNE PALEITEN SEITE

PALEITEN



VOM HOF OTTO HOFFMANN NACH SUDEN

HOFFMANN



FRIEDHOF PALEITEN  
GRASSEREN

F. STEINERFAMILIEN Z

HOFFMANN



STÄNSCHING

TEINIKOR

FRIEDRAF

BORHIN

PALEITEN

36



PALEITEN VON HOF OTTO HOFFMANN  
NACH KRAKISCHEN.

HOFFMANN



PALEITEN H F NEUMANN

↑  
Blick

HOFFMANN

LEITHE



AN DER LEITHE

HOFFMANN



AN DER LEITHE

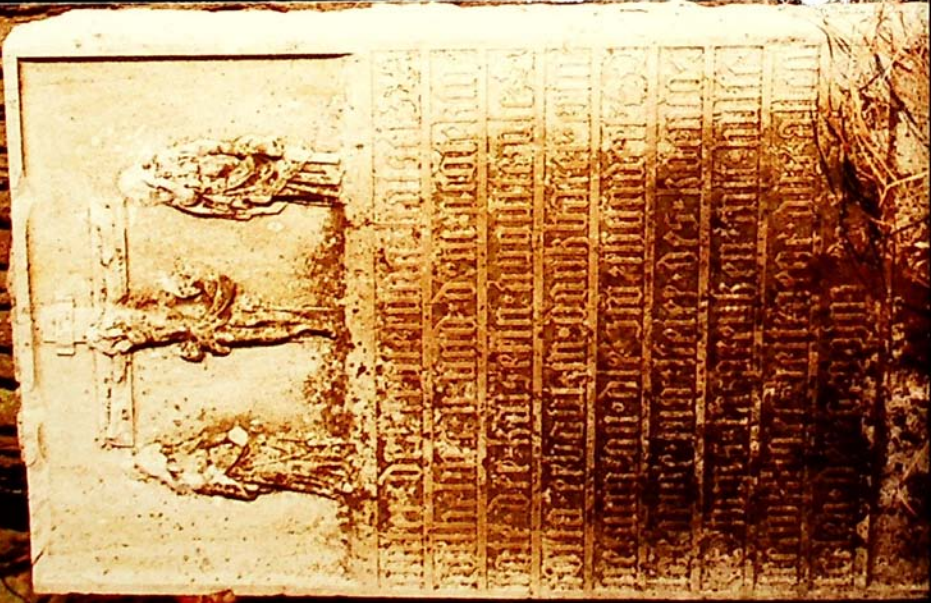
HOFFMANN















Inschrift des auf dem Sausgaller Friedhof gefundenen  
Gedenksteines aus der Paleiter Jubiläumskirche

\*\*\*\*\*

\* Unter der Regierung \*  
\* Kaiser Wilhelm II und \*  
\* dem Protektorate der \*  
Kaiserin Auguste Viktoria  
\*\* erbaut in dankbarer \*\*  
\*\*\* Erinnerung an die \*\*\*  
\*\* 200 jährige Jubelfeier \*\*  
des Königstums in Preussen.  
Mit Hilfe freiwilliger Beiträge  
aus allen Teilen der Provinz.  
\*\*\* 1701 \*\*\*\*\* 1901 \*\*\*

\*\*\*\*\*



Hinweis von Manfred Erwied Barsinghausen

Der Gedenkstein wurde am 24. Oktober 1994 mit Einwilligung des Denkmalamtes  
des Kreises Šilutė, Frau Nina Lauraitienė, dem Šilutės Muziejus Šilutė übergeben.  
Archiv der AdM Cloppenburg

Weitere Jubiläumskirchen im Memelland waren: Schillwen (Paszieszen) – Nattkischken.

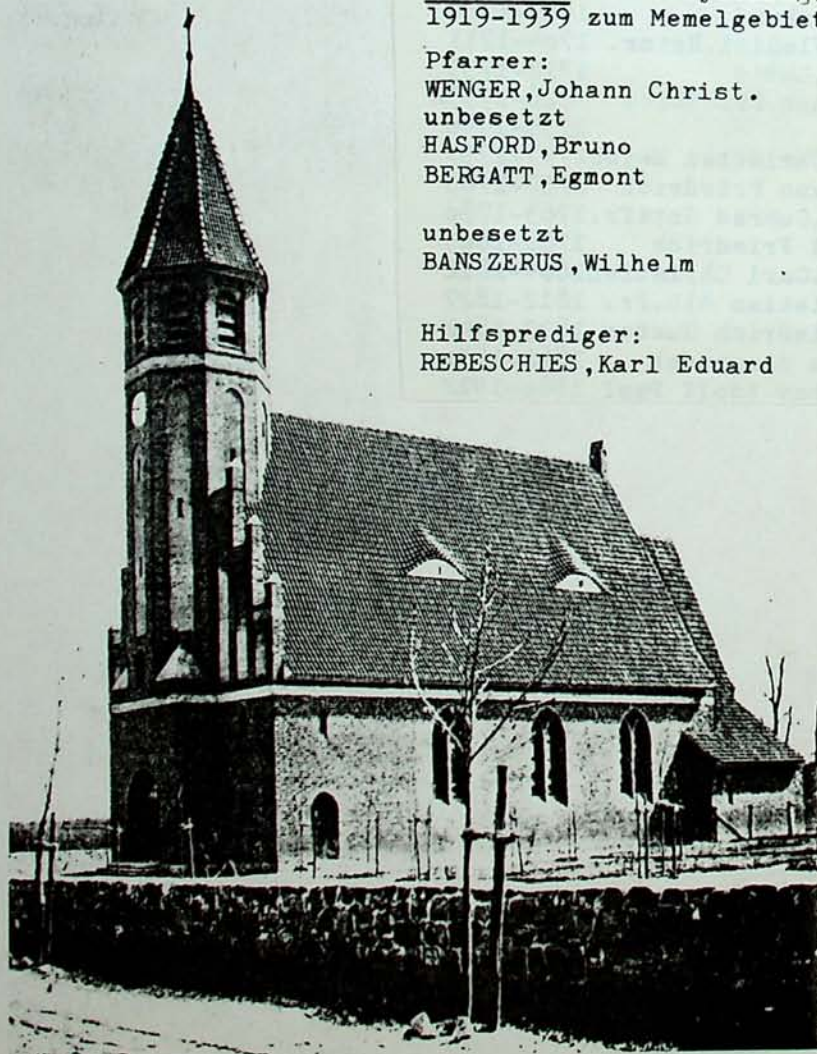


Paszieszen -Dorf in  
der Gemeinde  
Schillwen

Links steht Franz Szuggars

25 Jahre alt ist dieses Gruppenbild der Volksschule Paszieszen (Schillwen) im Kreise Heydekrug. Lehrer Szuggars stellte sich vor der Schulhauswand dem Photographen. Wir hoffen, daß recht viele der damaligen Kinder sich heute an dem Bild erfreuen können. Wir danken es unserer Leserin Irmgard Bandsze aus 7519 Flehingen, Steinbrunnen-Siedlung.

432. Schillwen (Paszieszen)



PASZIESEN: (KK.Heydekrug) (1903)  
1919-1939 zum Memelgebiet gehörig.

**Pfarrer:**

WENGER, Johann Christ.	1903-1912
unbesetzt	1913
HASFORD, Bruno	1915-1917
BERGATT, Egmont	1918-1919H
	1919-1928
unbesetzt	1929
BANSZERUS, Wilhelm	1934-1937V
	1937-1945

**Hilfsprediger:**

REBESCHIES, Karl Eduard	1900-1903
-------------------------	-----------

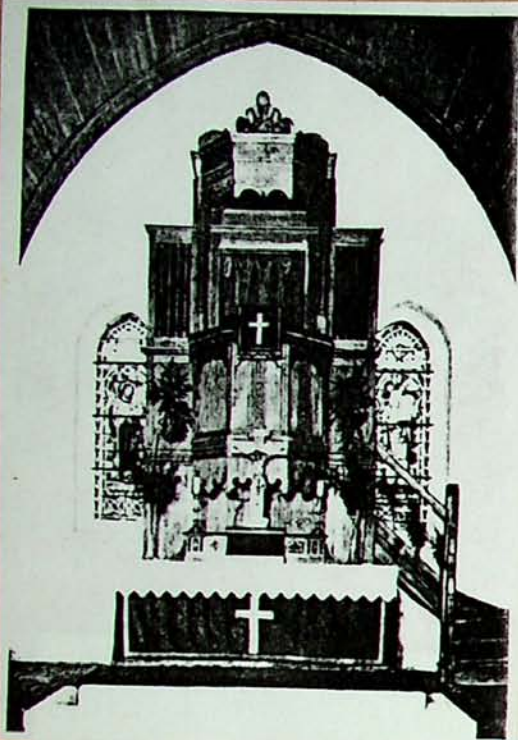
Schillwen (Paszieszen)

Abb. 432, 433

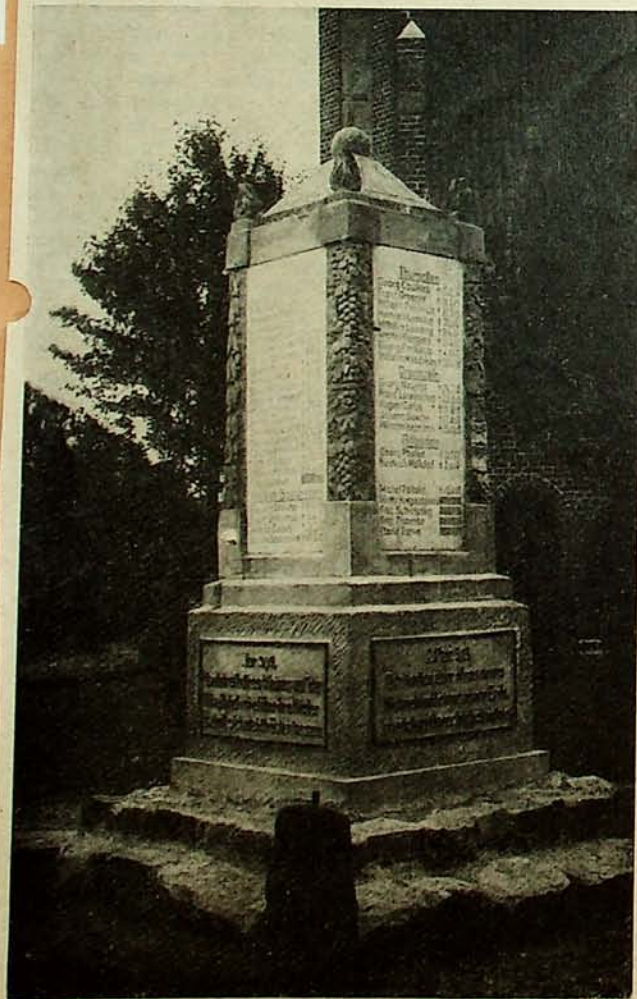
Jubiläumskirche, zwischen 1910 und 1912 errichtet. Einschiffige Saalkirche aus Ziegeln auf Feldsteinfundament mit einem achteckigen Turm mit hohem Zelt-dach. Die Holzdecke des Schiffes und des abgesetzten Altarraums ist in das Dachwerk einbezogen. In den Innenraum fügt sich die Orgelempore organisch ein. Kanzelaltar und Orgelprospekt weisen Schnitzereien auf. Die Orgel wurde von Göbel-Königsberg erbaut. Die Kirche hat drei Glocken.

Jubiläumskirchen Ostpreußens

## Das Kriegerdenkmal in Paszieszen



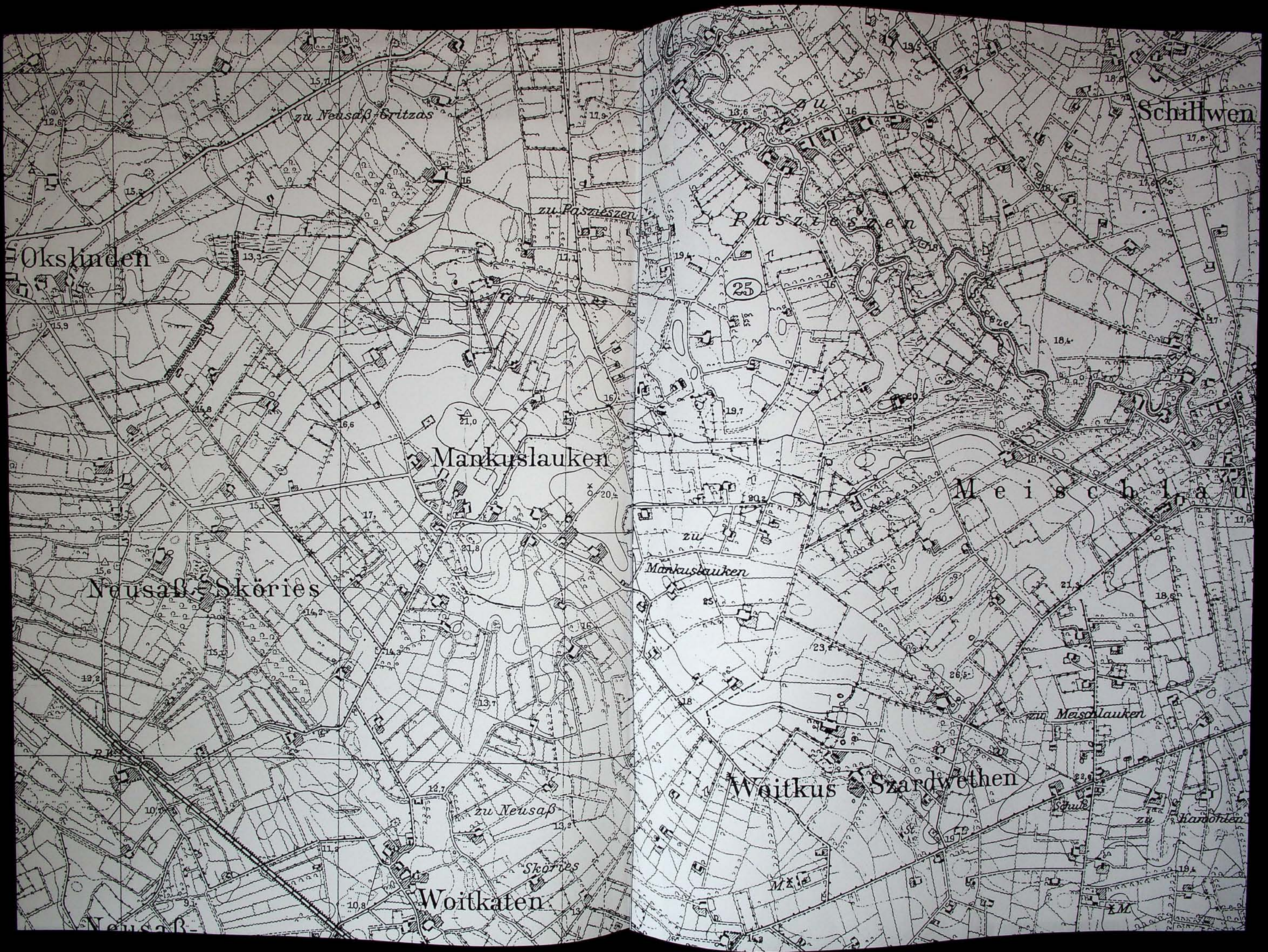
433. Schillwen (Paszieszen), Kanzelaltar



Im Spätsommer 1928 wurde in Paszieszen das Ehrenmal für die Gefallenen der Gemeinde aus dem ersten Weltkriege feierlich eingeweiht. Wer kann sich noch dieses Ereignisses erinnern? Unsere Bilder helfen mit, die Vergangenheit zu beschwören. Das Denkmal wurde in den Vorgarten zwischen Pfarrhaus und Kirche in Paszieszen gestellt. Es trug die Namen der Weltkriegstoten. Unter starker Teilnahme der Bevölkerung aus Paszieszen und Umgebung weihte Pfarrer Bergatt das Ehrenmal ein. Kirchen- und Posaunenchor umrahmten die Feier mit musikalischen Darbietungen.

Daß wir diese Bilddokumente veröffentlichen können, danken wir unserer Leserin M. Paddags (24b) Wedel-Elbhochufer, Fried.-Eckertstr. 50, der es selber wie ein Wunder ist, daß sie heute noch diese Heimatbilder besitzt. Zweimal wurde sie auf der Flucht durchsucht und ausgeplündert — einmal von Russen, ein andermal von Polen. Vielleicht haben auch Sie noch, lieber Leser, liebe Leserin, durch Zufall einige Heimatbilder gerettet, die bisher noch nicht im MD veröffentlicht





Okskinden

zu Neusaß-Gritzas

zu Paszessen

Paszessen

Schillwen

Mankuslauken

Meischlauken

Neusaß-Skories

zu Mankuslauken

zu Neusaß

Woitkus Szardwethen

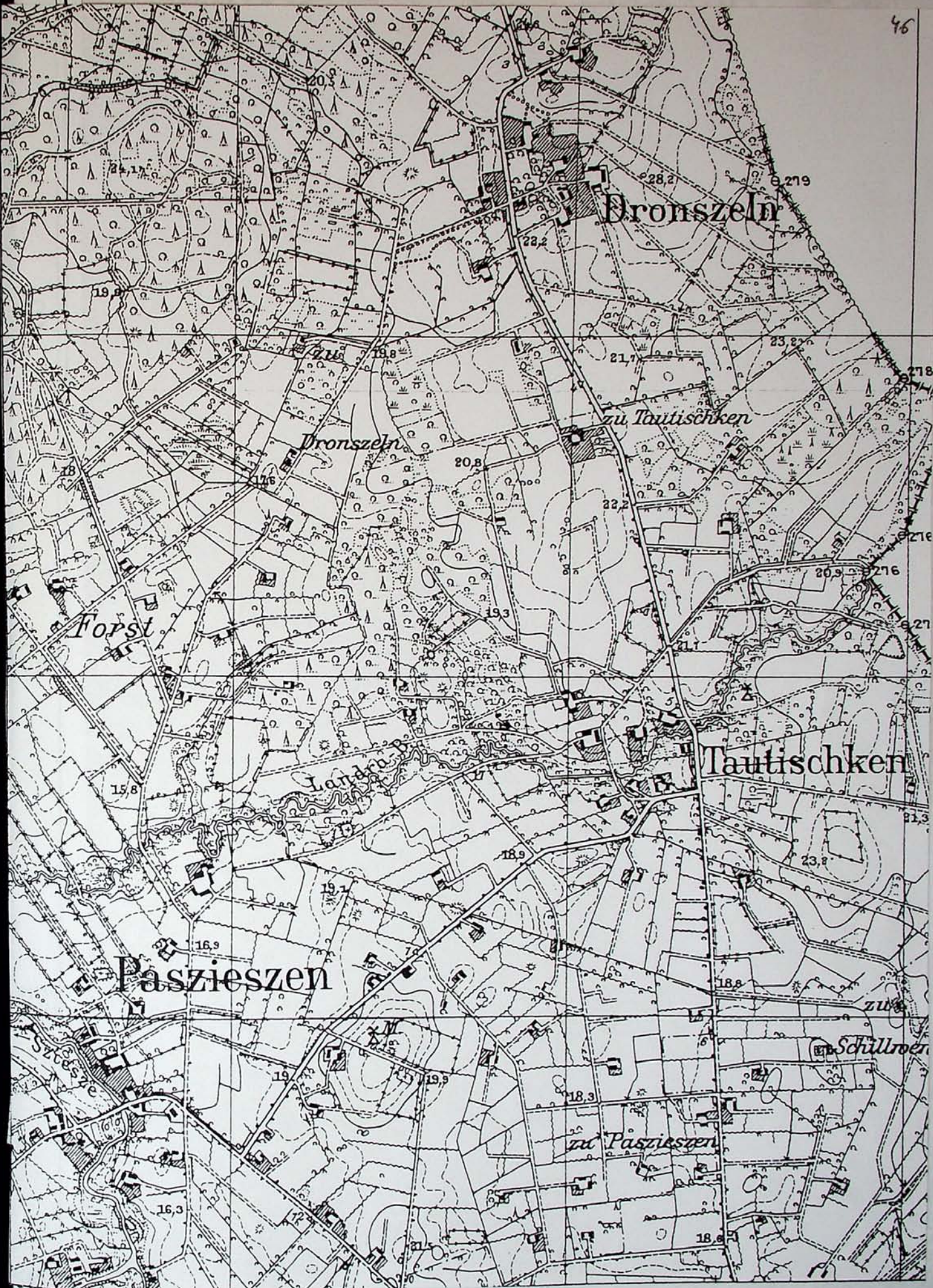
Woitkaten

zu Harbörten

M&S

KM

25



Dronszein

Dronszein

zu Tautischken

Forst

Landen

Tautischken

Paszieszen

zu Paszieszen

Schüllroen





PASZIESZEN - SCHILLHEN 1920/22



Russischen - Volksschule  
 (Schiffswerk) Klassenbild aus dem  
 Jahre 1920/22  
 mit Lehrer  
 Pogelies (links)  
 Lehrer  
 Gimmat (rechts)

030



PASZIE SZEN. EINWEIHUNG KRIEGER DENKM.

Passionen

45

Einweihung des Krieger-  
denkmals im Herbst 1928

durch Herr von Bergert

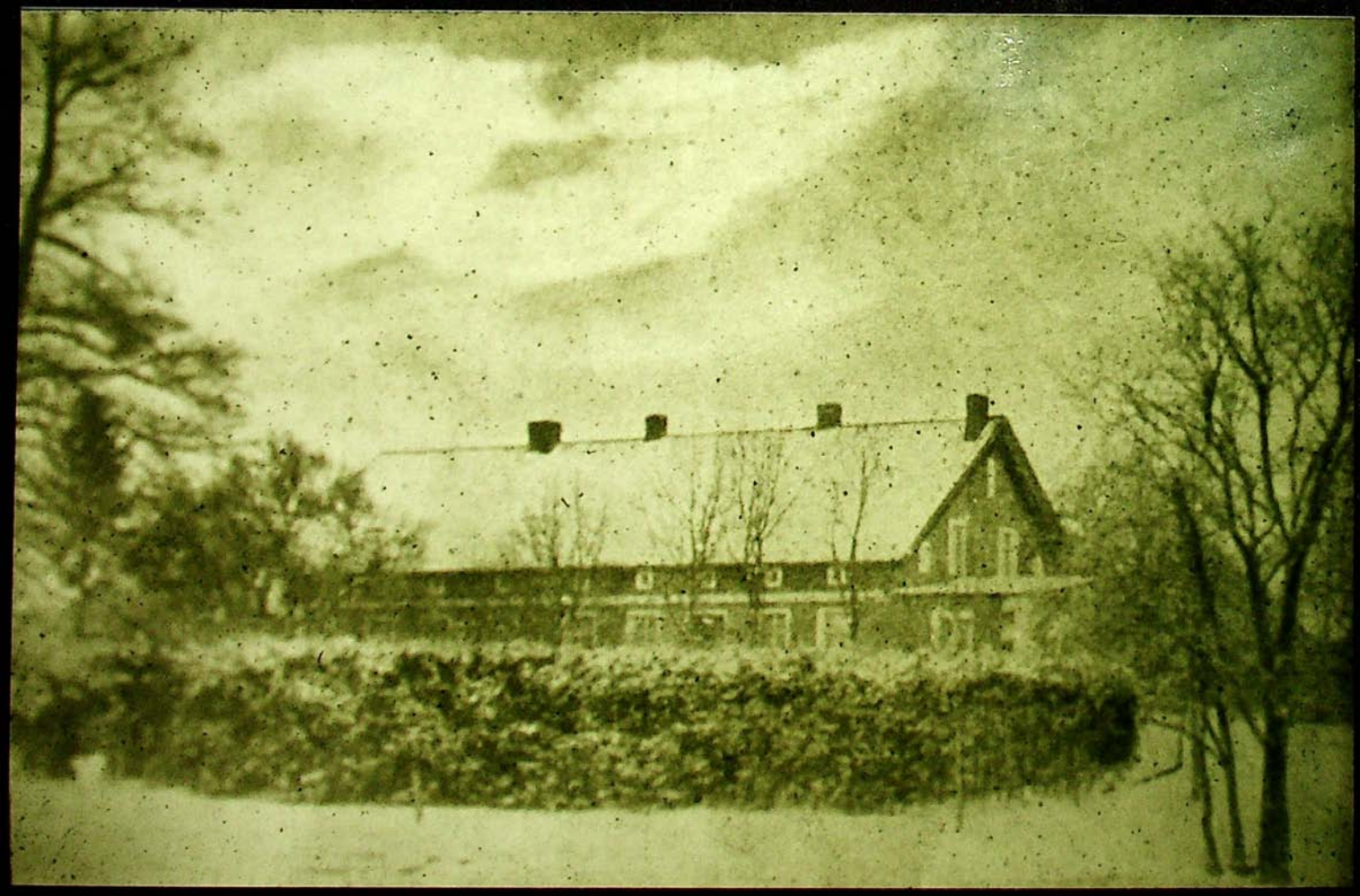
*[Faint signature]*

A 318

Gras aus Passieszen



Patienten op de Schilw  
Diaz/59 van Hagedorn



Prüfung 25

# Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

1 V 4694 D

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. -  
Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 4.80  
DM. - Zu beziehen durch alle Postanstalten. -  
Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt  
nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt ein-  
gesandte Manuskripte wird keine Verantwortung  
übernommen. - Verlagsort: Oldenburg (Oldb).

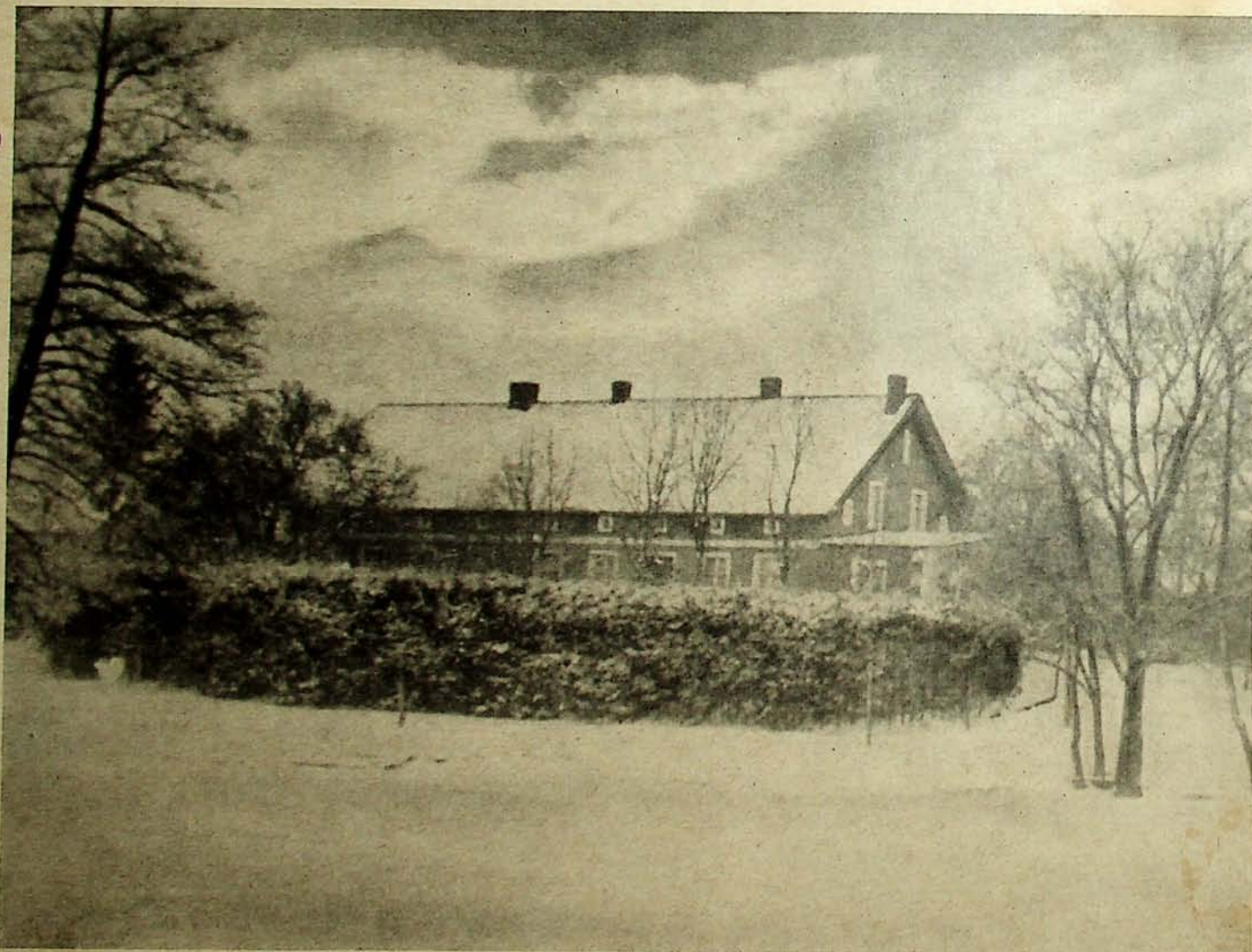


Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzelle 50 Pf.,  
Familienanzeigen 40 Pf., Suchanzeigen 20 Pf. -  
Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für  
die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht über-  
nommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort:  
Oldenburg. Verlag P. W. Siebert, Zeitungs- u.  
Buchverlag, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14

119. Jahrgang

Oldenburg (Oldb) 8. Januar 1968

Nummer 1



## Paszieszen im Schnee

Romantisch liegt Paszieszen an der Sziesze. Unser Bild zeigt das Wohnhaus der Besingung Buttkeireit im winterlichen Kleid. Sie befand sich seit etwa 300 Jahren im Familienbesitz. Hier wohnte Christoph Buttkeireit, der als Abgeordneter des Preußischen Landtags um 1900 die Kreise Memel und Heydekrug in Berlin vertrat. Hier verwaltete der letzte Besitzer, Ernst Buttkeireit, von 1925 bis zur Vertreibung das Standesamt Paszieszen.

Aufn.: Ernst Buttkeireit

# Fragespiel mit deutschen Belangen

Die in letzter Zeit durch den Südwestfunk veranlaßte Meinungsumfrage über die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie durch das Allensbacher Institut hat in einem Teil der deutschen Presse Schlagzeile gemacht: „Die Mehrheit billigt Oder-Neiße-Grenze!“ So auch in der „Bonner Rundschau“ vom 6. 12. 1967!

Da legt man – sage und schreibe – 300 Bundesbürgern die Frage vor: „Wenn wir durch die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze ein besseres Verhältnis zum Osten erreichen könnten – wären Sie dann für oder gegen die Anerkennung?“ Und wenn von 300 Personen 159 (53 %) auch nur – wie nachgewiesen – **bedingt** dafür stimmen, schreibt die erwähnte Zeitung: „Die Mehrheit der erwachsenen Bevölkerung der Bundesrepublik ist für die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als endgültige deutsche Ostgrenze!“

Was ist das nur für eine **Irreführung der gesamten Öffentlichkeit!** Nach der jüngsten Meinungsumfrage der Bundesregierung haben sich 78 % der Befragten gegen die Anerkennung der SBZ als Staat und 76 % gegen die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie ausgesprochen! Man kann wohl sagen, daß nicht nur 53 %, sondern 100 % der Bevölkerung für ein besseres Verhältnis zum Osten sind, und diese Tatsache wird nun dazu benutzt, um durch die manipulierte Frage zu einem möglichst „günstigen“ Ergebnis zu kommen! Deshalb hat der Bund der Vertriebenen in einer Verlautbarung vom 6. 12. 67 die Frage „**suggestiv und politisch tendenziös**“ genannt. Niemand wird wohl – aus naheliegenden Gründen – mehr für ein „besseres Verhältnis zum Osten“ sein als die Vertriebenen. Haben sie doch bereits 1950 in ihrer Charta „auf Rache und Vergeltung verzichtet“ und sind auch weiterhin für die Verständigung mit dem Osten eingetreten; aber dazu kann es **nur bei gegenseitigem guten Willen kommen!** Leider ist auf der östlichen Seite bis jetzt nicht das geringste Anzeichen für irgendein Entgegenkommen vorhanden, und darum kann es auch bei einem solchen Verhalten in dieser Zeit nicht durch vorzeitige und einseitige Anerkennung der Oder-Neiße-Linie zu einer Aussöhnung kommen. „Ein großer Teil der Befragten“ des Allensbacher Instituts hat das auch richtig erkannt und deshalb, wie es heißt, „einschränkend hinzugefügt, daß die osteuropäischen Länder weitgehende Forderungen stellen, so die Anerkennung Ostberlins“ usw.!

Die Leiterin des Instituts, Frau Nölle-Neumann, hat angesichts des Fiaskos bereits einen Rückzieher machen und erklären müssen, daß die „Aussage als möglicherweise **nicht ganz zuverlässig** angesehen werden müsse!“ Deshalb soll eine Neubefragung auf breiterer Grundlage, nämlich bei etwa 2000 erfolgen.“

In diesem Zusammenhang muß die Frage aufgeworfen werden, ob solche Befragungen überhaupt geeignet sind, hochpolitische Probleme von größter Bedeutung beeinflussen zu wollen. Müssen „Ergebnisse“ wie dieses im In- und Ausland nicht zu ganz falschen Schlüssen führen und, wie auch in diesem Falle, die sowieso äußerst schwierige Ostpolitik des Parlaments und seiner Regierung beeinträchtigen, wodurch zugleich die Politik der Gegenseite unterstützt wird? So hat der BdV-Präsident Rehs in seiner Stellungnahme zu der Umfrage des Südwestfunks, sie **als nicht vertretbar und schädlich** bezeichnet.

Gegen diese Feststellung hat sich der Kommentator des Nordwestdeutschen Rundfunks, Felix Lützkendorf, am 7. 12. in längeren Ausführungen gewandt und den Vertriebenen den Vorwurf gemacht, daß sie

„den Kopf in den Sand stecken!“ Das kann man eher vom Kommentator sagen. Er sollte sich die Reaktion in der polnischen Presse und die jede Verständigung ablehnende Haltung der polnischen Regierung genau ansehen. Vielleicht würde es von Volk zu Volk eher zu einer Verständigung kommen können! Auch die nun in Aussicht genommene neue Befragung von 2000 Bundesbürgern bei rund 60 000 000 Einwohnern in der Bundesrepublik, auch wenn man die noch nicht Erwachsenen davon abzieht, reicht nicht aus, um den verantwortlichen Stellen eine entsprechende Entscheidungshilfe zu geben. In diesem Falle müßte dann schon die gesamte deutsche Bevölkerung befragt werden.

Unseren nationalen Belangen würde wohl besser gedient werden, wenn nicht so viele Berufene und Unberufene herumexperimentieren würden. Man pflegt zu sagen, daß, da die Bundesregierung nichts in der Ostpolitik unternimmt, sich andere Kräfte regen müssen. Dagegen wäre an sich nichts zu sagen! Das darf aber nicht geschehen ohne Rücksicht auf die Auswirkungen solcher Vorschläge, Denkschriften, sogenannter Arbeitspapiere usw. – die oft nur Verwirrung stiften –; auch nicht, um nur etwas gemacht zu haben und Schlagzeilen zu erhalten! Auf diesen Wegen ist der Bundesregierung bis jetzt auch noch nicht klar und positiv gesagt worden, was sie tun sollte, um auch weiterzukommen, wenn die Gegenseite **„nicht will“ und auf nichts geht!**

Ohne dem Nichtstun das Wort zu reden, wäre sehr zu wünschen, wenn man hier und dort mit der Verantwortung gegenüber dem Ganzen, Wahrheit und Klarheit, auch mit etwas mehr Würde und mit entsprechender Selbstachtung zu Werke gehen würde. Wer von anderen Achtung verlangt, muß schon eine entsprechende Selbstachtung, aber ohne jede Überhebung zeigen! Richard Meyer

Richard Meyer

## Diktatur der Außenseiter

Von G. Grentz

Man macht kein Aufhebens und redet nicht viel von Selbstverständlichkeiten. Wahrscheinlich wird daher das Wort „Demokratie“ so oft gebraucht, weil es bei uns keineswegs schon zu den Selbstverständlichkeiten gehört. Man weiß noch nichts Rechtes damit anzufangen, und ein jeder legt es so aus, wie es ihm paßt. Was dabei herauskommt, können wir tagtäglich erleben, sei es am Bierisch, sei es in kommunalen oder anderen Körperschaften, sei es in den Massenmedien von Presse, Rundfunk und Fernsehen!

Leider bekommen wir dabei eine verflixte Ähnlichkeit mit sogenannten „unterentwickelten Völkern“, die mittels geistiger und technischer Entwicklungshilfe schlagartig über Jahrhunderte fehlender Entwicklung hinweg sozusagen aus der Steinzeit in eine moderne Welt hineinversetzt werden. Seit Jahrhunderten wurden wir im Untertanengeist erzogen, befangen von „Obrigkeitsdenken“, dem blinden Vertrauen in die Richtigkeit all dessen, was „von oben“ kommt. In Respekt und Achtung erstarren wir vor allem, was amtlichen Charakter hat, sei es ein Schriftstück, das mit „Sie werden ersucht“ statt „wir bitten Sie“ beginnt, seien es auch nur ein paar blanke Knöpfe an einer uniformartigen Kleidung. Ein dunkelgrüner Volkswagen läßt rasante Fahrer zu braven Langsamfahrern werden, solange sie nicht erkannt haben, daß es kein Polizeiwagen ist. Eine demokratische Staatsform und ein echt demokratisches Denken und Handeln sind nun mal nicht von heute auf morgen zu gewinnen, und bis es bei uns so weit ist, wird noch viel Unheil angerichtet werden.

Dazu gehört die Sache mit der demokratisch verbrieften Meinungsfreiheit. Sie ist eine feine Sache, leider nur bei uns allzu oft falsch verstanden. Jeder hat das Recht, seine eigene Meinung laut zu sagen und zu vertreten; wer anders denkt, kann, darf und soll es sagen. Gelten wird in einer demokratischen Gemeinschaft immer die Meinung der Mehrheit, sonst wäre es keine Demokratie, sondern die Diktatur einer Minderheit wie in der Sowjetzone! Wer anders denkt als die Mehrheit, ist Außenseiter, Opposition. Auch das ist gesund und durchaus richtig, solange die Außenseiter nicht versuchen, trotzdem ihre Meinung als die allein richtige hinzustellen und durchzusetzen und sich dabei unlauterer Mittel bedienen.

Und genau das ist bei uns in steigendem

Maße der Fall. Die dabei angewandten Mittel bestehen vor allem in der Spekulation auf das dem Deutschen immer noch innewohnende Obrigkeitsdenken. Er ist sich der eigenen Meinung nicht sicher und neigt halt noch dazu, mehr an das zu glauben, was von höherer Stelle kommt, was gedruckt vorliegt oder im Lautsprecher und Bildschirm erscheint.

So kommt es dann, daß ein halbes Dutzend Professoren aus Tübingen, ein paar Männer vom Schlage Golo Mann oder Günter Grass, einige höhere Parteifunktionäre, Journalisten, Rundfunk- und Fernsehintendanten und Kirchenmänner wie Niemöller als krasse Außenseiter die von vielen Millionen Deutschen vertretene Ablehnung der Oder-Neiße-Grenze und die Nichtanerkennung des Zonenregimes in Frage stellen. Anstatt sich nun klar zu werden, daß diese wenigen Außenseiter nur eine winzige Minderheit gegenüber Tausenden von Universitätsprofessoren, Schriftstellern, Kirchenmännern und Publizisten sind, nimmt die Masse deren lautstark vertretene Meinung unwidersprochen hin und macht sie sich nach und nach zu eigen, weil es doch „höhere Herrschaften“ sind, die es sicher wissen müssen. Dabei fällt nur wenigen ein, daß ein Universitätsprofessor, ein Kirchenfürst, ein Autor, ein Zeitungsverleger usw. kaum mehr Ahnung von Politik hat als jeder andere. Amt und Titel und eine hohe Gehaltsklasse bringen es keineswegs mit sich, daß einer mehr von Dingen versteht, die er ebenso wenig wie du und ich gelernt und studiert hat!

Noch klingen uns die in der „Denkschrift des Rates der evangelischen Kirche“ enthaltenen Worte des Verzichtes auf die Ostgebiete im Ohr, die nur von einigen wenigen stammten und doch so viel Wiederhall fanden, weil sie „von höherer Stelle“ kamen. Was aber studierte Theologen mehr an politischem Wissen als zum Beispiel berufene Vertriebenenpolitiker haben, die eben von dieser unberufenen Seite als Sonntagsredner und Berufsflüchtlinge abgetan werden, müßte erst bewiesen werden. Höchstwahrscheinlich nicht mehr als über andere Dinge, die nicht in ihr Fachgebiet schlagen und daher nur auf Erinnerungen an die Allgemeinbildung der Schulzeit basieren. Doch sie werden ernst genommen – weit mehr als die Stimme von millionenstarken Vertriebenenverbänden, die sich dann mit den Folgen solcher Auchpolitikeraktionen herum-



Ganz konnte sie die Lehrerin nie verleugnen, und immer noch sah sie ihre Schülerin in mir, wenn sie nach einer Korrespondenz mit meinem Mann mir klarzumachen versuchte, welch ein Geschenk das Schicksal

mir in ihm beschert habe, und sie vergaß nicht die Mahnung, ich sollte diese Gunst ja recht würdigen. Lehrer sind eben auch nur Menschen - und besonders Lehrerinnen.  
R. B.

## Erinnerungen an Paszieszen

von Pfr. i. R. Wilhelm Banzerus

Paszieszen war eines der jüngsten Kirchspiele unserer memelländischen Heimat; es wurde erst 1901 gegründet und setzte sich aus den Gemeinden Paszieszen, Schillwen, Meischlauken, Woitkus-Szardwethen, Tautischken, Dronszeln, Gurgsden, Thumellen, Neusaß-Gritzias, Piktaten und Rösden zusammen. Vor der Gründung des Kirchspiels hatten diese Gemeinden je nach ihrer Lage zu den Kirchspielen Werden, Wieszen und Coadjuthen gehört. Die Kirche wurde 1910, das Pfarrhaus 1911 erbaut. Das schlichte Gotteshaus war eine der in Ostpreußen errichteten Jubiläumskirchen, die ab 1901 entstanden und an den 200. Jahrestag der Erhebung Preußens zu einem Königreich und der Krönung Friedrichs I. in Königsberg in würdiger, bleibender Form erinnern sollten.

Die Kaiserin Auguste Viktoria hatte selbst das Protektorat über diese Kirchen übernommen und schenkte der Kirchengemeine eine kostbare Altarbibel mit ihrer handschriftlichen Widmung. Das neue Kirchspiel zählte etwa 2500 Seelen und wurde seit seiner Gründung bis 1944 von den Pfarrern Wenger, Bergatt, Studier und Banzerus betreut. Die Kirche hatte einen achteckigen Turm, in dem drei Bronzeglocken aufgehängt waren; der harmonische Klang dieser Glocken war im ganzen Kirchspiel zu hören.

An jedem Sonnabendabend wurde der Sonntag eingeläutet. Auch zu den Gottesdiensten, Taufen, Trauungen, Begräbnissen wurde mit allen drei Glocken geläutet. Die Kirchendiener Klaszus und Noah versahen gewissenhaft und treu ihren Dienst und meisterten auch die gar nicht so leichte Aufgabe, alle drei Glocken gleichzeitig zum Klingen zu bringen.

Am 20. Oktober 1934 wurde das 25jährige Bestehen der Kirche gefeiert. Aus diesem Anlaß hatte Malermeister Budelsky einen schönen Innenanstrich ausgeführt. Am Triumphbogen wurden auf Beschluß des Gemeindegemeinderates die Worte aus dem Lukas-Evangelium in Kunstschrift angebracht „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“.

Die Kirchengemeinde hatte einen großen und regen Jugendkreis sowie einen Posaunenchor, die beide das gottesdienstliche Leben oft bereicherten. Dirigent Stanschus aus Piktaten leitete viele Jahre treu den Posaunenchor. Den Organistendienst versah Ernst Buttkeleit willig und gewissenhaft, so oft er gerufen wurde. Seit dem 28. 11. 1978 ruht er fern der Heimat auf einem englischen Friedhof. Die alten Paszieszer werden sich in Dankbarkeit seiner erinnern.

Dem letzten Gemeindegemeinderat gehörten folgende Kirchenälteste an: Buttkeleit, Jessat, Schakols, Srugies und Zirpins. Johannes Buttkeleit war der stellvertretende Vorsitzende. Durch sein ruhiges, be-

sonnenes Wesen war er weit über die Gemeinde hinaus beliebt und geschätzt. Er setzte sich mit Treue und Hilfsbereitschaft für das Wohl des Kirchspiels ein. Leider wurde er durch einen Unfall der Gemeinde viel zu früh entrissen. Er ruht auf dem Paszieszener Friedhof.

Den letzten deutschen Gottesdienst in dieser schönen Kirche durfte ich kurz vor der Räumung unserer Heimat im Herbst 1944 noch mit 30 Kriegsgefangenen, Belgiern und Franzosen, halten. Wir versammelten uns am Altar, wo wir nach einer kurzen Ansprache gemeinsam das Vaterunser sprachen.

Am 31. Mai 1959 konnte die Restgemeinde mit vielen anderen evangelischen Christen, die von nah und fern gekommen waren, das 50jährige Jubiläum der Kirche feiern. Anwesend waren die Pfarrer Briedies, Arnoneit, Burkewitsch, Sprogies, Kalwanas, Gawehn und Knispel. Bald darauf nahmen die litauischen Atheisten der kleinen Gemeinde das Gotteshaus fort. Der Turm wurde abgerissen. Mit einem Anbau wurde die Kirche zum Kulturhaus umfunktioniert. Aus dem umgebauten Pfarrhaus wurde eine Schule.

Vor zehn Jahren war es mir vergönnt, noch einmal die Heimat zu besuchen. Da mein Neffe im Besitz eines Autos war, konnte ich mit ihm alle Stätten aufsuchen, die mir lieb und teuer waren. Es war einer der traurigsten Augenblicke dieser Fahrt, als wir vor der geschändeten und entstellten Jubiläumskirche hielten. Sie sah wie eine Ruine aus. Maurer waren dabei, das Gebäude umzugestalten. Auch das Pfarrhaus war kaum noch wiederzuerkennen.

Einige meiner alten Gemeindeglieder traf ich durch Zufall. Sie machten einen traurigen und verschüchterten Eindruck. Die Friedhöfe, auf denen ich so viele Heimatgenossen zur letzten Ruhe gebettet hatte, waren zum Teil von Unkraut und Gestrüpp überwuchert, die Grabsteine umgestürzt und zerstört. Bei meiner Fahrt durch mehrere Dörfer stellte ich fest, daß viele Bauernhöfe ganz verschwunden waren, von anderen standen nur noch einzelne Gebäude. Es war schwer, sich zu orientieren, wer einmal wo gewohnt hatte. In Paszieszen wie anderswo waren in Dorf kern städtische Häuser gebaut worden, die das Ortsbild gründlich verändert hatten.

Den lieben Memelländern in der Fremde, die Sehnsucht nach der Heimat haben, möchte ich raten, die Erinnerungsbilder unverändert im Herzen zu behalten. Der heutige Anblick der einst so vertrauten Stätten ist fremd geworden, und fremd sind uns die meisten, die heute dort wohnen. Trotzdem ist und bleibt das Memelland unsere Heimat. Keine Geschichtsfälschung, keine Macht der Welt kann sie uns aus den Herzen reißen. Wir lieben sie und werden immer auf dem Recht beharren, sie als unser Eigentum zu beanspruchen.



Sternsinger mit Fäustlingen

„Wir treten herein ohn' allen Spott“, sangen auch im Memelland zur Weihnachtszeit die Sternsinger. Charlotte Keyser, die unvergessene memelländische Dichterin aus Ruß, erzählt in ihren Erinnerungen vom Auftreten der „Sternjungens“ am Heiligen Abend in ihrem Elternhaus dicht hinter dem Deich. Daß sie bei den Temperaturen, die es bei uns gab, mit echten, von Mutter gestrickten Fäustlingen ausgerüstet waren, in die man auch den Dittche verschwinden lassen konnte, versteht sich von selbst. Unser Bild zeigt eine ostpreußische Kindergruppe aus Soest, die den heimatischen Brauch weiterführt.

## Bei Eduard Matzick im Korso-Keller

Die Berliner Morgenpost besuchte Mimen-Maler Matzick im Atelier

Eduard Matzick, am 4. 11. 1904 in Hermannlöhlen, Kr. Heydekrug, geboren, wurde 75 Jahre alt. Der Maler, der seine Ausbildung in Dortmund und auf den Akademien in Königsberg und Dresden genoß, der seit 1930 - mit einigen Unterbrechungen - in Berlin lebt und arbeitet, ist unseren Lesern durch seine Bilder und seine humorvollen heimatischen Erinnerungen vertraut. Anlässlich seines Geburtstages besuchte ihn Irene Sieben von der Berliner Morgenpost in seinem Atelier. Sie schreibt:

Am Südwestkorso 20 fällt man förmlich in einen Keller voller Kunst. Die Galerie MMM - aufgeschlüsselt Mimen-Maler Matzick - residiert mit bunt zusammengewürfeltem Bildwerk in Kellerräumen und winkligen Gängen. Der Maler Eduard Matzick schließt jedem bereitwillig die Schlösser von den Türen, braut Durstigen in seiner „Hexenküche“ ein aufmunterndes Getränk.

Schon treppab bekommt man einen Eindruck von den malerischen Vorlieben des 73jährigen Künstlers, der hier von 10-13.30 Uhr und von 14-18 Uhr vor seiner Staffelei anzutreffen ist, manchmal mit einem prominenten Modell aus Fleisch und Blut auf dem Sessel. Prominente tummeln sich im Großformat an den Wänden. Unter dem Lichtenberg-Motto „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die des menschlichen Gesichts“ schöpft Matzick aus dem vollen.

Schütz, Stobbe, Neubauer, König, Riebschläger und wie Berlins Politiker alle heißen, ließen sich geduldig porträtieren, die Schönen und Männlichen vom Fernsehen - Bayertz, Boy, Bauer, Karas - und Mimen noch und noch: Gründgens in jungen Jahren, Tilla Durieux in verschiedenen Lebensabschnitten, Elsa Wagner, Carl Raddatz, Uta Sax, von Oper und Ballett Peter Lagger, Tatjana Gsovky.

Bei manchen muß man zweimal hinsehen, um das berühmte Aha-Erlebnis zu haben, denn Matzick pflegt seine Köpfe zuweilen zu idealisieren: „Man muß ja nicht jedes Pfund mitmalen“, argumentiert er und glättet bewußt so manche Falte. Der ausgehängte Spruch von Xerxes „Wo große Karren ziehen, ist großer Staub“ ist teils Erklärung, teils Entschuldigung oder Rechtfertigung, denn der Ostpreuße hält mitnichten alles für gut, was er malt. Oft kämpft er selbstkritisch um Probleme der Ähnlichkeit und hat hadern und zweifelnd schon manche schlaflose Nacht verbracht. So gesteht der fleißige Künstler auch ganz freimütig: „Wo viel gemalt wird, muß nicht alles Kunst sein.“

Eduard Matzick, übrigens Bewohner der nahen Künstlerkolonie, hält malend die Bande zur Bühne, der er einst als Spielleiter, Schauspieler und Regisseur verbunden war, in Berlin, Wien und Bregenz. Der Meisterschüler von Professor Jaeckel versteht sich allerdings weniger als Mode- und Prominentenmaler. Er will Zeitgeschichte fixieren. Die Berliner Trümmerfrauen hat er für die Nachwelt festgehalten, die zahmen Elche in Ostpreußen, denen er bei großer Kälte auf der Spur war und sich dabei die Ohren erfror. Jetzt arbeitet er an einem Bild über den Terrorismus.

Im Herbst will Eduard Matzick die SPD-Spitze in Bonn porträtieren. Brandt hat



schon zugesagt. Daß vielleicht Schmidt Modell sitzen könnte, wagt der Maler kaum zu hoffen.

Nur einen Teil des winkligen Kellers hat Maler Matzick übrigens eigenen Werken gewidmet. Helmut Bönitze zeigt Collagen, Grafiken, Holzschnitte, Peter Mündler Jagdbilder, Lucie Holzhey Gemälde. Eine Galerie - nicht schneie, sondern eher salopp skurril - bei der man ohne Angst über die Schwelle findet.

### Gesucht: Briefe aus der Heimat

Für unser Archiv und für die Auswertung in unserer Zeitung suchen wir laufend Briefe aus dem Memelland, und zwar vor allem aus der Gegenwart, aber auch aus der Vergangenheit. Werfen Sie nichts weg! Sorgen Sie rechtzeitig dafür, daß Briefe, Postkarten, Ansichtskarten, alte Ausweise, Grenzkarten, Bilder usw. von Ihren Erben einst nicht auf den Müll geworfen werden, sondern der Heimarbeit zugute kommen. Interessantes Material wird im MD veröffentlicht. Kramen Sie alles vor, was Sie schon längst mal ausrangieren wollten! Wir warten auf Ihre Mitarbeit!

Redaktion des „Memeler Dampfboots“, Nikolaus-Fey-Str. 72, 8700 Würzburg 1

## Erinnerungen an Magdalene Kühn

Goethe beginnt seine Lebenserinnerungen „Dichtung und Wahrheit“ mit dem griechischen Zitat „Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen.“ Nicht von ungefähr fällt mir dieses Wort ein, wenn ich mich unserer Lehrerin erinnere, die am 19. 7. im Alter von fast 99 Jahren von uns ging und für die Gerda Rohde-Haupt einen so schönen Nachruf im MD schrieb. Fräulein Kühn war eine gestrenge Lehrmeisterin. Ein sparsames, lächelndes Kopfnicken belohnte eine durch Fleiß und Leistung glänzende Schülerin, aber über die anderen ergoß sich die Schale ihres Zorns. Sicher hätte sie lieber mit freiwillig und gern lernenden Studenten als mit uns gearbeitet. Wieviel Mühe gab sie sich in der 4. Klasse, uns das Sprechen von Gedichten beizubringen, das ruhige Sprechen auf beruhigtem Atem, die Intervalle, die für eine künstlerische Interpretation so wichtig sind!

Anders sah es in der englischen Lektüre aus. Sechs Seiten Dickens-Lektüre über unangenehme Charaktere, die der Engländer ja so unnachahmlich und farbig zu schildern wußte, bis zur nächsten Englischstunde zu übersetzen - da erscholl nur Heulen und Wehklagen. Was blieb uns übrig, als uns der von einem „Schulmann“ verfaßten Plieten zu bedienen, die uns unsere Tanzstundenbrüder mitteiligerweise verschafften. Wir kritzelten uns den schwierigen Text zwischen die Zeilen der Lektüre, und da die Übersetzung zwar genau, aber keineswegs elegant war, klang sie aus unserem Munde glaubhaft und wurde von Fräulein Kühn akzeptiert.

Auch die kurzen englischen Klassenaufsätze waren recht saftig. Hätte ich damals nur nicht so schamlos gemogelt - mein Englisch wäre sicher heute besser.

Die Panelle war ein Original. Panelle heißt ja auf litauisch Fräulein, und sie hatte die litauische Sprache so fließend als Reichsdeutsche erlernt, als wäre es ihre Muttersprache. Wie eine Panelle trug sie ihren langen Rock, und wenn es im Winter auch in den Klassenzimmern nicht zu warm war, stellte sie sich an die Zentralheizung, hob den Rock hoch und preßte ihre Rückseite mit den spitzenbesetzten Unausprechlichen gegen den Heizkörper.

In den Sommerferien fuhr sie bereits mit der 9-Uhr-Fähre von der Karlsbrücke nach Sandkrug, das Badelaken unter dem Arm, Rollsockchen statt langer Strümpfe unter dem Rock.

Hatte sie Pausenaufsicht, dann flüsterten auch die Klassen, in denen sie nicht unterrichtete: „Die Kühn, die Kühn!“ Es bedurfte erst des Anstoßes einer Freundin, daß ich nach dem Krieg Kontakt mit ihr suchte. „Schreib ihr doch mal, sie freut sich so über die Briefe und Besuche ihrer ehemaligen Schülerinnen...“

So faßte ich mir ein Herz und schickte ihr ein Erinnerungsbild über Memel unter dem Titel „Unser Elch am Sandkrug“ und schrieb dazu etwas zaghaft: „Liebes Fräulein Kühn, ich hoffe, Sie geben mir dafür eine Zwei!“ Umgehend kam die Antwort: „Nicht nur eine Zwei! Ganz vorzüglich, ganz vorzüglich!“

# Damals in Paszieszen

Heinrich Sellnies – ein memelländischer Erfinder – Von Betty Goos

In Nr. 4/83 berichtete Betty Goos über ihre Jugend in Paszieszen. Obwohl sie in Kanada lebt, bekam sie zahlreiche Zuschriften von unseren Lesern, die sich an weitere Einzelheiten erinnerten. Heute nun die Fortsetzung ihres Berichtes.

Paszieszen ist ein Kirchdorf des Kreises Heydekrug, das unweit der litauischen Grenze zwischen Werden und Coadjuthen liegt. Natürlich ist es nach dem Fließchen Schiesze benannt, das aus der Gegend von Woinuta kommt und ins Kurische Haff mündet.

Unser Obstgarten liegt gleich am Flußufer. Das Grundstück hatte mein Vater Heinrich Sellnies von einer Frau Gruschien gekauft. Vater war ein ideenreicher Mann. In unserem zweistöckigen Haus gab es eine Gastwirtschaft: „Zur Mühle“. In dem aus Naturstein gemauerten Keller befand sich eine Käserei, und der „Tilsiter“ ließ sich hier kühl lagern, bis er zur Reife gelangte. Das war das Reich der Familie Schöpp, die bei uns wohnte. Natürlich hatten wir eine Landwirtschaft und Stallungen; das war ja selbstverständlich. Aber mein Vater besaß auch eine Mahl- und Sägemühle, für die er ein Wasserrad in der Schiesze selbst konstruiert hatte. Angebaut war eine Schmiede, die an einen Naussed verpachtet wurde.

Während des 1. Weltkrieges sollte eine Eisenbahn von Heydekrug über Paszieszen quer durch Litauen nach Riga gebaut wer-



Das Gasthaus zur Mühle, das an Willy Saunus verpachtet war, wurde später noch verputzt. Die Pferde zeigen, daß es ein richtiger memelländischer Dorfkrug war.

den. Wie weit dieses Vorhaben gedieh, weiß ich nicht, aber die Schienen waren schon bis zur Schieszebrücke verlegt worden. Mein Vater baute darauf hin ein Draisine, die er besegelte. Damit das Fahrzeug nicht umkippte, war ein Ausleger befestigt, auf den sich die Besatzung bei kräftigem Wind setzen mußte. „Das war ein Praktikus, der Kapitän, Euer Vater“, schrieb mir ein Landsmann, der als Kind eine solche Draisinenfahrt mitgemacht und dabei die Schlorren verloren hatte.

Nachdem die Käserei geschlossen war, zog Schmied Naussed ein, der die Schmiede bis zur Einberufung betrieb. Im Erdgeschoß hatten wir die Gastwirtschaft mit Kolonialwarengeschäft – einen richtigen memelländischen Dorfkrug also. Die Kunden, die auf ihr Mehl warten mußten, kauften hier vom Hering bis zum Muschkebad alles ein, was ein bäuerlicher Haushalt braucht. Die Bauern tranken einen für und manchmal auch einen über den Durst, im Sommer wegen der Hitze,



Heinrich Sellnies baute eine Wassermühle an der Schiesze

Die Mahl- und Sägemühle Sellnies in Paszieszen wurde vom Vater selbst gebaut. Hier das Wasserrad mit Otto Auschra und Hermann Gutke, auf dem Steg Ernst Buttke, Saunus und die Eltern Marie und Heinrich Sellnies.

im Winter, um sich zu wärmen. Vater hatte ein Billardspiel aufgestellt, und so mancher blieb, solange er noch die Elfenbeinkugeln sah. Die Pferde kannten ja für gewöhnlich den Weg nach Hause auch im Dunkeln.

In der Gastwirtschaft waren die Kleins Mieter, danach die Eheleute Saunus, die keine Kinder hatten und mich oft mit Süßigkeiten verwöhnten. Im letzten Sommer vor der Flucht war Frau Saunus für einige Tage verweist. Wir wußten, daß sie zum Geburtstag zurücksein würde und schmückten ihre Tür mit Girlanden. Die Nachricht, daß sie mit dem Auto an der Russen Brücke tödlich verunglückt sei, traf uns tief.

## Barfuß – wenn der Kuckuck rief

Das erste zarte Grün der Weiden am Waldweg, der zu Tante Auschras Haus führte, verkündete den Frühling. Jetzt brauchten wir nur noch auf den Kuckuck zu warten. Bei seinem ersten Schrei flogen Strümpfe und Schlorren in die Ecke. Die ersehnte Zeit der Barfußzeit begann. Aber Ostern war nicht immer im Grünen, manchmal auch im Schnee. Dann mußten wir unter Mamas handfester Mithilfe alles wieder anziehen!

Opa Sellnies war zumindest genau so geschickt wie sein Sohn. Er flocht uns aus Weidenzweigen die schönsten Osterkörbchen, und außerdem war er der beste Schlorrenhersteller in Piktaten. Bei ihm gab es keine Konfektion. Jeder Fuß wurde sorgfältig vermessen, und dann saß er auf seiner Hobelbank und ließ die Späne fliegen.

Als wir alt genug waren, standen wir vor der Sonne auf, um am Ostersonntag Quell-

wasser zu schöpfen. Welches Mädchen wollte nicht schön werden! Aber der Glaube half nicht viel... Dann besuchten wir die Verwandtschaft, der wir beim Schmackostern die Kaddigrute um die Waden wedelten:

Ostern – Schmackostern!

Fünf Eier, Stück Speck, sonst gehn wir nicht weg...

Zu Pfingsten wurde das Haus mit Birken geschmückt. Der Hof war gefegt, und die Treppe vor dem Haus in eine Birkenlaube verwandelt.

Wer erinnert sich noch an den Maibaum auf dem Spielplatz, an die Buden und die Altweibermühle, zu der Abfallbretter von unserem Holzplatz verwendet wurden. Alte, gebrechliche Weiblein, an Stöcken gehend, stiegen auf die Leiter, um als kecke, junge Mädchen lachend herunterzurutschen. Natürlich durfte ich lustig mitmachen!

## Wir Kinder mußten fleißig helfen

Natürlich freuten wir uns, wenn die Sommerferien begannen. Aber auch in den Ferien hatten wir unsere eingeteilte Arbeit zu verrichten. Besonders das Weden des Unkrautes machte uns bei der Hitze zu schaffen. Aber nach getaner Arbeit kam die Belohnung: das Baden in der Schiesze. Manchmal wurden wir von Schulfreunden verlockt, das Unkraut vorzeitig im Stich zu lassen und ins Wasser zu springen. Aber das brachte uns Ärger bei den Eltern.

Meine Schwester Edith und Heidi kochten und buken in der Küche wie die Alten. Nur ich war keine gute „Domestique“ und kam nur zum Abschmecken. Meine Haushaltskenntnisse mußte ich später als Flüchtlingsmädchen in Westdeutschland und als Einwanderin in Kanada, dazu ohne Sprachkenntnisse, doppelt und dreifach nachholen. Aber in der Mühle und im Sägewerk war ich immer gut zu gebrauchen. Wenn Hilfe knapp war, durfte ich die Kornsäcke in den dritten Stock der Mühle hinauf-

und an die vielen Toten, die dieser letzte Krieg nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt gefordert hat. Herbert Preuß schloß: „Soll ihr Sterben überhaupt einen Sinn gehabt haben, so nur den, daß sie uns mahnen, dafür zu sorgen, daß sich solches nicht wiederholen darf“.

In seinem Schlußwort richtete der AdM-Vorsitzende seinen Dank an die Organisatorin dieses Treffens, Gerda Gerlach. Besonders erfreut zeigte er sich über den Besuch aus den USA. Frau Balzer aus Californien und das Ehepaar Kuprat aus New York hatten es sich nicht nehmen lassen, anlässlich ihrer

Deutschlandreise am Heimattreffen teilzunehmen.

Für den Sudetendeutschen Singkreis fand Preuß ebenso anerkennende Worte wie für die Volkstanzgruppe Luthé und Helene Matzat als bewährte Rezitatorin. Dank auch an Georg Banszerus, der uns seit Jahren mit einem umfangreichen Angebot aus seinem Heimat-Buchdienst begleitet.

Seinem Hinweis auf die nächsten Heimattreffen fügte Preuß die herausragende Bedeutung des „Deutschlandtreffens der Ostpreußen“ am 25./26. Mai in Düsseldorf hinzu. Wir sollten immer daran denken: „Die Memelländer sind treue Ostpreußen“.

BM



Ein Blick in den bis zum letzten Platz gefüllten Saal im Freizeithaus Vahrenwald

## Die letzten Stunden in Memel

Bis Ende Oktober 1944 war ich zusammen mit Frau Suhr (Holzhandlung Otto Suhr) als Bereitschaftsführerin des Roten Kreuzes im Reservelazarett, gegenüber dem Städt. Krankenhaus, im Einsatz. Wir zwei Schwestern hatten unzählige Verwundete zu betreuen. Täglich liefen Schiffe mit Flüchtlingen aus. Als bekannt wurde, daß das allerletzte Schiff in See gehen sollte, bekamen wir den Befehl Memel zu verlassen. Unser Tätigkeitsfeld war zum Hauptverbandsplatz erklärt worden. Das bedeutete, daß keine Frau anwesend sein durfte.

Weil wir aber doch wenigstens noch einmal in unsere Wohnung wollten, um das Allernötigste mitzunehmen, versteckten wir uns zunächst bis zur Nacht. Als das letzte Schiff abgefahren war, entdeckte uns der Oberstabsarzt. Nun gab es ein Donnerwetter: „Macht, daß Ihr verschwindet, ich kann Euch nicht mehr weiterhelfen!“ So zogen wir nun, ohne in unserer Wohnung gewesen zu sein – die Marktstraße war in Schutt und Scherben – zum Hafen, in der Hoffnung, doch noch von irgend jemand mitgenommen zu werden. Nur wir zwei Frauen, ohne jedes Gepäckstück. Von allen Seiten wurde geschossen.

In unserer größten Not winkten wir mit unseren Schürzen vereinzelt Booten, die auf dem Haff vorüberfuhren, Signale zu. Plötzlich stoppte eine Yacht und wir durften mit. Es waren etwa 10 bis 12 Matrosen an Bord. Sie waren im Norden getürmt und

rechneten nun damit, daß wir ihnen das Essen zubereiten würden.

Wir staunten nicht schlecht: Die Inneneinrichtung des Schiffes war geradezu königlich. Überall Mahagoniholz und Samt und Seide. An vielen Stellen ein königliches Wappen. Es soll sich um eine Luxusyacht der Königin von Holland gehandelt haben.

So entrannen wir der größten Gefahr in Memel, wurden aber ständig beschossen. Weil den Matrosen die Gefahr zu groß erschien, setzten sie uns in der Nähe von Königsberg wieder an Land. Sie wollten ohnehin weiter in ihre Heimat. In Königsberg, das lichterloh brannte, versuchten wir Verwandte – ich z. B. meinen Mann – zu finden. Nach vielen Mühen gelang uns das schließlich auch. Dann aber wurde es dort genauso gefährlich wie in Memel und wir meldeten uns bei einem Rot-Kreuz-Kommando.

Der Leidensweg hieß jetzt: Stettin – Usedom – Berlin – Straupitz im Spreewald – Senftenberg bei Dresden. Dort wurde ich Augenzeuge des furchtbaren Bombenangriffs. Von Dresden ging es weiter nach Prag, wo ich mit meiner Einheit (Panzer A u. E-Btl. 16) vom Feind erwischt wurde. Einmal waren es die Russen, einmal die Amerikaner. Von überall wurde heftig geschossen. Wie eine Herde trieb man uns nach Süden. Täglich bis zu fünfzig Kilometer. Wer nicht mitkonnte, der blieb einfach liegen. Unzählige starben.

Tabor, etwa 50 km südlich von Prag, war das Endziel, wir befanden uns jetzt in russischer Gefangenschaft. Erst im Dezember 1945 kam ich da raus. Aber wie! Doch das wäre wieder eine neue Geschichte.

Irmgard Dietz

## ERINNERUNGEN

Hannelore Patzelt-Hennig

Die Wiege mit den rotkarierten Kissen, sie stand in einem strohgedeckten Haus. Es ist so schön, um jenen Platz zu wissen, von dem einst ging mein kleines Leben aus.

Ich schlief dort ein beim Klang der Wiegenlieder, sah beim Erwachen Mutchens Lächeln schon. Rief Vater: „Puppchen!“ spürt ich immer wieder, so zärtlich sprach er sonst nie einen Ton.

Und über all dem lag ein stiller Frieden; es barg viel Glück, das kleine alte Haus. Die Jahre, die mir darin eins beschieden, sie machen heute noch mein Leben aus.

## Zwischen Schmeltelle und Dauperner Moor

Das kleine Dorf Januszen-Görge, knapp 10 km östlich Memel, liegt an der Laugaller Chaussee zwischen Schmeltelle und Dauperner Moor und ist durch den Wald vom Gute Miszeiken getrennt. Es gehört zur Gemeinde Gabergischken. Der letzte Gemeindevorsteher hieß Griega. Der Amtsvorsteher Alkewitz saß in Dawillen. Die Schule mit zwei Klassen war in Gabergischken. Die letzten Lehrer dort waren Krüger und Frenzel. Gern kehrte man in der Gastwirtschaft Kuprat ein.

Das Dorf hatte nur acht Höfe (Kuljurgies, Albuszies, Kerschies, Brinkies, Pawils, Purwins, Wenskus, Kaiser), machte aber einen gediegenen Eindruck. Es gab Bauern mit 200 und mehr Morgen. Die kleinste Besitzung hatte 13 Morgen. Von den acht Höfen waren vier massiv, zwei in Holz und zwei in Lehm errichtet. Pfannendächer hatten sie inzwischen alle. Eine Jauje gab es bei Brinkies, Rasenbleichen bei Purwins und Mestars an der Schmeltelle. Ein Bauer besaß ein Insthaus mit zwei Familien. Pawils war ein Korbflechter und Besenbinder.

Das Dorf besaß eine Schwedenschanze im Wald, die nur noch zwei Meter hoch war. Mehreren Bauern gehörten eigene Waldstücke von 1,5 bis 2 ha. Jeder Bauer hatte seinen kleinen Teich im oder am Hof, denn das Dauperner Moor grenzt dicht an und wird mit Kanälen zur Schmeltelle entwässert.

Im ersten und zweiten Weltkrieg gab es je einen Toten, damals den Landwirt Michel Kerschies, nun den Bauernsohn Hans Wenskus. Am 8. August 1944 erfolgte die erste Evakuierung zur Eichniederung, genau zwei Monate später am 8. 10. 1944 die endgültige Räumung. Von diesem Zeitpunkt bis Weihnachten war das Dorf Kampfgebiet und sechs Wirtschaftsgebäude brannten ab. Heute lebt kein Memelländer mehr im Dorf. Am 25. 3. 1949 wurde die auf der Flucht von den Russen überrollte Frau Wenskus mit ihren drei Kindern nach Sibirien verschleppt. Ein memelländisches Bauerndorf wurde ausgelöscht.

Marie Purwins geb. Kerschies



GASTHAUS PASZIESZEN

# Das Kriegerdenkmal in Paszieszen



Im Spätsommer 1928 wurde in Paszieszen das Ehrenmal für die Gefallenen der Gemeinde aus dem ersten Weltkriege feierlich eingeweiht. Wer kann sich noch dieses Ereignisses erinnern? Unsere Bilder helfen mit, die Vergangenheit zu beschwören. Das Denkmal wurde in den Vorgarten zwischen Pfarrhaus und Kirche in Paszieszen gestellt. Es trug die Namen der Weltkriegstoten. Unter starker Teilnahme der Bevölkerung aus Paszieszen und Umgebung weihte Pfarrer Bergatt das Ehrenmal ein. Kirchen- und Posaunenchor umrahmten die Feier mit musikalischen Darbietungen.

Daß wir diese Bilddokumente veröffentlichen können, danken wir unserer Leserin M. Paddags (24b) Wedel-Elbhochufer, Fried.-Eckertstr. 50, der es selber wie ein Wunder ist, daß sie heute noch diese Heimatbilder besitzt. Zweimal wurde sie auf der Flucht durchsucht und ausgeplündert — einmal von Russen, ein andermal von Polen. Vielleicht haben auch Sie noch, lieber Leser, liebe Leserin, durch Zufall einige Heimatbilder gerettet, die bisher noch nicht im MD veröffentlicht

bannung, demnach zur Gemeinschaft der gemeinsamen Erfahrung der in Christus erlebten Gnade zwingt die Christen zueinander, die gerade dem Christentum wesenseigene Bruderliebe bindet sie aneinander.

Das alles war den Daheimgebliebenen klar. Aber wer stand vor, wer hatte was zu sagen? Wo war die Autorität, wo war die geweihte Persönlichkeit? Es wurden in der Gemeinschaft Kniee

## Ins neue Jahr

Es geht das Jahr —  
du wanderst mit  
zur Ewigkeit  
in stummem Schritt.

Von Jahr zu Jahr  
von Frist zu Frist —  
und weißt nicht, wo  
das Ende ist.

Und siehst, wie rings  
es drängt und irrt —  
und siehst nicht, was  
da kommt und wird.

Doch wag, es froh!  
Von Jahr zu Jahr  
ist Gottes Weg  
nur wunderbar!

Das glaub und schreit  
voll Freude aus!  
Das Jahr und du,  
wir gehn nach Haus!

A. Unger.

gebugt und um Beistand und Klarheit gebetet und gerungen. Man muß immer wieder voll Erfurcht derer gedenken, die, wahrscheinlich sehr gering an Zahl, sich mit primitivsten Mitteln und nur auf den Erlös ihrer Händearbeit angewiesen, sehr unerschrocken und mit einer wahren Inbrunst an die gewaltige Aufgabe, die Organisation der Kirche aufzubauen und dort das Evangelium zu verkünden, herangetreten sind.

So berichtet Frau Szielle aus Plickken, welche trotz großer Schwierigkeiten und nur auf die Fügung Gottes vertrauend, zu ihren Kindern nach Mensen bei Göttingen herausgekommen ist, folgendes: „Wir hatten nach schweren Monaten des Krieges, bei harter Arbeit und geringer Kost, bereits einige Löffel und einen Kochtopf beschafft. In mancher Stube stolzierte auch schon ein Huhn. Fremdlinge strömten herein und nahmen sich die bereits etwas in Ordnung gebrachten Wohnungen. Wiederholt mußte man umziehen. Gemeinschaftsversammlungen fanden bereits statt. Aber die missionierende Kirche und der Zusammenhang fehlten. In Plickken stand die Kirche noch den Daheimgebliebenen zur Verfügung. Was aber nicht niet- und nagelfest war, hatte den Besitzer gewechselt. Männer und Frauen traten zusammen, berieten, und nur durch

Formen, stellten sich die Gemeinschaftsbildung und Aufbau einer Kirchenorganisation Ordnung, Zucht und Aufsicht notwendig machen. Ohne Ordnungssinn und Kirchenzucht kann die Gemeinschaft ihre sich gestellte Aufgabe nicht erfüllen und ihren Zwecken nicht genügen; ihr Wesen und ihre Arbeit würde ohne Verankerung bleiben. Dazu kamen die äußeren Bedürfnisse des Gemeinschaftslebens, die Aufbringung der Mittel, die Beschaffung und Unterhalt der Räume, Bestellung und Ausbildung des Nachwuchses. Nach Katecheten und Helfern mußte Ausschau gehalten werden. Unter den Daheimgebliebenen fanden sich Brüder und Schwestern des Glaubens; so wollten viele Mitarbeiter Gottes werden. Sie waren alle Laien in theologischen Fragen, doch in Glaubensfragen war das Fundament, trotz Not und Verfolgung, nicht erschüttert worden. Die Männer, wie Tiedecks, Balties, Sprogies, Karallus u. a. traten in den Vordergrund. Evangelische kirchliche Literatur mußte beschafft werden. Es sollte und durfte keine Sektenbildung in den Vordergrund gelangen.

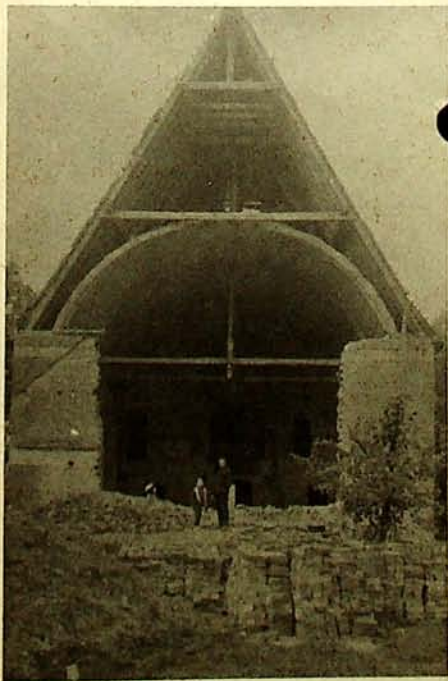
Wie Frau Szielle weiter berichtet, rüsteten sich Männer und Frauen mit Spaten und Hacke aus, um in den zerstörten Nachbarkirchen nach einer Agende zu suchen. Hier waren die Anweisungen erhalten, wie zu den einzelnen Sonn- und Festtagen sich der Gottesdienst entfaltet und wie er zu gestalten ist. Aus den Pfarrhäusern war die vorhandene Literatur infolge des harten Winters in den Ofen gewandert. Die Fronten um die Heimatstadt standen sich in der Winterszeit fast 3—4 Monate gegenüber. Allen Beteiligten war klar, daß eine Agende nur irgendwo in den zerstörten Nachbarkirchen unter Schutt im Altarraum zu finden sein mußte. So wurde wiederholt danach gegraben und gesucht. Die Aufsichtsbehörden wurden aufmerksam. Es entstand das Gerücht, diese Männer und Frauen suchten und gruben nach einem Kirchenschatz. Der russische Behördenangestellte vermutete doch bestimmt in dem Ausdruck „Kirchenschatz“ nur Gold- und Silberschmuckstücke. Es erfolgten Vernehmungen, Verhaftungen setzten ein. Nun — die Männer des Glaubens schreckten davor nicht zurück. Das Neue Testament weist in seinen Blättern doch so oft das Wort Gefangenschaft nach. Die Apostel und Nachfolger Jesu sind vom Gefängnis nie verschont geblieben. So wurde auch diese Mißhelligkeit von den Brüdern und Schwestern gerne und mit Überzeugung getragen.

Die Suche nach dem angeblichen Kirchenschatz wurde trotz Behinderung und Verfolgung weiter fortgesetzt. Gold und Silber wurde nicht gefunden und konnte auch der Behörde nicht abgeliefert werden. Jedoch die Mitarbeiter Gottes ließen nicht ab, nach einer



### Der Chor der Kirche Paszieszen

Unser Bild zeigt den Chor der Paszieszener Jubiläumskirche nach der Renovierung im Herbst 1934. Architektonisch interessant ist die Lösung, die Kanzel direkt über dem Altar anzubringen; durch sie wird der Pfarrer zum Mund Gottes.



### Eine Anklage gegen die Atheisten

Noch zehn Jahre nach der Enteignung der Kirche durch kommunistische Atheisten war sie eine Bauruine. Die Arbeiten, sie zu einem Kulturhaus der Gottlosigkeit umzufunktionieren, gingen nur schleppend voran.

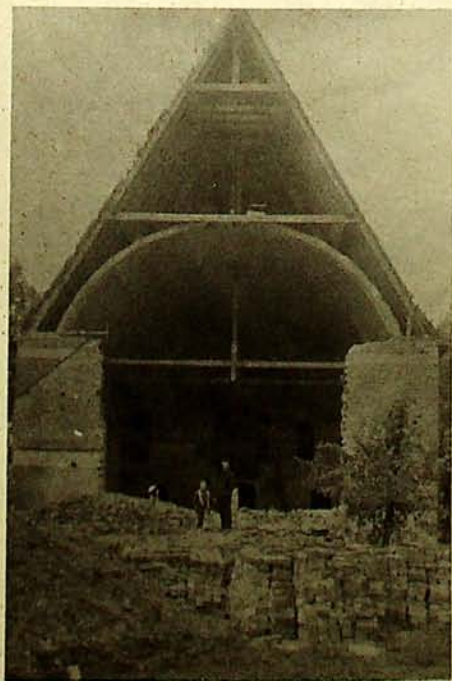


schen Stadtrat hofft. Ebenfalls würden CDU und Mannheimer Liste miteinander kooperieren. Zünglein an der Waage werden die Stadträtin aus der FDP und der neue Stadtrat von den Grünen sein – ein gewiß unerquickliches Aufblähen zweier Randfiguren.



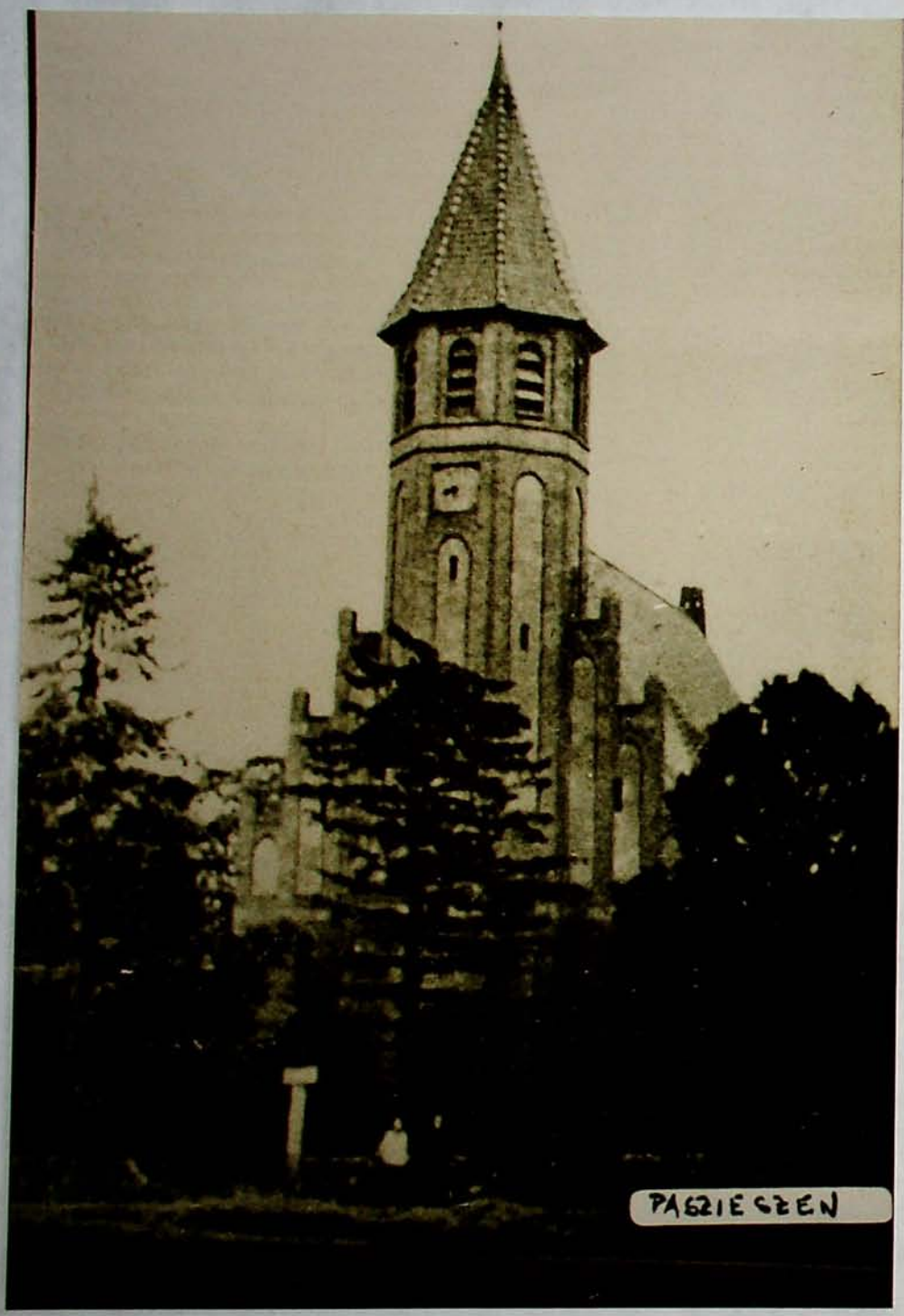
**Der Chor der Kirche Paszieszen**

Unser Bild zeigt den Chor der Paszieszener Jubiläumskirche nach der Renovierung im Herbst 1934. Architektonisch interessant ist die Lösung, die Kanzel direkt über dem Altar anzubringen; durch sie wird der Pfarrer zum Mund Gottes.



**Eine Anklage gegen die Atheisten**

Noch zehn Jahre nach der Enteignung der Kirche durch kommunistische Atheisten war sie eine Bauruine. Die Arbeiten, sie zu einem Kulturhaus der Gottlosigkeit umzufunktionieren, gingen nur schleppend voran.



PAGEZEEEN

## Damals – in Paszieszen

Oft wandere ich in Gedanken von Jugnaten nach Paszieszen – den Weg, den ich einst so gut gekannt habe. Wenn wir zum Kaufhaus wollten, fuhren wir nach Wieszen, wo wir unsere Schuhe und Strümpfe, unsere Gummistiefel und Bleylekleider kauften. Dort gab es auch eine Gärtnerei, aus der wir zu Ostern unseren ersten Salat bezogen. Jugnaten hatte den Bahnhof und war für uns das Tor zur weiten, weiten Welt. Einmal bestieg dort unser Papa den Zug nach Tirol, weil er sich eine Wassermühle ansehen wollte. Wie gern wäre ich damals mit ihm gefahren! Ich winkte dem Zug nach und sang aus vollem Hals: Tirol, Tirol, du bist mein Heimatland!

Natürlich wurde nichts aus dem Geschäft. Von Jugnaten nach Paszieszen sind es sechs Kilometer. Oft wurde ich den Weg zu Besorgungen geschickt, schon mit dem Fahrrad, auf dem ich zwar stehen, aber kaum sitzen konnte. Versuchte ich es eine Weile, im viel zu hohen Sattel zu strampeln, so hatte das in den nächsten Tagen böse Folgen am Po.

Paszieszen war kein Haufendorf, aber wenn man den Kirchturm von weitem erblickte, wenn man die hohen Birken sah, die Mauer, die das Kirchengelände einfaßte, so meinte man, eine geschlossene Ortschaft zu sehen. Beim Näherkommen waren es dann doch immer nur Einzelgehöfte, die in der Dorfgemarkung verstreut lagen. Kam ich in Paszieszen an, dann lag links die Landwirtschaft von Onkel Noah. Seine Frau war die Schwester meines Vaters. Onkel Rudolf war seit Menschengedenken der Glöckner unserer Kirche. Manchmal durfte ich am Sonnabend bei ihm den Sonntag einläuten.

Auf dem Grundstück des Onkels hatte mein Vater seinen ersten eigenen Betrieb: eine Windmühle. Später kaufte er im Dorf ein Haus dafür. August Masurat war einer der Männer, die ihm beim Aufbau einer Motormühle halfen. Ehe man ins Dorf kam, lag links Gildes Häuschen. Hier mußten wir vor 1939 immer eine Stunde litauischen Unterricht besuchen. Dann folgten Stallungen und Scheunen und an der Ecke das Gebäude, in dem die Eiersammelstelle war. Dahinter gab es ein langgestrecktes Wohnhaus, in dem früher einmal ein Kolonialwarengeschäft betrieben wurde und in dem es auch einen Saal gab. Früher wurden

hier lustige Tanzabende durchgeführt. Zu meiner Zeit gab es nur hin und wieder eine Theateraufführung.

Gildes Scheune hatte eine besondere Anziehungskraft, denn hier gab es einmal im Monat Kino. Natürlich hatte ich Jugendverbot, aber die Vorfürer aßen bei uns, und ich war immer schnell bei Handreichungen. So kam ich ab und zu, im Stroh versteckt, zu den ersten Filmgenüssen. An Gildes Wäldchen vorbei lief ich nach Piktagen, wo Onkel David Sellnies wohnte. Dies war auch der kürzeste Weg nach Heydekrug. Am Wäldchen war damals das Lager der Arbeitsmädchen. Nur wenige Familien in Paszieszen waren ohne eine solche Maid. Die hübschen Großstadtmädchen kamen aus ganz Deutschland und brachten viel Leben ins Dorf. Sie waren intelligenter als wir und brachten den Hauch der großen Welt mit. Manchmal gab es Ärger und Verdruß mit ihnen, aber im allgemeinen waren sie eine reine Freude.

Die Kirche war von einem parkartigen Garten umgeben, dessen Steinmauern bis zur Sziesze reichten. Durch ein Eisengittertor kam man auf den Kirchplatz. Edeltannen rahmten die Pforte ein. Wie oft denke ich an die Sonntagsschule mit Frau Banzerus im Pfarrhaus! Strenger war der Konfirmandenunterricht bei ihrem Mann in der Kirche. Heute noch sehe ich auf der Kanzel die Worte: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“. Wann wohl?

Natürlich wußten wir, wann es eine Hochzeit gab. Dann schmückten wir einen Strick mit Blumen und bunten Bändern. Rollte nach der Trauung die Wagenkolonne heraus, dann hielten wir sie mit dem Strick an. Meist wurden wir erwartet und mit einem Bonbonhagel belohnt. Fuhr der Brautwagen rigoros durch, so gab es keine Glückwünsche von uns Rabauken.

Tritt man aus dem Kirchentor, dann sieht man hinter großen Lindenbäumen die Szieszebrücke. Hier gibt es eine Geländeterrasse, denn Gildes Wiese und unsere Badestelle lagen tief, während unser und Buttkeereits Garten auf der anderen Szieseseite wesentlich höher lagen. Die Brücke war schon immer Treffpunkt. Die Pärchen, die zwar gesehen, aber nicht belauscht werden wollten, trafen sich hier. Von hier aus be-

obachtete man die Angler und die Hechte. Die Brücke war für mich die wichtigste Quelle meines bescheidenen Taschengeldes. Vom Frühjahr an mußte ich täglich den Pegelstand unter der Brücke zur gleichen Nachmittagsstunde ablesen. Die Eintragungen wurden an die Wasserstraßendirektion nach Tilsit geschickt, wofür ich 15 Mark erhielt.

War im Winter die Sziesze zugefroren, so wurde ein Pfosten ins Eis gerammt. War der gut eingefroren, so kam eine Deichsel daran, an der unsere Schlitten hingen. Das war unser Winterkarussell. Die beste Rodelbahn hatten Buttkeereits. Wenn es viel Schnee gab, konnte man von dort über die Sziesze bis auf Gildes Wiese rodeln. Das Gut Ernst Buttkeereits lag zwischen der Sziesze und dem Weg, den man zum Friedhof nimmt. Wir gingen immer den Steg am Ufer entlang, der mehrere kleine Brückchen hatte. Heidi war die einzige Tochter. Wir waren im gleichen Alter und hatten viel Gemeinsamkeiten. Buttkeereits Garten war parkartig, mit gepflegten Gängen und Lauben. Das langgestreckte Wohnhaus war auf drei Seiten von Wirtschaftsgebäuden umgeben. Der Pferdestall und die Scheunen mit den Kutschen und Landauern interessierten mich sehr, doch die größte Anziehungskraft hatte der Eiskeller mit den Eisblöcken unter Sägespänen. Manchmal stöberten wir auf Buttkeereits Boden herum. Da gab es große Reisetruhen mit den schönsten Kleidungsstücken und tolle Hüte, die wir alle anprobieren. Manchmal durften wir auch in das Wohnzimmer, wo Heidi mit meiner Begleitung auf dem Klavier operte: Servus, kleine Wienerin ...

An der Straße zu unserem Haus hatten Buttkeereits noch ein Häuschen, in dem eine Frau lebte, die es verstand, in Stanniolpapier schöne Verse zu pressen. Ich erinnere mich an unseren Vers: Nicht Kunst noch Fleiß noch Arbeit nützt, wenn Gott, der Herr, das Werk nicht schützt!

Betty Goos-Sellnies

## Briefe aus der Heimat

### Alle sind verschwunden

Aus dem Kreise Pogegen 1982 geschrieben: „Bei uns blüht die Linde in voller Blüte, nicht nur die Linde, auch die Wiesen mit ihren Blumen. In Deinem Dorf stehen die Bäume, die Kurschat noch Ney nicht gesehen hat. Die Schule ist noch vorhanden. Familien von Traktorfahrern sind in den ersten Memelländer Kreisen. Es sind große Rodungen, die früher einst die Wälder in die Nachbarn führten. Der Weg an Mauer und Graben wohnen ist nicht mehr. Die Gräber zu sehen, aber wo sind die Gräber auch? Die Gräber sind Andenken an die ch...

Varnholt hatte sich nach seiner Wahl zum OB ausdrücklich auch zur Patenschaft mit den Memelländern bekannt und war auf dem Bundestreffen der Memelländer im Mannheimer Rosengarten im September 1981 einer der Sprecher der Feierstunde. Auch hier betonte Varnholt, daß er die Tradition seiner Vorgänger fortsetzen und Mannheim zu einem geistig-kulturellen Mittelpunkt für die Memelländer machen werde. In seinem Geiste liefen die Vorbereitungen für das 15. Bundestreffen in diesem Herbst an.

## Wie gratulieren

**die Eheleute Wilhelm und Emmi Srugies** geb. Kramp zum Fest der Goldenen Hochzeit am 19. Mai 1983. Sie stammen aus Wabbeln Kreis Heydekrug (Ostpr.) und wohnen heute in 2400 Lübeck 14, Moränenweg 11.

**dem Ehepaar Albert und Helene Schimtenings**, früher Piktupönen, Kr. Pogegen, jetzt DDR 2731 Schönfeld-Mühle, zum Fest der goldenen Hochzeit am 5. 5. Der Jubilar stammt aus Kallehnen bei Laugszargen, die Ehefrau geb. Schimkus kommt aus Cullmen-Jennen. Beide haben am 11. und 12. 5. Geburtstag und werden am 5. 5. an die Trauung in der Piktupöner Kirche denken, in der auch die Königin Luise einstmals weilte, um ihre Gebete für Preußen an den Himmel zu richten. Von den Eltern bekamen die beiden Ehepartner die Piktupöner Landwirtschaft, in der sie harmonische Ehejahre verlebten. Im Kriege floh die Familie nach Pommern und Mecklenburg, wo sie in Schönfeld eine Neubauernstelle übernehmen konnten. Als der Hof zur LPG wurde, bestellte man Schimtenings zum Brigadier. Heute lebt das Ehepaar im Genuß seiner Rente, freut sich der Kinder und deren Familien und denkt gern an das schöne Memelland zurück. Verwandte und Bekannte

Heydekrug belieferte. Er hatte eine Jahrmarktsbude, in der er auch übernachtete. Später wurde der Betrieb von Oskar Sekunna weitergeführt. Und heute leitet Otto Sekunna in Hohelimbung das Geschäft in der vierten Generation.

Aber nun zurück zur Tilsiter Straße in Heydekrug, zu Otto Sekunna, dem Buchbindermeister, der die Werkstatt mit Druckerei und einem Laden für Papierwaren und Büromaterial besaß! Bei ihm wurden Gesang- und Gebetbücher, Bibeln und Katechismen in eigener Werkstatt gebunden, mit Goldschnitt und Dekor des damaligen Zeitgeschmacks versehen. Besonders die Kundschaft aus der Landbevölkerung legte großen Wert auf möglichst prunkvolle Ausstattung dieser Bücher, wurden sie doch meistens nur einmal im Leben angeschafft und gaben auf der Kirchenbank etwas her. Aber auch ägyptische Traumbücher und Liebesbriefsteller gehörten zum Sortiment des kleinen Buchhandlungsteils. Nicht zu vergessen waren die Kalender, um nur einige aufzuzählen: der Neukirchener mit religiösem Inhalt, der Redliche Preuße, der Hinkende Bote aus Lahr in Baden. Aber auch einen Kalender für die litauische Landbevölkerung gab es dort, der bei der Druckerei Rytas in Tilsit gedruckt wurde.

Der Bedarf für die Buchhaltung, z. B. Kontobücher und Journale, sowie Diarienneften für die Schule und reich verzierte Poesialben wurden in eigener Werkstatt hergestellt. Tinte gab es in Flaschen, wurde aber auch auf Wunsch in mitgebrachte Gefäße abgefüllt. Dazu kamen die hundert Sorten Schreibfedern, denn Füllfederhalter gab es damals bei uns noch nicht.

Einen besonderen Rahmen nahmen die Brillen ein, deren Gläser in Nickelgestelle gefaßt waren. Hierbei muß man vorausschicken, daß sich in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg bei uns in Heydekrug noch keine Optiker niedergelassen hatten. Was nützte es schon, wenn man Bücher besaß, aber kurz- oder weitsichtig war! So war man gezwungen, auch Brillen zu führen. Diese lagen nach Nummern wohlgeordnet in einem Kasten zur Auswahl durch die verehrte Kundschaft bereit.

In dieser Zeit unterhielt mein Großvater auch eine Filiale, ein kleines Lädchen am Marktplatz, das besonders gerne von der Landbevölkerung an den Markttagen besucht wurde.

An einem Dienstagvormittag, meine Mutter, damals noch junges Mädchen, mußte



**Ella Munk geb. Sekunna**

Hier als junges Ladenfräulein vor 70 Jahren in Heydekrug. Heute liest die 84jährige das MD noch ohne Brille.

Buch zur Hilfe genommen, denn die heute überall bei Augenärzten und Optikern übliche Tafel gab es dort nicht, und das Ausprobieren konnte beginnen. Die Prozedur zog sich hin. Der Kunde hielt das Buch vor sich weit entfernt, ging dann mit den Augen wieder näher heran, ging damit auch vor die Ladentür, um das Tageslicht vielleicht besser auszunutzen. Das Bäuerlein war schon fast mit allen vorrätigen Brillen durch, und die Bedienung wurde auch schon langsam ungeduldig. Als es ihr zu bunt wurde, fragte meine Mutter: „Herrche, können Sie immer noch nicht richtig sehen?“ Die Antwort kam: „Sehen schon, Freileinche, aber lesen immer noch nicht!“

Da hatte ihm doch so ein Schlauberger weismachen wollen, daß man nur eine Lesebrille benötige, um lesen zu können.

Nun, es gab noch genug Analphabeten, auch noch nach dem 1. Weltkrieg, und ich kann mich noch gut daran erinnern, daß noch viele der hilfsbedürftigen Menschen



## Bei Eduard Matzick im Korso-Keller

Die Berliner Morgenpost besuchte Mimen-Maler Matzick im Atelier

Eduard Matzick, am 4. 11. 1904 in Hermannlöhlen, Kr. Heydekrug, geboren, wurde 75 Jahre alt. Der Maler, der seine Ausbildung in Dortmund und auf den Akademien in Königsberg und Dresden genoß, der seit 1930 – mit einigen Unterbrechungen – in Berlin lebt und arbeitet, ist unseren Lesern durch seine Bilder und seine humorvollen heimatischen Erinnerungen vertraut. Anlässlich seines Geburtstages besuchte ihn Irene Sieben von der Berliner Morgenpost in seinem Atelier. Sie schreibt:

Am Südwestkorso 20 fällt man förmlich in einen Keller voller Kunst. Die Galerie MMM – aufgeschlüsselt Mimen-Maler Matzick – residiert mit bunt zusammengewürfeltem Bildwerk in Kellerräumen und winkligen Gängen. Der Maler Eduard Matzick schließt jedem bereitwillig die Schlässe von den Türen, braut Durstigen in seiner „Hexenküche“ ein aufmunterndes Getränk.

Schon treppab bekommt man einen Eindruck von den malerischen Vorlieben des 73jährigen Künstlers, der hier von 10–13.30 Uhr und von 14–18 Uhr vor seiner Staffelei anzutreffen ist, manchmal mit einem prominenten Modell aus Fleisch und Blut auf dem Sessel. Prominente tummeln sich im Großformat an den Wänden. Unter dem Lichtenberg-Motto „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die des menschlichen Gesichts“ schöpft Matzick aus dem vollen.

Schütz, Stobbe, Neubauer, König, Riebschläger und wie Berlins Politiker alle heißen, ließen sich geduldig porträtieren, die Schönen und Männlichen vom Fernsehen – Bayertz, Boy, Bauer, Karas – und Mimen noch und noch: Gründgens in jungen Jahren, Tilla Durieux in verschiedenen Lebensabschnitten, Elsa Wagner, Carl Raddatz, Uta Sax, von Oper und Ballett Peter Lager, Tatjana Gsovky.

Bei manchen muß man zweimal hinsehen, um das berühmte Aha-Erlebnis zu haben, denn Matzick pflegt seine Köpfe zuweilen zu idealisieren: „Man muß ja nicht jedes Pfund mitmalen“, argumentiert er und glättet bewußt so manche Falte. Der ausgehängte Spruch von Xerxes „Wo große Karren ziehen, ist großer Staub“ ist teils Erklärung, teils Entschuldigung oder Rechtfertigung, denn der Ostpreuße hält mitnichten alles für gut, was er malt. Oft kämpft er selbstkritisch um Probleme der Ähnlichkeit und hat hadernd und zweifelnd schon manche schlaflose Nacht verbracht. So gesteht der fleißige Künstler auch ganz freimütig: „Wo viel gemalt wird, muß nicht alles Kunst sein.“

Eduard Matzick, übrigens Bewohner der nahen Künstlerkolonie, hält malend die Bande zur Bühne, der er einst als Spielleiter, Schauspieler und Regisseur verbunden war, in Berlin, Wien und Bregenz. Der Meisterschüler von Professor Jaekel versteht sich allerdings weniger als Mode- und Prominentenmaler. Er will Zeitgeschichte fixieren. Die Berliner Trümmerfrauen hat er für die Nachwelt festgehalten, die zahmen Elche in Ostpreußen, denen er bei großer Kälte auf der Spur war und sich dabei die Ohren erfror. Jetzt arbeitet er an einem Bild über den Terrorismus.

Im Herbst will Eduard Matzick die SPD-Spitze in Bonn porträtieren. Brandt hat



schon zugesagt. Daß vielleicht Schmidt Modell sitzen könnte, wagt der Maler kaum zu hoffen.

Nur einen Teil des winkligen Kellers hat Maler Matzick übrigens eigenen Werken gewidmet. Helmut Bönitz zeigt Collagen, Grafiken, Holzschnitte, Peter Mündler Jagdbilder, Lucie Holzhey Gemälde. Eine Galerie – nicht schnecke, sondern eher salopp skurril – bei der man ohne Angst über die Schwelle findet.

### Gesucht: Briefe aus der Heimat

Für unser Archiv und für die Auswertung in unserer Zeitung suchen wir laufend Briefe aus dem Memelland, und zwar vor allem aus der Gegenwart, aber auch aus der Vergangenheit. Werfen Sie nichts weg! Sorgen Sie rechtzeitig dafür, daß Briefe, Postkarten, Ansichtskarten, alte Ausweise, Grenzkarten, Bilder usw. von Ihren Erben einst nicht auf den Müll geworfen werden, sondern der Heimatarbeit zugute kommen. Interessantes Material wird im MD veröffentlicht. Kramen Sie alles vor, was Sie schon längst mal austrangieren wollten! Wir warten auf Ihre Mitarbeit!

Redaktion des „Memeler Dampfboots“, Nikolaus-Fey-Str. 72, 8700 Würzburg 1

## Erinnerungen an Magdalene Kühn

Goethe beginnt seine Lebenserinnerungen „Dichtung und Wahrheit“ mit dem griechischen Zitat „Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen.“ Nicht von ungefähr fällt mir dieses Wort ein, wenn ich mich unserer Lehrerin erinnere, die am 19. 7. im Alter von fast 99 Jahren von uns ging und für die Gerda Rohde-Haupt einen so schönen Nachruf im MD schrieb. Fräulein Kühn war eine gestrenge Lehrmeisterin. Ein sparsames, lächelndes Kopfnicken belohnte eine durch Fleiß und Leistung glänzende Schülerin, aber über die anderen ergoß sich die Schale ihres Zorns. Sicher hätte sie lieber mit freiwillig und gern lernenden Studenten als mit uns gearbeitet. Wieviel Mühe gab sie sich in der 4. Klasse, uns das Sprechen von Gedichten beizubringen, das ruhige Sprechen auf beruhigtem Atem, die Intervalle, die für eine künstlerische Interpretation so wichtig sind!

Anders sah es in der englischen Lektüre aus. Sechs Seiten Dickens-Lektüre über unangenehme Charaktere, die der Engländer ja so unnachahmlich und farbig zu schildern wußte, bis zur nächsten Englischstunde zu übersetzen – da erscholl nur Heulen und Wehklagen. Was blieb uns übrig, als uns der von einem „Schulmann“ verfaßten Plüeten zu bedienen, die uns unsere Tanzstundenbrüder mitleidigerweise verschafften. Wir kitzelten uns den schwierigen Text zwischen die Zeilen der Lektüre, und da die Übersetzung zwar genau, aber keineswegs elegant war, klang sie aus unserem Munde glaubhaft und wurde von Fräulein Kühn akzeptiert.

Auch die kurzen englischen Klassenaufsätze waren recht saftig. Hätte ich damals nur nicht so schamlos gemogelt – mein Englisch wäre sicher heute besser.

Die Panelle war ein Original. Panelle heißt ja auf litauisch Fräulein, und sie hatte die litauische Sprache so fließend als Reichsdeutsche erlernt, als wäre es ihre Muttersprache. Wie eine Panelle trug sie ihren langen Rock, und wenn es im Winter auch in den Klassenzimmern nicht zu warm war, stellte sie sich an die Zentralheizung, hob den Rock hoch und preßte ihre Rückseite mit den spitzenbesetzten Naussprechlichen gegen den Heizkörper.

In den Sommerferien fuhr sie bereits mit der 9-Uhr-Fähre von der Karlsbrücke nach Sandkrug, das Badelaken unter dem Arm, Rollsockchen statt langer Strümpfe unter dem Rock.

Hatte sie Pausenaufsicht, dann flüsterten auch die Klassen, in denen sie nicht unterrichtete: „Die Kühn, die Kühn!“ Es bedurfte erst des Anstoßes einer Freundin, daß ich nach dem Krieg Kontakt mit ihr suchte. „Schreib ihr doch mal, sie freut sich so über die Briefe und Besuche ihrer ehemaligen Schülerinnen...“

So faßte ich mir ein Herz und schickte ihr ein Erinnerungsbild über Memel unter dem Titel „Unser Elch am Sandkrug“ und schrieb dazu etwas zaghaft: „Liebes Fräulein Kühn, ich hoffe, Sie geben mir dafür eine Zwei!“ Umgehend kam die Antwort: „Nicht nur eine Zwei! Ganz vorzüglich, ganz vorzüglich!“

Ganz konnte sie die Lehrerin nie verleugnen, und immer noch sah sie ihre Schülerin in mir, wenn sie nach einer Korrespondenz mit meinem Mann mir klarzumachen versuchte, welch ein Geschenk das Schicksal

mir in ihm beschert habe, und sie vergaß nicht die Mahnung, ich sollte diese Gunst ja recht würdigen. Lehrer sind eben auch nur Menschen - und besonders Lehrerinnen.  
R. B.

## Erinnerungen an Paszieszen

von Pfr. i. R. Wilhelm Banszerus

Paszieszen war eines der jüngsten Kirchspiele unserer memelländischen Heimat; es wurde erst 1901 gegründet und setzte sich aus den Gemeinden Paszieszen, Schillwen, Meischlauken, Woitkus-Szardwethen, Tautischken, Dronszeln, Gurgsden, Thumellen, Neusaß-Gritzas, Piktaten und Röbdsen zusammen. Vor der Gründung des Kirchspiels hatten diese Gemeinden je nach ihrer Lage zu den Kirchspielen Werden, Wieszen und Coadjuthen gehört. Die Kirche wurde 1910, das Pfarrhaus 1911 erbaut. Das schlichte Gotteshaus war eine der in Ostpreußen errichteten Jubiläumskirchen, die ab 1901 entstanden und an den 200. Jahrestag der Erhebung Preußens zu einem Königreich und der Krönung Friedrichs I. in Königsberg in würdiger, bleibender Form erinnern sollten.

Die Kaiserin Auguste Viktoria hatte selbst das Protektorat über diese Kirchen übernommen und schenkte der Kirchengemeinde eine kostbare Altarbibel mit ihrer handschriftlichen Widmung. Das neue Kirchspiel zählte etwa 2500 Seelen und wurde seit seiner Gründung bis 1944 von den Pfarrern Wenger, Bergatt, Studier und Banszerus betreut. Die Kirche hatte einen achteckigen Turm, in dem drei Bronzeglocken aufgehängt waren; der harmonische Klang dieser Glocken war im ganzen Kirchspiel zu hören.

An jedem Sonnabendabend wurde der Sonntag eingeläutet. Auch zu den Gottesdiensten, Taufen, Trauungen, Begräbnissen wurde mit allen drei Glocken geläutet. Die Kirchendiener Klaszus und Noah versahen gewissenhaft und treu ihren Dienst und meisterten auch die gar nicht so leichte Aufgabe, alle drei Glocken gleichzeitig zum Klingen zu bringen.

Am 20. Oktober 1934 wurde das 25jährige Bestehen der Kirche gefeiert. Aus diesem Anlaß hatte Malermeister Budelsky einen schönen Innenanstrich ausgeführt. Am Triumphbogen wurden auf Beschluß des Gemeindegemeinderates die Worte aus dem Lukas-Evangelium in Kunstschrift angebracht „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“.

Die Kirchengemeinde hatte einen großen und regen Jugendkreis sowie einen Posaunenchor, die beide das gottesdienstliche Leben oft bereicherten. Dirigent Stanschus aus Piktaten leitete viele Jahre treu den Posaunenchor. Den Organistendienst versah Ernst Buttkeireit willig und gewissenhaft, so oft er gerufen wurde. Seit dem 28. 11. 1978 ruht er fern der Heimat auf einem englischen Friedhof. Die alten Paszieszer werden sich in Dankbarkeit seiner erinnern.

Dem letzten Gemeindegemeinderat gehörten folgende Kirchenälteste an: Buttkeireit, Jessat, Schakols, Srugies und Zirpins. Johannes Buttkeireit war der stellvertretende Vorsitzende. Durch sein ruhiges, be-

sonnenes Wesen war er weit über die Gemeinde hinaus beliebt und geschätzt. Er setzte sich mit Treue und Hilfsbereitschaft für das Wohl des Kirchspiels ein. Leider wurde er durch einen Unfall der Gemeinde viel zu früh entzogen. Er ruht auf dem Paszieszener Friedhof.

Den letzten deutschen Gottesdienst in dieser schönen Kirche durfte ich kurz vor der Räumung unserer Heimat im Herbst 1944 noch mit 30 Kriegsgefangenen, Belgiern und Franzosen, halten. Wir versammelten uns am Altar, wo wir nach einer kurzen Ansprache gemeinsam das Vaterunser sprachen.

Am 31. Mai 1959 konnte die Restgemeinde mit vielen anderen evangelischen Christen, die von nah und fern gekommen waren, das 50jährige Jubiläum der Kirche feiern. Anwesend waren die Pfarrer Briedies, Arnoneit, Burkewitsch, Sprogies, Kalwanas, Gawehn und Knispel. Bald darauf nahmen die litauischen Atheisten der Kleinen Gemeinde das Gotteshaus fort. Der Turm wurde abgerissen. Mit einem Anbau wurde die Kirche zum Kulturhaus umfunktioniert. Aus dem umgebauten Pfarrhaus wurde eine Schule.

Vor zehn Jahren war es mir vergönnt, noch einmal die Heimat zu besuchen. Da mein Neffe im Besitz eines Autos war, konnte ich mit ihm alle Stätten aufsuchen, die mir lieb und teuer waren. Es war einer der traurigsten Augenblicke dieser Fahrt, als wir vor der geschändeten und entstellten Jubiläumskirche hielten. Sie sah wie eine Ruine aus. Maurer waren dabei, das Gebäude umzugestalten. Auch das Pfarrhaus war kaum noch wiederzuerkennen.

Einige meiner alten Gemeindeglieder traf ich durch Zufall. Sie machten einen traurigen und verschüchterten Eindruck. Die Friedhöfe, auf denen ich so viele Heimatgenossen zur letzten Ruhe gebettet hatte, waren zum Teil von Unkraut und Gestrüpp überwuchert, die Grabsteine umgestürzt und zerstört. Bei meiner Fahrt durch mehrere Dörfer stellte ich fest, daß viele Bauernhöfe ganz verschwunden waren, von anderen standen nur noch einzelne Gebäude. Es war schwer, sich zu orientieren, wer einmal wo gewohnt hatte. In Paszieszen wie anderswo waren im Dorfkern städtische Häuser gebaut worden, die das Ortsbild gründlich verändert hatten.

Den lieben Memelländern in der Fremde, die Sehnsucht nach der Heimat haben, möchte ich raten, die Erinnerungsbilder unverändert im Herzen zu behalten. Der heutige Anblick der einst so vertrauten Stätten ist fremd geworden, und fremd sind uns die meisten, die heute dort wohnen. Trotzdem ist und bleibt das Memelland unsere Heimat. Keine Geschichtsfälschung, keine Macht der Welt kann sie uns aus den Herzen reißen. Wir lieben sie und werden immer auf dem Recht beharren, sie als unser Eigentum zu beanspruchen.



Stemsinger mit Fäustlingen

„Wir treten herein ohn' allen Spott“, sangen auch im Memelland zur Weihnachtszeit die Stemsinger. Charlotte Keyser, die unvergessene memelländische Dichterin aus Ruß, erzählt in ihren Erinnerungen vom Auftreten der „Stemjungens“ am Heiligen Abend in ihrem Elternhaus dicht hinter dem Deich. Daß sie bei den Temperaturen, die es bei uns gab, mit echten, von Mutter gestrickten Fäustlingen ausgerüstet waren, in die man auch den Dittche verschwinden lassen konnte, versteht sich von selbst. Unser Bild zeigt eine ostpreußische Kindergruppe aus Soest, die den heimatlichen Brauch weiterführt.



## Im Pfarrhaus wohnen die Bolschewiken

Unsere Aufnahme zeigt das Pfarrhaus und die Evangelische Kirche von Palleiten, wie wir sie noch in Erinnerung haben. Das Bild hat sich unter den fremden Herren erheblich gewandelt. Von dem Gotteshaus stehen nur noch die Mauern. Die Fenster sind zertrümmert. Das Dach ist beschädigt. Die

Inneneinrichtung ist ausgeplündert. Orgel, Altar, Bänke sind verschwunden. Selbst der Fußboden wurde herausgerissen. Das Pfarrhaus, das auch einen Gemeindegemeinde- und Konfirmandensaal in sich schloß, dient heute den Verwaltungszwecken der Bolschewisten, die hier ihre Zentrale für Palleiten und Umgebung haben. hsch.

bald nach der Ausfahrt unter Deck gegangen. Als wir schon weit in See waren, bat ich den Fischer um einen Priem.

„Junge, du bist ein Glückskind; ich beobachte schon lange, ob deine Nasenspitze noch nicht weiß wird. Wenn du jetzt noch Appetit auf einen Priem hast, dann wirst du nicht mehr seekrank werden!“ So war es denn auch.

Die Fangzeit für die jungen sogenannten Butterlachse war im Frühjahr. Sie hielten sich in der Nähe der Küste auf und wurden mit Schleppnetzen gefangen. Wir aber wollten große Lachse fangen, die geräuchert als Delikatesse in der ganzen Welt geschätzt wurden und werden. Diesen Lachsen wurde bei Memel in den Wintermonaten weit in See, außerhalb der Dampferlinien mit Angeln nachgestellt. Die Angeln bestanden aus einem kopfgroßen Stein als Anker auf dem Meeresgrund, von dem eine dünne Leine zur Wasseroberfläche zu einem etwa 80 cm langen, armdicken, weißgeschälten Knüppel führte, der als Boje diente. An dieser Boje war eine etwa 30 Meter lange kräftige Schnur befestigt, die durch Korkstückchen auf dem Wasser schwimmend gehalten wurde. An das Ende dieser Schnur war wieder eine ganz kleine, von den Fischern „Lehrke“ genannte Boje geknüpft, an der eine feste Schnur mit dem Angelhaken etwa zweieinhalb Meter tief im Wasser hing. Beködert wurde der Haken mit Strömlingen, der

über sich dem alten Gesellen zu, dem mittschiffs neben dem Strömungskorb saß. Während das Boot langsamer, als auf dem Anmarsch weiter fuhr, ließ er die Schnur durch die Finger gleiten bis der Haken kam, von dem er mit geübtem Griff den alten Köder abriß, einen neuen aufsteckte und die Schnur wieder über Bord warf. Anfangs blickte ich ängstlich auf den jungen Gesellen, der bei dem noch immer lebhaften Schaukeln leicht über Bord gehen



## „Wunderland ist erschienen“

Als wir mit dem Druck des Bildbandes „Wunderland Kurische Nehrung“ begannen, wagten wir es selber kaum zu hoffen, daß wir dieses neue Heimatwerk von Heinrich A. Kurtschät noch rechtzeitig zum Weihnachtsfest auf den Gabentisch unserer Heimatfreunde würden legen können. Die Schnellpresse unserer Druckerei zeigte, was in ihr steckte, und die Buchbinderei hat Überstunden eingelegt, damit jeder Landsmann, der rechtzeitig sein Exemplar bestellt, auch rechtzeitig in den Besitz dieser bleibenden Erinnerung kommt.

Der mehrfarbige, glänzende Schutzumschlag umschließt einen vornehmen Halbleinenband, der viele Überraschungen birgt. Der Umfang ist gegenüber dem „Memelländischen Bilderbuch“ um



Neues Pfarrhaus  
erbaut 1927

Kirche Palleiten  
erbaut 1865



### Das Schicksal der Kirche in Palleiten

Zu den Gotteshäusern, die unter den Kommunisten geschändet und verwüstet wurden, gehört auch die Kirche in Palleiten, die unser Bild zusammen mit dem 1927 erbauten Pfarrhaus zeigt. Als ich 1946 aus russischer Gefangenschaft heimkehrte, fand ich die Kirche innen ausgeplündert. Selbst der Fußboden war herausgerissen. Pferdedung am Boden zeigte mir, daß die Rote Armee hier ihren Pferdestall gehabt hatte.

Aber auf dem Bogen über dem Altar war die Inschrift erhalten geblieben, die einstmals Malermeister E. Marschall aus Heydekrug ausgeführt hatte, das Wort aus Hebräer 13: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit!“

1957 wurden dann auch die Mauern der Kirche niedergedrückt und aus den Steinen acht Kilometer weiter ein Kuhstall errichtet. Fr. Schulz

man Frauen weiß zu jeder Tageszeit finden kann. Das Geburtstagskind erfreut sich noch bester Gesundheit und wartet immer mit Spannung und Interesse auf das neue MD. Wir entbieten unsere herzlichsten Glückwünsche!

### **Wir gratulieren zum Abitur**

Das Abitur bestand **Ottomar Nerke** am **Grimmelshausen Gymnasium** in **Offenburg**. Sohn von **Hilde Wurmberg**, verw. **Nerke**, geb. **Gailus**, früher **Karkelbeck** (Kr. **Memel**), jetzt **Straßburg**. Der Abiturient erhielt den **Scheffelpreis** für beste Leistungen in **Deutsch**, sowie einen Preis des **Deutsch-Französischen Freundschaftskreises** für beste Leistungen in **Französisch**. Ferner einen Preis beim **Schülerwettbewerb** zur Förderung der politischen Bildung vom **Präsidenten des Landtages** von **Baden-Württemberg**. **Ottomar Nerke** studiert **Theologie**.

---

### **Keine Fische mehr im Hoff**

Aus **Kinten** wird **Mitte März** geschrieben: „Im **Januar** war das **Haff** eisfrei. Im **Februar** erst begann der **Frost**, und heute haben wir noch **20 Zentimeter** dickes **Eis**. Die **Fischer** haben **Netze** unter dem **Haffeis** und gehen jede **Woche** ein- bis zweimal hin-

# Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

1 V 4694 D

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. - Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 4,80 DM. - Zu beziehen durch alle Postanstalten. - Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. - Verlag sort: Oldenburg (Oldb)

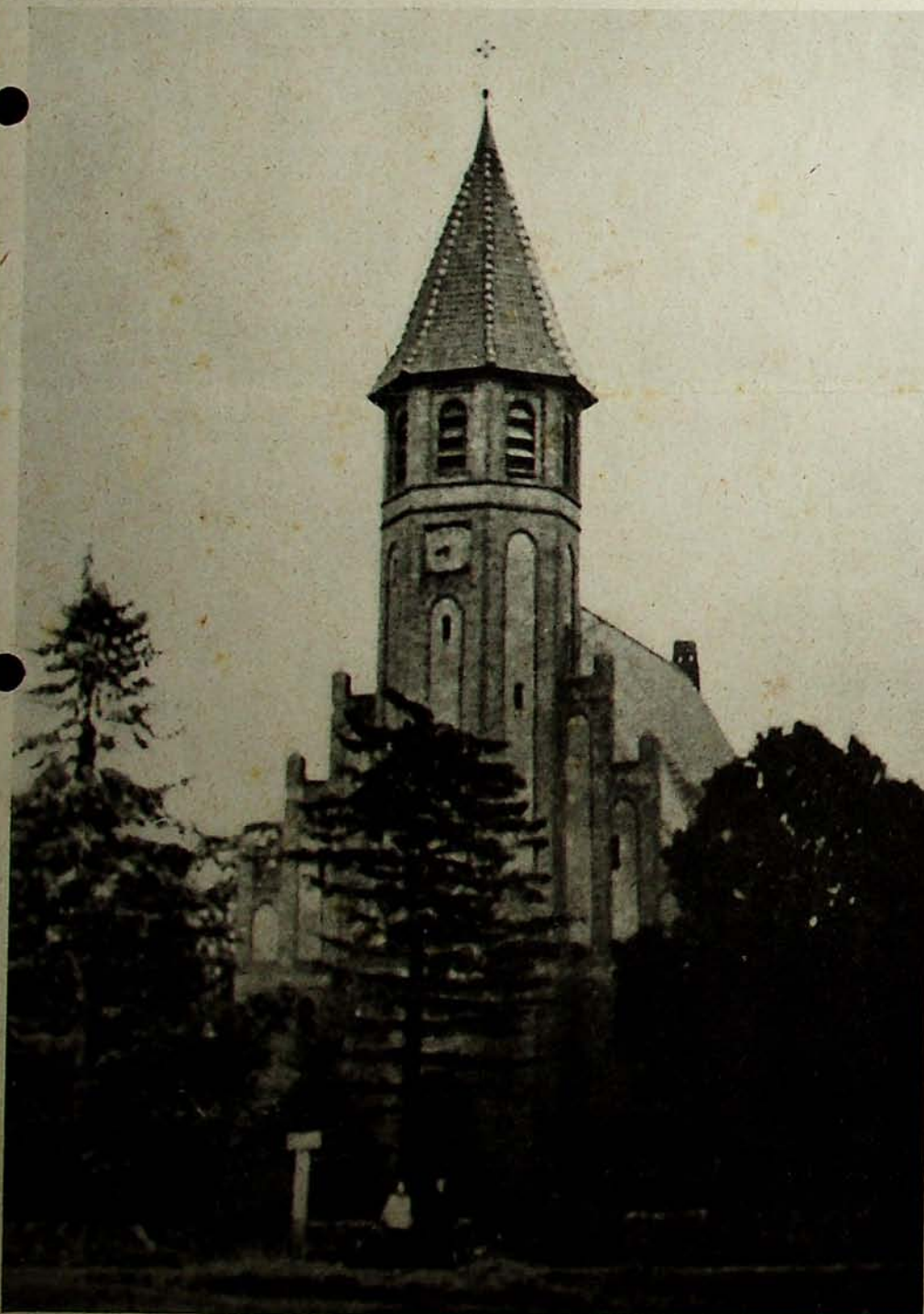


Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzeile 70 Pf., Familienanzeigen 50 Pf., Suchanzeigen 30 Pf. - Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag F. W. Siebert, Zeitungs- u. Buchverlag, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14

119. Jahrgang

Oldenburg (Oldb) 5. April 1968

Nummer 7



## Hier läuten keine Osterglocken mehr

Am 20. Oktober 1910 wurde die evangelische Kirche in Paszieszen, Kreis Heydekrug, eingeweiht. Sie war mit dem wehrhaften achteckigen Turm und der im Ordensstil abgestuften Fassade ein Schmuckstück und überdauerte den Krieg verhältnismäßig gut. Die Aufnahme wurde vor etwa zehn Jahren gemacht. Sie beweist, daß die kleine Gemeinde der zurückgehaltenen Deutschen das Gotteshaus sorgfältig unterhielt, obwohl hier nur gelegentlich Gottesdienste durch auswärtige Pfarrer und Prediger gehalten werden konnten. Inzwischen hat sich die Gemeinde soweit verkleinert, daß die hohen Abgaben nicht mehr aufgebracht werden konnten. Nach den letzten Berichten soll jedoch der Kirchturm abgebrochen und daß Gotteshaus in einen kommunistischen Klub verwandelt worden sein. So werden hier in diesem Jahr leider keine Osterglocken mehr läuten. Der Taufstein steht im Pfarrhof und dient als Blumenschale. Der Pfarrgarten wurde zum Kinderspielplatz, und das Pfarrhaus wurde vollständig umgebaut und mit flachem Dach versehen und dürfte einen Kindergarten oder Schulräume enthalten. Letzter Pfarrer war hier Wilhelm Banzerus, dem wir herzliche Grüße senden.

# Unser Kampf ums Recht

Die Jahre Memels unter litauischer Herrschaft — Von Hannes Kaschkat

## 2. Fortsetzung

### Litauische Verschleppungstaktik

Durch die verspätete Einberufung des neu-gewählten 2. Memelländischen Landtags und durch den erst in letzter Minute erfolgten Rücktritt des verfassungswidrig oktroyierten Direktoriums Schweltnus war Oberst Merkys, der litauische Gouverneur in Memel, über die unbequeme Septembertagung des Völkerbundes in Genf hinweggekommen. Nachdem nun der Landtag zusammengetreten war, begannen Verhandlungen zwischen den Führern der Landtagsmehrheit und dem Gouverneur über die Zusammensetzung des neuen Direktoriums. Oberst Merkys übte sich in Verschleppungstaktik. Er lehnte alle von den Mehrheitsparteien als Präsidenten des Direktoriums vorgeschlagenen Persönlichkeiten der Reihe nach ab. Seinerseits nannte er den Mehrheitsparteien nur Personen, die in mehr oder weniger offenem Gegensatz zur deutschen Landtagsmehrheit standen. Unter seinen Kandidaten waren vor allem ausgesprochene Nationallitauer, die sich im Landtag nur auf vier von 29 Abgeordneten hätten stützen können.

Als man sich einmal beinahe auf eine Persönlichkeit geeinigt hatte, scheiterte auch diese Lösung schließlich an den unerfüllbaren Bedingungen des Gouverneurs. Er verlangte, daß sich der neue Landespräsident schriftlich verpflichten solle, auf das Verlangen des Gouverneurs jederzeit wieder zurückzutreten. Zweitens sollte er, wenn der Gouverneur es verlangen würde, seine Verfassungsmäßige Zustimmung zur Landtagsauflösung geben. Als drittes verlangte Oberst Merkys, daß sich der künftige Landespräsident auf den status quo hinsichtlich der Beamenschaft festlegen müsse. Das hätte bedeutet, daß keiner der vom Direktorium Schweltnus weniger auf Grund von Leistungen und Fähigkeiten als wegen ihrer litauischen Gesinnungstüchtigkeit angestellten Beamten hätte entlassen werden dürfen. Ebenso wäre eine Wiedereinstellung der vom alten Direktorium aus politischen Gründen entlassenen deutschen Beamten unmöglich gewesen. Außerdem wollte der Gouverneur sogar noch bei der Verteilung der Dezernate in dem neuen Landesdirektorium mitwirken. An diesen unzumutbaren und mit der im Memelstatut garantierten Autonomie unvereinbaren Bedingungen des litauischen Gouverneurs scheiterte jede Einigung.

### Ein neues Direktorium

Vielleicht wäre jetzt der Zeitpunkt für eine neue Beschwerde der Memelländer vor dem Völkerbund auf dessen Dezembertagung gewesen. Dort stand sowieso der litauisch-polnische Streit über Wilna auf der Tagesordnung. Doch als die Vertreter der Mehrheitsparteien dem Gouverneur ein solches Vorgehen ankündigten, setzte dieser die Deutschen unter massiven persönlichen Druck. Die Kownoer Regierung erklärte zudem, unter der „Drohung mit Genf“ werde sie nicht verhandeln. Als dann auch die Reichsregierung von einer erneuten Beschwerde abriet, nahmen die Memelländer von einem Schritt in Genf Abstand.

Schließlich kam es zu einem Kompromiß. Am 2. Dezember 1927 wurde der Memelländer Kadgiehn vom Gouverneur zum Landespräsidenten ernannt. Er nahm in sein Direktorium die den beiden deutschen Mehrheitsparteien angehörenden Vorbeck und Sziegau sowie den Nationallitauer Reisingys auf. In der Folgezeit sollte sich zeigen, daß Kadgiehn ein williges Instru-

ment des litauischen Gouverneurs war. Auf der Landtagssitzung vom 5. Dezember 1927 wurde dem Direktorium Kadgiehn mit den Stimmen der Landwirtschaftspartei und der Volkspartei das Vertrauen ausgesprochen. Die Sozialdemokraten und Kommunisten kündigten ihre Opposition an, und die Nationallitauer erklärten, erst die Taten des neuen Direktoriums abwarten zu wollen. Die beiden deutschen Mehrheitsparteien hatten sich vor allem auf Anraten der zuständigen reichsdeutschen Stellen, des Gesandten in Kowno Morath und des Generalkonsuls in Memel Maenss, mit dem Direktorium Kadgiehn einverstanden erklärt. Man meinte, dem litauischen Gouverneur nicht die Gelegenheit geben zu sollen, die Memeldeutschen für das Scheitern der langen Verhandlungen zur Regierungsbildung verantwortlich zu machen. Kadgiehn blieb bis zum Mai 1930 im Amt. Dann erst sprach ihm nach vielen deutschfeindlichen Handlungen der Landtag das Mißtrauen aus.

### Weiterhin Kriegszustand

Mit der Bildung eines Direktoriums war im Dezember 1927 im Memelgebiet jedoch keineswegs der nach dem Memelstatut verfassungsmäßige Zustand auch nur annähernd wiederhergestellt. Nach wie vor bestand in ganz Litauen und im Memelgebiet der nach dem Staatsstreich Smetonas' und Woldemaras' erhängte Kriegszustand mit allen seinen Folgeerscheinungen nach wie vor unverändert fort. Für sein Bestehen im Memelgebiet war auch nicht der leiseste Rechtsgrund gegeben. Der litauische Kriegskommandant war durch den Kriegszustand in der Lage, ständig in den geordneten Gang der Behörden einzugreifen. Es gab Vorgänge, die in einem Rechtsstaat unmöglich sind. So konnte es geschehen, daß der Kriegskommandant einen deutschen Hausbesitzer, der es gewagt hatte, eine Klage gegen den litauischen Fiskus anzustrengen, nach einem entlegenen Ort in Litauen verbannte. Es

kam auch vor, daß der Kriegskommandant einen Richter vorlud, um ihn sich wegen einer richterlichen Handlung verantworten zu lassen.

Auch die rechtswidrigen Entlassungen deutscher Beamten wurden fortgesetzt. Die Hafendirektion entließ im Dezember 1927 nicht weniger als 14 bewährte deutsche Hafenbeamte, die seit vielen Jahren in den Diensten der Hafenverwaltung gestanden hatten. Unter den Gekündigten befand sich auch der Lotsenkommandeur. Diese Maßnahmen erfolgten, obwohl nach dem Memelstatut die vor dem 1. Januar 1924 in den Dienst getretenen Beamten, die Memeler Landesbürger waren, von der litauischen Regierung ausdrücklich beibehalten werden mußten.

### Woldemaras in Berlin

Ende Januar 1928 machte der litauische Ministerpräsident Woldemaras einen Staatsbesuch in Berlin. Er wurde sowohl vom Reichspräsidenten von Hindenburg als auch vom Reichsaußenminister Stresemann empfangen. Über die Ergebnisse der deutsch-litauischen Verhandlungen gibt ein Kommuniqué Auskunft. Es besagt zunächst, wie die meisten Kommuniqués, daß die Verhandlungspartner eine „weitgehende Übereinstimmung ihrer Ansichten“ hätten feststellen können. Das praktische Ergebnis der Besprechungen war der Abschluß eines allgemeinen Schiedsgerichts- und Vergleichsvertrages zwischen Deutschland und Litauen. Ferner waren einige Verträge technischen Charakters zur Regelung der deutsch-litauischen Grenzverhältnisse, Fischerei-, wasserwirtschaftliche und Militärrentenabkommen abgeschlossen worden. Auch über einige für das Memelgebiet wesentliche Fragen wurde eine Verständigung erzielt. Dazu gehörte der litauische Verzicht auf die Durchführung des Abwanderungszwanges für die deutschen Optanten. Die Optanten erhielten damit freilich keine unwiderrufliche Aufenthaltserlaubnis im Memelgebiet. Sie waren nur geduldet, und litauische Willkür konnte sie auch zukünftig des Memellandes verweisen.

Für die praktische Behandlung etwaiger neuer Meinungsverschiedenheiten über das



Ein Bauernhof in Schelpen-Thoms

Zwei Frauen stehen in einem buschreichen, von Bäumen überragten Gelände. Tatsächlich stehen sie an dem Ort, an dem bis 1944 die Haustür des Bauernhofes in den Hof hinausführte. Die Ruinen des Gehöftes Matzpreisch in Schelpen-Thoms bei Nimmersatt (Kr. Memel) sind inzwischen überwuchert, so daß die Gehöftanlage mit Wohnhaus, Stall und Scheune nicht einmal zu ahnen ist.

Ganz konnte sie die Lehrerin nie verleugnen, und immer noch sah sie ihre Schülerin in mir, wenn sie nach einer Korrespondenz mit meinem Mann mir klarzumachen versuchte, welch ein Geschenk das Schicksal

mir in ihm beschert habe, und sie vergaß nicht die Mahnung, ich sollte diese Gunst ja recht würdigen. Lehrer sind eben auch nur Menschen - und besonders Lehrerinnen. R. B.

## Erinnerungen an Paszieszen

von Pfr. i. R. Wilhelm Banszerus

Paszieszen war eines der jüngsten Kirchspiele unserer memelländischen Heimat; es wurde erst 1901 gegründet und setzte sich aus den Gemeinden Paszieszen, Schillwen, Meischlauken, Woitkus-Szardwethen, Tautischken, Dronszeln, Gurgsden, Thumellen, Neusaß-Gritzas, Piktaten und Rösdsen zusammen. Vor der Gründung des Kirchspiels hatten diese Gemeinden je nach ihrer Lage zu den Kirchspielen Werden, Wieszen und Coadjuthen gehört. Die Kirche wurde 1910, das Pfarrhaus 1911 erbaut. Das schlichte Gotteshaus war eine der in Ostpreußen errichteten Jubiläumskirchen, die ab 1901 entstanden und an den 200. Jahrestag der Erhebung Preußens zu einem Königreich und der Krönung Friedrichs I. in Königsberg in würdiger, bleibender Form erinnern sollten.

Die Kaiserin Auguste Viktoria hatte selbst das Protektorat über diese Kirchen übernommen und schenkte der Kirchengemeinde eine kostbare Altarbibel mit ihrer handschriftlichen Widmung. Das neue Kirchspiel zählte etwa 2500 Seelen und wurde seit seiner Gründung bis 1944 von den Pfarrern Wenger, Bergatt, Studier und Banszerus betreut. Die Kirche hatte einen achteckigen Turm, in dem drei Bronzeglocken aufgehängt waren; der harmonische Klang dieser Glocken war im ganzen Kirchspiel zu hören.

An jedem Sonnabendabend wurde der Sonntag eingeläutet. Auch zu den Gottesdiensten, Taufen, Trauungen, Begräbnissen wurde mit allen drei Glocken geläutet. Die Kirchendiener Klaszus und Noah versahen gewissenhaft und treu ihren Dienst und meisterten auch die gar nicht so leichte Aufgabe, alle drei Glocken gleichzeitig zum Klingen zu bringen.

Am 20. Oktober 1934 wurde das 25jährige Bestehen der Kirche gefeiert. Aus diesem Anlaß hatte Malermeister Budelsky einen schönen Innenanstrich ausgeführt. Am Triumphbogen wurden auf Beschluß des Gemeindegemeinderates die Worte aus dem Lukas-Evangelium in Kunstschrift angebracht „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“.

Die Kirchengemeinde hatte einen großen und regen Jugendkreis sowie einen Posaunenchor, die beide das gottesdienstliche Leben oft bereicherten. Dirigent Stanschus aus Piktaten leitete viele Jahre treu den Posaunenchor. Den Organisten-dienst versah Ernst Buttkeireit willig und gewissenhaft, so oft er gerufen wurde. Seit dem 28. 11. 1978 ruht er fern der Heimat auf einem englischen Friedhof. Die alten Paszieszer werden sich in Dankbarkeit seiner erinnern.

Dem letzten Gemeindegemeinderat gehörten folgende Kirchenälteste an: Buttkeireit, Jessat, Schakols, Srugies und Zirpins. Johannes Buttkeireit war der stellvertretende Vorsitzende. Durch sein ruhiges, be-

sonnenes Wesen war er weit über die Gemeinde hinaus beliebt und geschätzt. Er setzte sich mit Treue und Hilfsbereitschaft für das Wohl des Kirchspiels ein. Leider wurde er durch einen Unfall der Gemeinde viel zu früh entrissen. Er ruht auf dem Paszieszener Friedhof.

Den letzten deutschen Gottesdienst in dieser schönen Kirche durfte ich kurz vor der Räumung unserer Heimat im Herbst 1944 noch mit 30 Kriegsgefangenen, Belgiern und Franzosen, halten. Wir versammelten uns am Altar, wo wir nach einer kurzen Ansprache gemeinsam das Vaterunser sprachen.

Am 31. Mai 1959 konnte die Restgemeinde mit vielen anderen evangelischen Christen, die von nah und fern gekommen waren, das 50jährige Jubiläum der Kirche feiern. Anwesend waren die Pfarrer Briedies, Armonait, Burkewitsch, Sprogies, Kalwanas, Gawehn und Knispel. Bald darauf nahmen die litauischen Atheisten der kleinen Gemeinde das Gotteshaus fort. Der Turm wurde abgerissen. Mit einem Anbau wurde die Kirche zum Kulturhaus umfunktioniert. Aus dem umgebauten Pfarrhaus wurde eine Schule.

Vor zehn Jahren war es mir vergönnt, noch einmal die Heimat zu besuchen. Da mein Neffe im Besitz eines Autos war, konnte ich mit ihm alle Stätten aufsuchen, die mir lieb und teuer waren. Es war einer der traurigsten Augenblicke dieser Fahrt, als wir vor der geschändeten und entstellten Jubiläumskirche hielten. Sie sah wie eine Ruine aus. Maurer waren dabei, das Gebäude umzugestalten. Auch das Pfarrhaus war kaum noch wiederzuerkennen.

Einige meiner alten Gemeindeglieder traf ich durch Zufall. Sie machten einen traurigen und verschüchterten Eindruck. Die Friedhöfe, auf denen ich so viele Heimatgenossen zur letzten Ruhe gebettet hatte, waren zum Teil von Unkraut und Gestrüpp überwuchert, die Grabsteine umgestürzt und zerstört. Bei meiner Fahrt durch mehrere Dörfer stellte ich fest, daß viele Bauernhöfe ganz verschwunden waren, von anderen standen nur noch einzelne Gebäude. Es war schwer, sich zu orientieren, wer einmal wo gewohnt hatte. In Paszieszen wie anderswo waren im Dorfkern städtische Häuser gebaut worden, die das Ortsbild gründlich verändert hatten.

Den lieben Memelländern in der Fremde, die Sehnsucht nach der Heimat haben, möchte ich raten, die Erinnerungsbilder unverändert im Herzen zu behalten. Der heutige Anblick der einst so vertrauten Stätten ist fremd geworden, und fremd sind uns die meisten, die heute dort wohnen. Trotzdem ist und bleibt das Memelland unsere Heimat. Keine Geschichtsfälschung, keine Macht der Welt kann sie uns aus den Herzen reißen. Wir lieben sie und werden immer auf dem Recht beharren, sie als unser Eigentum zu beanspruchen.



Sternsinger mit Fäustlingen

„Wir treten herein ohn' allen Spott“, sangen auch im Memelland zur Weihnachtszeit die Sternsinger. Charlotte Keyser, die unvergessene memelländische Dichterin aus Ruß, erzählt in ihren Erinnerungen vom Auftreten der „Sternjüngens“ am Heiligen Abend in ihrem Elternhaus dicht hinter dem Deich. Daß sie bei den Temperaturen, die es bei uns gab, mit echten, von Mutter gestrickten Fäustlingen ausgerüstet waren, in die man auch den Dittche verschwinden lassen konnte, versteht sich von selbst. Unser Bild zeigt eine ostpreußische Kindergruppe aus Soest, die den heimatischen Brauch weiterführt.

## Bei Eduard Matzick im Korso-Keller

Die Berliner Morgenpost besuchte Mimen-Maler Matzick im Atelier

Eduard Matzick, am 4. 11. 1904 in Hermannlöhlen, Kr. Heydekrug, geboren, wurde 75 Jahre alt. Der Maler, der seine Ausbildung in Dortmund und auf den Akademien in Königsberg und Dresden genoß, der seit 1930 - mit einigen Unterbrechungen - in Berlin lebt und arbeitet, ist unseren Lesern durch seine Bilder und seine humorvollen heimatischen Erinnerungen vertraut. Anlässlich seines Geburtstages besuchte ihn Irene Sieben von der Berliner Morgenpost in seinem Atelier. Sie schreibt:

Am Südwestkorso 20 fällt man förmlich in einen Keller voller Kunst. Die Galerie MMM - aufgeschlüsselt Mimen-Maler Matzick - residiert mit bunt zusammengewürfeltem Bildwerk in Kellerräumen und winkligen Gängen. Der Maler Eduard Matzick schließt jedem bereitwillig die Schlösser von den Türen, braut Durstigen in seiner „Hexenküche“ ein aufmunterndes Getränk.

Schon treppab bekommt man einen Eindruck von den malerischen Vorlieben des 73jährigen Künstlers, der hier von 10-13.30 Uhr und von 14-18 Uhr vor seiner Staffelei anzutreffen ist, manchmal mit einem prominenten Modell aus Fleisch und Blut auf dem Sessel. Prominente tummeln sich im Großformat an den Wänden. Unter dem Lichtenberg-Motto „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die des menschlichen Gesichts“ schöpft Matzick aus dem vollen.



Schütz, Stobbe, Neubauer, König, Riebschläger und wie Berlins Politiker alle heißen, ließen sich geduldig porträtieren, die Schönen und Männlichen vom Fernsehen - Bayertz, Boy, Bauer, Karas - und Mimen noch und noch: Gründgens in jungen Jahren, Tilla Durieux in verschiedenen Lebensabschnitten, Elsa Wagner, Carl Raddatz, Uta Sax, von Oper und Ballett Peter Lager, Tatjana Gsovky.

Bei manchen muß man zweimal hinsehen, um das berühmte Aha-Erlebnis zu haben, denn Matzick pflegt seine Köpfe zuweilen zu idealisieren: „Man muß ja nicht jedes Pfund mitmalen“, argumentiert er und glättet bewußt so manche Falte. Der ausgehängte Spruch von Xerxes „Wo große Karren ziehen, ist großer Staub“ ist teils Erklärung, teils Entschuldigung oder Rechtfertigung, denn der Ostpreuße hält mitnichten alles für gut, was er malt. Oft kämpft er selbstkritisch um Probleme der Ähnlichkeit und hat hademd und zweifelnd schon manche schlaflose Nacht verbracht. So gesteht der fleißige Künstler auch ganz freimütig: „Wo viel gemalt wird, muß nicht alles Kunst sein.“

Eduard Matzick, übrigens Bewohner der nahen Künstlerkolonie, hält malend die Bande zur Bühne, der er einst als Spielleiter, Schauspieler und Regisseur verbunden war, in Berlin, Wien und Bregenz. Der Meisterschüler von Professor Jaekel versteht sich allerdings weniger als Mode- und Prominentenmaler. Er will Zeitgeschichte fixieren. Die Berliner Trümmerfrauen hat er für die Nachwelt festgehalten, die zahmen Elche in Ostpreußen, denen er bei großer Kälte auf der Spur war und sich dabei die Ohren erfror. Jetzt arbeitet er an einem Bild über den Terrorismus.

Im Herbst will Eduard Matzick die SPD-Spitze in Bonn porträtieren. Brandt hat

schon zugesagt. Daß vielleicht Schmidt Modell sitzen könnte, wagt der Maler kaum zu hoffen.

Nur einen Teil des winkligen Kellers hat Maler Matzick übrigens eigenen Werken gewidmet. Helmut Bönitz zeigt Collagen, Grafiken, Holzschnitte, Peter Mündler Jagdbilder, Lucie Holzhey Gemälde. Eine Galerie - nicht schnecke, sondern eher salopp skurril - bei der man ohne Angst über die Schwelle findet.

### Gesucht: Briefe aus der Heimat

Für unser Archiv und für die Auswertung in unserer Zeitung suchen wir laufend Briefe aus dem Memelland, und zwar vor allem aus der Gegenwart, aber auch aus der Vergangenheit. Werfen Sie nichts weg! Sorgen Sie rechtzeitig dafür, daß Briefe, Postkarten, Ansichtskarten, alte Ausweise, Grenzkarten, Bilder usw. von Ihren Erben einst nicht auf den Müll geworfen werden, sondern der Heimatarbeit zugute kommen. Interessantes Material wird im MD veröffentlicht. Kramen Sie alles vor, was Sie schon längst mal ausrangieren wollten! Wir warten auf Ihre Mitarbeit!

Redaktion des „Memeler Dampfboots“, Nikolaus-Fey-Str. 72, 8700 Würzburg 1

### Erinnerungen an Magdalene Kühn

Goethe beginnt seine Lebenserinnerungen „Dichtung und Wahrheit“ mit dem griechischen Zitat „Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen.“ Nicht von ungefähr fällt mir dieses Wort ein, wenn ich mich unserer Lehrerin erinnere, die am 19. 7. im Alter von fast 99 Jahren von uns ging und für die Gerda Rohde-Haupt einen so schönen Nachruf im MD schrieb. Fräulein Kühn war eine gestrenge Lehrmeisterin. Ein sparsames, lächelndes Kopfnicken belohnte eine durch Fleiß und Leistung glänzende Schülerin, aber über die anderen ergoß sich die Schale ihres Zorns. Sicher hätte sie lieber mit freiwillig und gern lernenden Studenten als mit uns gearbeitet. Wieviel Mühe gab sie sich in der 4. Klasse, uns das Sprechen von Gedichten beizubringen, das ruhige Sprechen auf beruhigtem Atem, die Intervalle, die für eine künstlerische Interpretation so wichtig sind!

Anders sah es in der englischen Lektüre aus. Sechs Seiten Dickens-Lektüre über unangenehme Charaktere, die der Engländer ja so unnachahmlich und farbig zu schildern wußte, bis zur nächsten Englischstunde zu übersetzen - da erscholl nur Heulen und Wehklagen. Was blieb uns übrig, als uns der von einem „Schulmann“ verfaßten Plieten zu bedienen, die uns unsere Tanzstundenbrüder mitleidigerweise verschafften. Wir kritzelten uns den schwierigen Text zwischen die Zeilen der Lektüre, und da die Übersetzung zwar genau, aber keineswegs elegant war, klang sie aus unserem Munde glaubhaft und wurde von Fräulein Kühn akzeptiert.

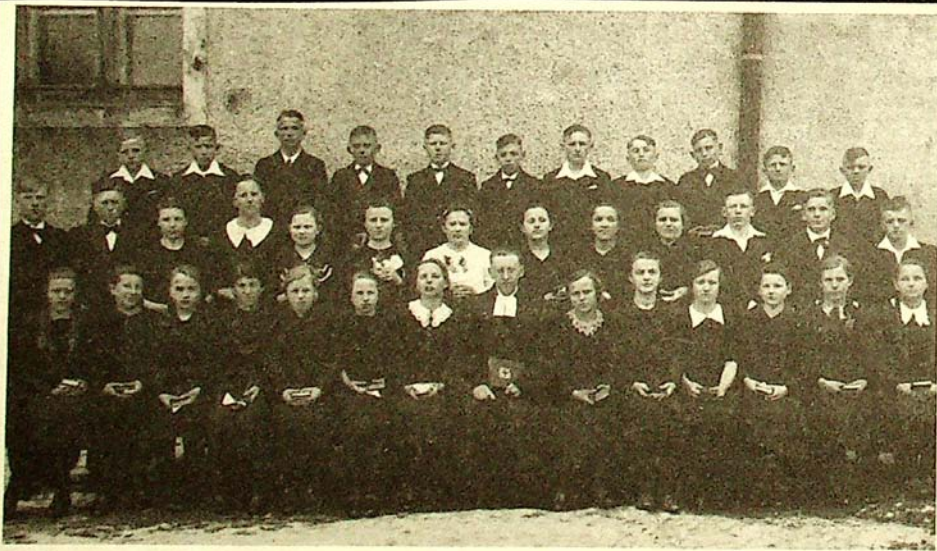
Auch die kurzen englischen Klassenaufsätze waren recht saftig. Hätte ich damals nur nicht so schamlos gemogelt - mein Englisch wäre sicher heute besser.

Die Panelle war ein Original. Panelle heißt ja auf litauisch Fräulein, und sie hatte die litauische Sprache so fließend als Reichsdeutsche erlernt, als wäre es ihre Muttersprache. Wie eine Panelle trug sie ihren langen Rock, und wenn es im Winter auch in den Klassenzimmern nicht zu warm war, stellte sie sich an die Zentralheizung, hob den Rock hoch und preßte ihre Rückseite mit den spitzenbesetzten Naussprechlichen gegen den Heizkörper.

In den Sommerferien fuhr sie bereits mit der 9-Uhr-Fähre von der Karlsbrücke nach Sandkrug, das Badelaken unter dem Arm, Rollsockchen statt langer Strümpfe unter dem Rock.

Hatte sie Pausenaufsicht, dann flüsterten auch die Klassen, in denen sie nicht unterrichtete: „Die Kühn, die Kühn!“ Es bedurfte erst des Anstoßes einer Freundin, daß ich nach dem Krieg Kontakt mit ihr suchte. „Schreib ihr doch mal, sie freut sich so über die Briefe und Besuche ihrer ehemaligen Schülerinnen...“

So faßte ich mir ein Herz und schickte ihr ein Erinnerungsbild über Memel unter dem Titel „Unser Elch am Sandkrug“ und schrieb dazu etwas zaghaft: „Liebes Fräulein Kühn, ich hoffe, Sie geben mir dafür eine Zwei!“ Umgehend kam die Antwort: „Nicht nur eine Zwei! Ganz vorzüglich, ganz vorzüglich!“



### Memelländische Konfirmanden Ostern 1940

Zwar war es schon im Krieg, aber die Konfirmanden der evangelischen Kirche Paszieszen (Kreis Heydekrug) unter Pfarrer W. Banszerus waren am 14. April 1940 so korrekt gekleidet, wie es im Memelland schon immer der Fall gewesen war. Das Foto schickte uns Greta Loops-Taylor, 4535, 23rd Ave. South, St. Petersburg, Fl. 33711, USA, die sich sehr über Briefe der Ehemaligen freuen würde.

zeit.

den **Eheleuten Adam Babies** aus Kunken-Görge und **Grete geb. Winks** aus Karkelbeck zur Goldenen Hochzeit am 5. Mai. Grete Babies war 4 Jahre alt, als sie 1915 mit ihrer Mutter und 4 weiteren Geschwistern von den Russen nach Simbirsk an der Wolga verschleppt und bis 1918 dort festgehalten wurde. Die Jubilare wurden 1934 in der Jakobuskirche in Memel getraut. Sie wohnen dann am Mühlenweg 92, wo ihre 2 Töchter geboren wurden. Nach Kriegsgefangenschaft und Flucht traf die Familie 1948 in Walsum/Niederrhein wieder zusammen. 5 Enkel halten Oma und Opa jung und in Schwung. Ein gutes Buch und das sehnsüchtig erwartete MD füllen stille Stunden aus.

Familie, Nachbarn und Bekannte, wünschen den Jubilaren, die jetzt in 4100 Duisburg, Am Giesbertsheim 6, leben, Gottes Segen und noch viele gemeinsame Lebensjahre. Das MD schließt sich allen guten Wünschen an.

**Charlotte Schwarz geb. Weiß** zum 89. Geburtstag am 18. 3. Die Memelländerin lebte am Stadtrande Memels in der Ziegelei Tauerlauken. Heute wohnt sie in 2126 Adendorf, Robert-Lehmann-Ring 8. Ihren Kindern, En-

weisheiten geschaffen. Für uns hat er Erinnerungen über Ausflüge in die weitere Umgebung Memels geschrieben. Wir wünschen ihm zu seinem Ehrentag Glück und Gesundheit und viel Lebensfreude.

**Marta Danullis** zum 83. Geburtstag am 21. 3. Sie wohnt in 6550 Bad Kreuznach, Mannheimer Str. 190, aber ihre Sehnsucht geht in das schöne Kirchdorf Piktupönen, in dem einst Königin Luise übernachtete.

**Wilhelm Springer** zum 80. Geburtstag am 19. 3. Der Jubilar kommt aus Memel, Eichenstr. 11, und lebt heute in 2400 Lübeck 1, Hasselbreite 3.

**Marta Friedrich geb. Redweik** zum 80. Geburtstag am 25. 3. Sie stammt vom Gut Georgenhöh im Kreise Heydekrug. Ihr Vater war ein bekannter Prediger. Sie lebt heute in 5657 Haan, Am Hühnerbach 72, fährt aber noch gern zu ihrer zweiten Tochter in den Schwarzwald. Sie ist bekannt durch ihre heimatlichen Handarbeiten, von denen sie einige auch beim Treffen in Köln ausgestellt hatte.

**Dr. Hans Reschke**, dem Mannheimer Altbürgermeister, zum 80. Geburtstag am 22. 3. Der geborene Posener war von 1956 bis 1972 Oberbürgermeister der Patenstadt der



einen verträumten kleinen Ort, von 3 Flüssen umgeben. Viele Holzhäuser hat dieser Ort. Alle brauchen sie einen neuen Anstrich. Wenige Neubauten. Mein Geburtshaus, nur wenige Schritte von der Memel, fand ich nach einer Zeichnung und Beschreibung meines Vaters. Der „Supermarkt“ hier, wie in Pogegen im Hause Bieber, spartanisch in Ausstattung und Angebot.

Ich war 14 Tage in Polangen. Ein schöner Ort, mit einem sehr großen, gepfleg-

ten Park und einem Strand mit weißem Puderzuckersand, mehr als 20 km lang. Von Polangen aus „erforschte“ ich das Memelland. Wer auch hinfahren möchte und Informationen oder Hilfe braucht, ruft mich unter 06623/5262 an.

Habe ich alles nur geträumt? Ich sah die Heimat wieder, sie ist wunderbar und schön wie einst, ich werde sie in meinem Herzen behalten!

Horst Mirau



Das Schuljahr 1929/30 der Volksschule Neusaß-Skories mit der Lehrerin für den Haushaltsunterricht, Frau Mauritz. Lehrer Mauritz hat diese Aufnahme gemacht.

Schulkamerad Willi möchte gerne wissen, was aus den jungen Damen geworden ist. Mitteilung bitte an die Redaktion des MD.

## Die vierzehnte Jubiläumskirche

Schluß des Berichtes von Richard Taudien

### Paszieszen

Aus der Großraum-Kirchengemeinde Werden wurde 1857 das Kirchspiel Wieszen abgezweigt, zu ihm gehörte auch Paszieszen, im Norden an der russisch-litauischen Grenze liegend. Das ganze Kirchspiel wird von der Sziesze in seiner Länge durchflossen. Wegen der weiten Wege zur Kirche ist 1895 der Seelsorgebezirk Dronszeln eingerichtet worden. Weil dort kein geeigneter Raum für die Gottesdienste zur Verfügung stand, verlegte man sie zur Schule Paszieszen. Aus diesem Grunde wurde Paszieszen auch 1903 zum Kirchort erwählt. Das Kirchspiel gehörte zu den ersten Gemeinden, die mit Hilfe des Jubiläumsfonds zu ihrer Kirche kommen sollte, leider ist sie die letzte geworden. Die Kirchengemeindevertretung war über den Platz der Kirche so zerstritten, daß sie selbst auf die Beihilfe aus dem Fonds verzichten wollte. Das Komitee war der Neigung dem stattzugeben. Dazu meinte aber Graf Bismarck: „Das hieße den lieben Gott bestrafen. Die Paszieszer brauchten unsere Hilfe am allernötigsten und sollten nun erst recht eine Jubiläumskirche erhalten.“ So ist denn die letzte und vierzehnte Jubiläumskirche zwangsweise hergestellt worden.

Auf der nördlich vorbeiführenden Dorfstraße gelegen, ist die Kirche mit

dem neuen Pfarrhaus zu einer Gruppe vereinigt, die sich durch eine niedrige Granitmauer, nach der Dorfstraße zu öffnet, während nach Süden die bewachsenen Ufer der Sziesze den Abschluß bilden.

Am 18. Juli 1909 war die Grundsteinlegung der Kirche. Die Grundmauern liegen auf einem Fundament von Feldsteinen. Der Haupteingang ist in dem achteckigen Turm, in ihm ist eine Vorhalle, durch sie kommt man in die zweireihige Saalkirche. Die Holzdecke des Schiffes und des Altarraumes ist in Bogenform in das Dachwerk hineingezogen. Auf der Westseite ist neben dem Altarraum die Sakristei. Seitlich vom Turm ist der Eingang mit der Treppe zur Orgelempore. Der Altarraum ist rechteckig, in ihm steht der Kanzelaltar. Zu beiden Seiten in der Rückwand sind je ein buntes, bleiverglastes Bogenfenster. Diese Glasmalerei stellen Moses mit den Gesetzestafeln und der erhöhten Schlange, sowie Christus als guten Hirten mit dem strahlend aussehenden Kreuz dar. Im Herbst 1934 ist der Raum geschmackvoll ausgemalt worden. Im Kirchenschiff, mit je drei Bogenfenster in den Seitenwänden, sind Sitzbänke für 370 Besucher. Im Turm hängen drei Jubiläumsglocken (625, 359 und 146 kg schwer). Über dem Haupteingang war die „Jubiläumstafel“ angebracht.

Die Gesamtkosten für den Kirchbau haben 52671 Mark, einschließlich 16535 Mark aus dem Jubiläumsfonds, betragen.

Die Einweihung durch den Generalsuperintendenten D. Braun, Königsberg, war am 20. Oktober 1910.

Nach dem ostpreussischen Kirchenverzeichnis von 1926 war Paszieszen patronatslos und hatte 2230 Seelen. Organisten waren im Nebenamt zunächst die hiesigen Lehrer, danach wurde es ausgeübt von Ernst Buttkeireit, zuletzt von Frau M. Buttkeireit. Bahnstation ist Jūgnatn, 6 km entfernt.

Zum Kirchspiel gehörten Paszieszen, Dronszeln, Gurgsdn, Neusaß-Gritz, Piktaten, Rōbsdēn, Schillwēn, Tautischen, Thunellen, (Kreis Heydekrug) – Meischlauken, Woitkus-Szardwethen, (Kreis Pogegen).

Schulorte: Paszieszen (1736 gegründet), Neusaß-Gritz, Piktaten und Thunellen. Der letzte Ort ist 1939 mit Kolleschen vereinigt worden.

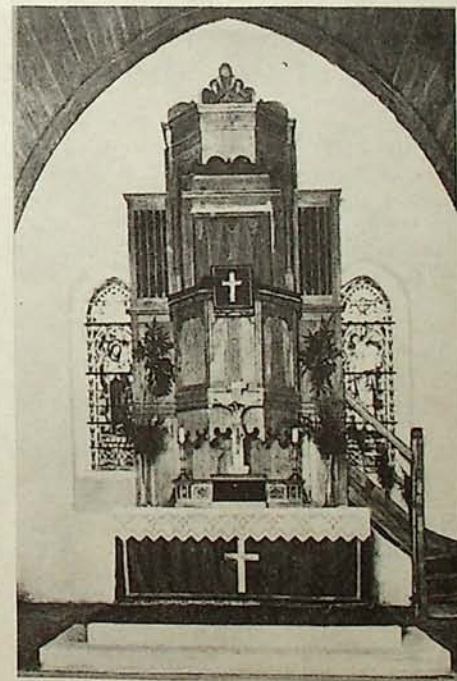
### Pfarrer:

In Dronszeln:

1895 – 1900 Johann Gustav Lozereit, ging nach Szugken 1900 – 1911; 1901 – 1903 Karl Eduard Rebeschies, ging nach Gowarten 1903 – 1907;

In Paszieszen:

1903 – 1912 Johann Christian Wenger, kam von Neu Rugeln 1900 – 1903, ging nach Didlacken 1912 – 1939. 1912 – 1914 Vakanz 1914 – 1917 Bruno Hasford, ging nach Peisten 1917 – 1930;



Kirche Paszieszen. Ein Blick auf den Kanzelaltar.

1918 – 1928 Egmont Bergatt, ging nach Wieszen 1928 – 1931, Kaukehmen (2. Stelle) 1931 – 1936, Stadtkirche Tilsit 1937 – 1945, starb im Ruhestand am 25. 4. 1980 in Heidelberg; 1928 – 1931 Kurt Melzer, ging nach Karkelbeck 1931 – 1934, Landkirche Tilsit 1937 – 1945; 1931 – 1933 Adolf Studier, ging nach Pogegen;



Tausend Erinnerungen überfallen einen, tausend herrliche Tage und mehr gab es einmal dort, tausend Träume begleiten uns. Aber unsere Spuren sind verweht. Die Zeit ist darüber gegangen und hat alles zugedeckt. Oder doch nicht?

Wir zogen wieder durch den Sand unsere Spuren, wir haben wieder die Heimat betreten, haben gesucht, manches gefunden, viel, viel Neues entdeckt, waren Wanderer in einer veränderten Welt.

Doch was bleibt, ist nur in unseren Herzen.

Monika Rohne

## Auf der Nordermole

Schiffsreise im Juni ab Travemünde, bei glatter See, über Danzig bis Riga. Mit Touristik-Bus 320 km zurück bis Memel. Ausflüge nach Polangen ins Bernstein-Museum. Mit dem Bus nach Heydekrug. Wer zu Verwandten oder Bekannten ins Memelgebiet fahren wollte, hatte volle Bewegungsfreiheit. Taxen sind genügend vorhanden.

Ich war in der einzig stehengebliebenen kath. Apostolischen Kirche am Ferdinandsplatz, wo ich getauft und konfirmiert wurde. Trotz fremder Art und Sprache war es für mich sehr ergreifend noch einmal in dem Gotteshaus zu sein.

Nun mein Ausflug mit einem Ehepaar aus Memel nach Mellneraggen, zum Leuchtturm und „Ich war auf der Nordermole!“ Ist es erlaubt oder nicht? Uns hat aber niemand aufgehalten. An der Spitze der Mole ein gestrandetes Schiff aus der DDR. Der Weg nach Mellneraggen mit dem Bus für 4 Kopeken geht über die Libauer Straße–Moltkestraße, etwa 1 km hinter der Kaserne links durch den Wald bis Mellneraggen. Hinter der Kaserne rechts großes Neubaugebiet. Linke Seite neue Spezialkliniken. In Mellneraggen sind einige Ferienwohnungen für Werftarbeiter neu gebaut. Nun die Neue Straßenführung 4spurig von der Karlsbrücke über Holzstraße bis Gericht, schwenkt dann rechts etwa um 20 Grad über Seilerstraße–Fleischerstraße–Rosenstraße–Stauerstraße fast

alles weg bis an Rippenstraße, rechts entlang Schulhof der Ferdinandschule, links weiter vorbei an Ferdinandsplatz parallel mit Ankerstraße zusammen über Schlewiesstraße und Teil der Schwanenstraße bis zur Wiesenstraße. Dann weiter links in die Veitstraße zum Sportplatz. Die Straßenführung der Kantstraße und Wiesenstraße besteht noch. Die Kasernenstraße von der Wiesenstraße aus beide Ecken sind nicht mehr da. Rechte Ecke großer Neubau. Die Häuser der rechten Seite werden restauriert und um ein Stockwerk erhöht bis zum ehemaligen Siechenheim. Linke Seite steht nichts mehr, wo der Holzplatz von Bernitzky war, das Haus Kasernenstraße 10, wo wir bis 1936 wohnten und Milchmann Rudat und Meierei ist alles weg. Übrigens das Altersheim in der Moltkestraße mit Siechenheim steht noch, aber für Soldaten.

Nun die alte Holzstraße, etwa ab Preußenkai ist nicht mehr befahrbar. Auf der ganzen Länge der Straße zur Hafenseite ist ein hoher Zaun, dahinter Lagerhallen



und Kräne. Rechte Seite ist erst ab Witwenstiftstraße–Ziegelstraße noch da. Dazwischen das Wohlfahrtsgebäude steht. Dahinter steht nur noch das Haus Holzstraße Nr. 26, dann eine Lücke und ein Doppelhaus Nr. 32 und Nr. 34 sind noch bewohnt. Wo die Kettenstraße in die Holzstraße mündet steht nur noch die alte Litfaßsäule. In der Kettenstraße findet man nur noch das alte Pflaster, sonst kein Haus. Hinter der Litfaßsäule ist die Absperrung bis zur neuen Straßenführung alles Hafengebiet. Dazu gehören die Ballaststraße–Paradiesstraße–2. und 3. Fischerstraße bis zu den Tankstellen. In Höhe der Schanzenstraße ist ein großer Kontrolleingang zum Hafen.

Die Straßenführung der Polangenstraße–Töpferstraße und Baakenstraße besteht noch. So steht auch noch die Sandweherschule Wiesenstraße und Ferdinandschule Sattlerstraße und Simon-Dach-Schule, aber nicht mehr als Schule. Am letzten Tag der Reise ging es noch zum Strand nach Sandkrug, und ein kühles Bad in der Ostsee war der Abschied von Memel. Noch so manche interessante Episode begleitete uns nach 45jährigen Wiedersehen der Heimat, die wir im Drama der Zeit verlassen mußten.

Heinz Fornaçon

## Wiedersehen nach 45 Jahren Pogegen – Ruß – Neusaß-Skories

Habe ich alles nur geträumt oder war es Wirklichkeit? Ich durfte die Stätten meiner Kindheit wiedersehen. Ein Blick in eine frühere Welt. 45 Jahre habe ich darauf gewartet.

Es gibt es noch, das schöne Land zwischen dem Fluß Memel und der Stadt Memel. Schön wie einst, mit seinen dunklen Wäldern, weiten Wiesen und Feldern, weit, flach, grün. Es gibt sie auch noch, die schwarzbunten Kuhherden, sehr viele Störche, Elche auf der Kurischen Nehrung, Bernstein an den Küsten der Ostsee. Für all das gibt es nur ein Wort – Heimat!

Fremde Menschen leben heute dort. Nur noch ganz wenige Memelländer von einst. Die Bevölkerung reagiert Westkontakten gegenüber zunächst meist scheu. Gelingt es das „Eis zum Schmelzen zu bringen“, sind die meisten jetziger Bewohner des Landes freundlich und hilfsbereit, gastfreundlich und suchen den Westkontakt. Alle Menschen, die ich hier traf, sind von dem Wunsch beseelt, die Unabhängigkeit von der Sowjetunion zu erlangen.

Im Memelland werden wie früher Milch, Molkereiprodukte und Fleisch erzeugt. Es gibt auch, noch zaghaft, Industrieansiedlungen. Der im Memelland und ganz Litauen erzeugte Überschuß an Agrarprodukten wird in die anderen Sowjetrepubliken exportiert.

Pogegen ist auch heute noch ein sympathisches Städtchen, in dem man sich wohlfühlen könnte. In seinem Kern hat es sich kaum verändert. Tilsiter Straße, Memeler Straße, Bahnhofstraße, fast alles wie einst. Nur ein Mangel an Farbe und Renovierung macht sich stark bemerkbar. Der kleine Park, den unsere Eltern einst in Eigenleistung schufen, ist heute noch ein Platz zum Ausruhen. Jenseits der Bahnlinie sind viele Häuser zerstört oder abgerissen. So fand ich auch das Haus, das meine Eltern 1937, neben dem Gehöft/Mühle Schöler erbauten, nicht mehr vor. Mein „Sandkrug“, der schönste Platz meiner Kindheit, ist zugeschüttet und begrünt. Ich war 11 Jahre alt, als wir Pogegen 1944 verließen.

Neusaß-Skories (später Auritten), das kleine Dorf im Kreis Heydekrug, gibt es praktisch nicht mehr. Einzelne alte Gehöfte stehen noch, aber nicht in Neusaß-Skories. Sie fielen der Kolchosbewirtschaftung zum Opfer. Auch die alten Wege sind nicht mehr. Lediglich der verwilderte Friedhof ist noch da. Er steht mitten in einem Maisfeld. Hier konnte ich die Grabstätte meiner Großeltern, Emma und Gustav Schaar, verstorben 1941, auffinden. Egle, die 17jährige Tochter von dortigen Freunden, reinigt den Grabstein mit Blättern. Sie legt einen Feldblumenstrauß nieder. Ich finde einige „Tausendschönchen“, sie müssen sich über die ganzen Jahre hin versät haben. Ich pflücke sie und lege sie dazu. Sonst habe ich nichts, der Tag war anders geplant.

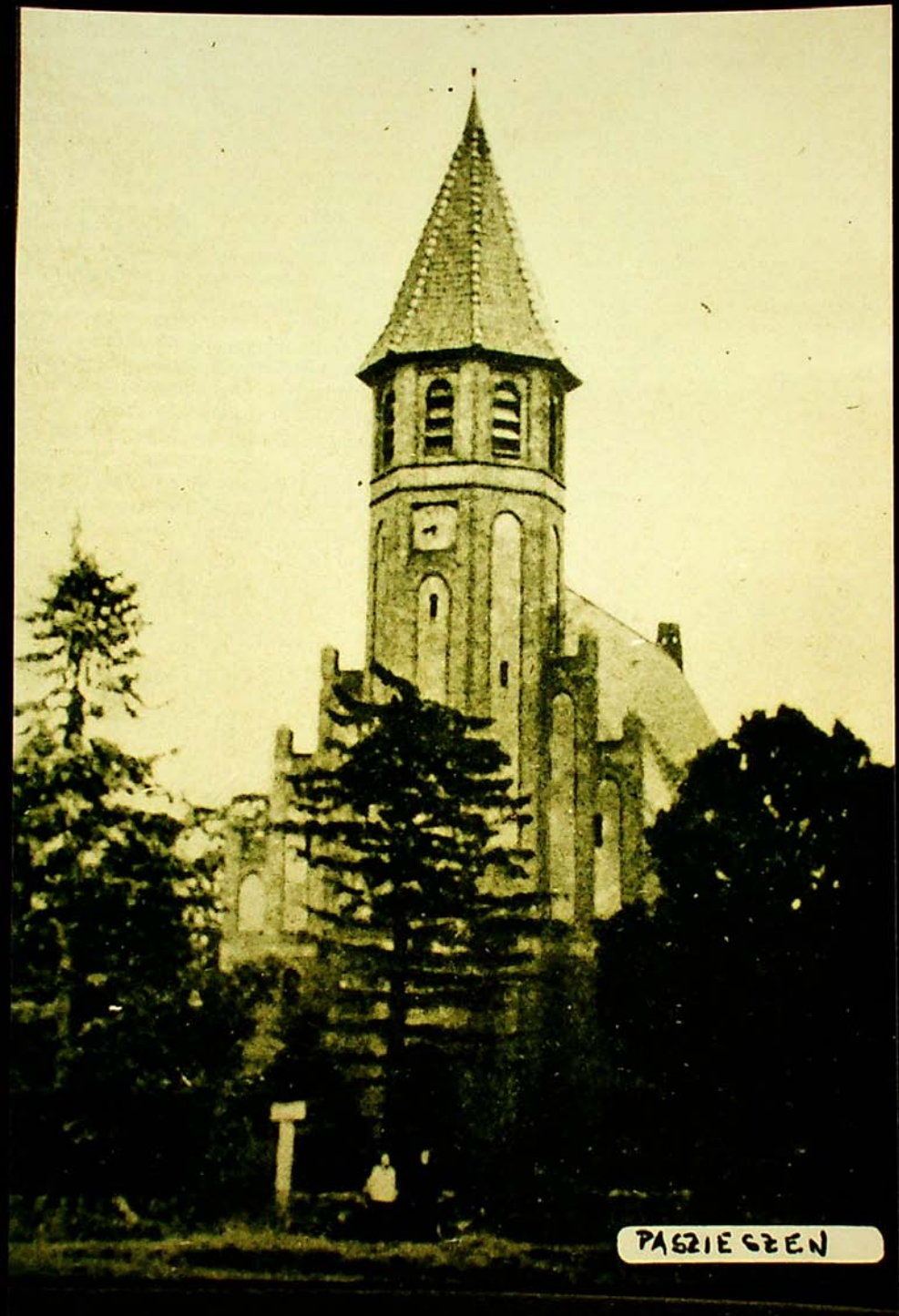
In Ruß bin ich geboren. Ich war 2 Jahre, als wir nach Pogegen zogen. Ruß kenne ich von früher also nicht. Ich fand

bitte umblättern



**Wer erinnert sich an die Volksschule Paszieszen?**

Unser schönes Schulbild muß in den Jahren 1920/22 entstanden sein. Wer erkennt sich oder andere darauf? Wer schreibt der Besitzerin des Bildes, Frau Erna Leschenko, 58 HA-Boehle, Schwerter Straße 115? Die beiden Lehrer sind (links) Pogelies und (rechts) Simmat.



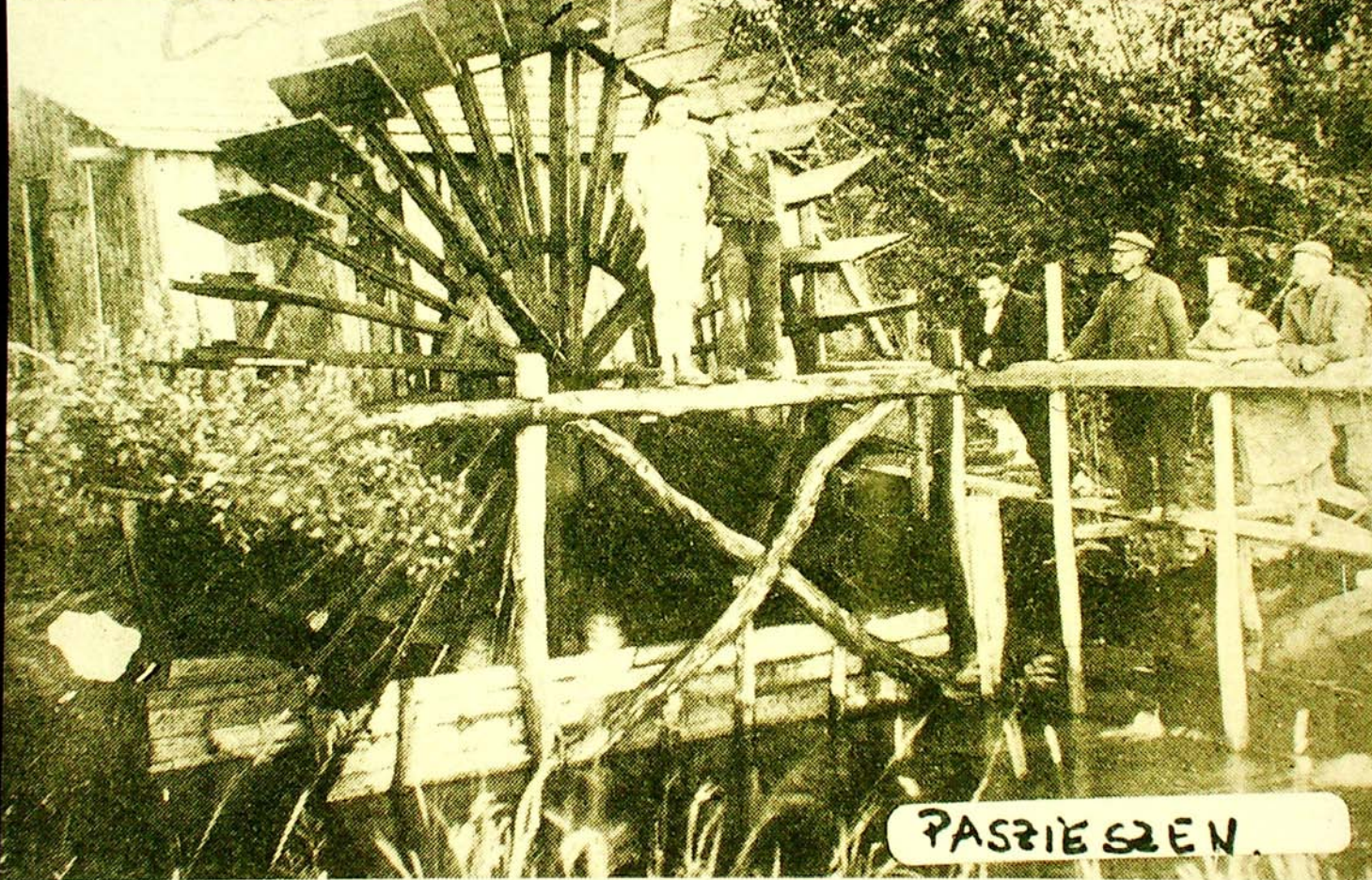
PASZIEGZEN



Gruß aus Paszieszen

Gasthaus





PASRIESEN.



### Schon 1924 motorisiert

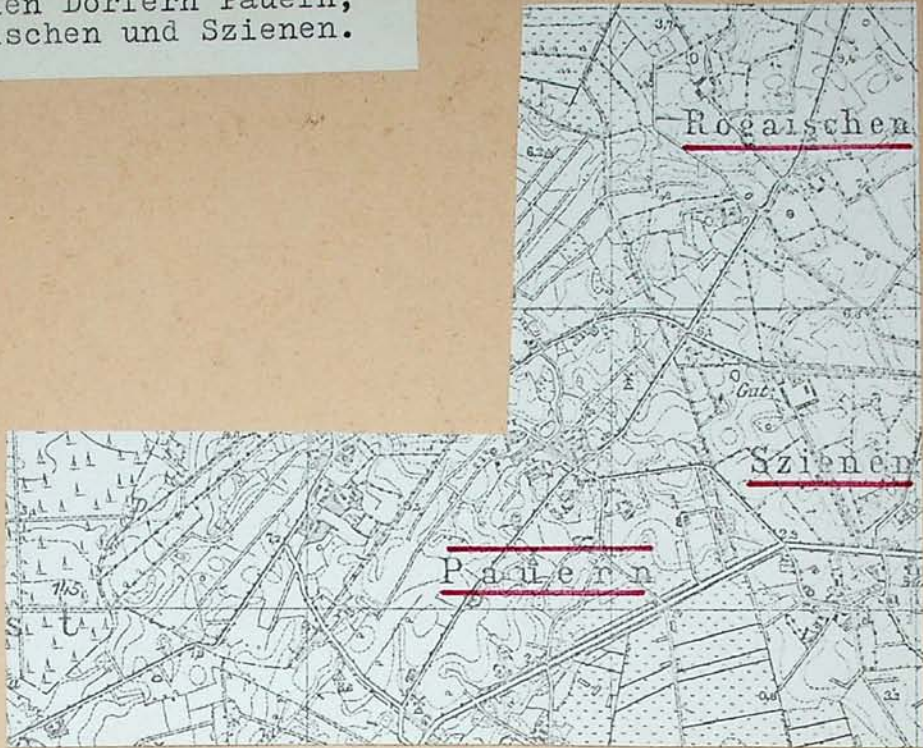
Der Stellmacher und Bautischler Nopens in Min  
weiken schaffte sich schon 1924 einen Deutz-Otto  
Motor an, der zum Antrieb in der Werkstatt wie





PASZIEGZEN

Pauern - mit den Dörfern Pauern, Rogaischen und Szienen.



Friedhofstor in Pauern

Nur für Archiv Gebrauch

**Paugen:** Sembritzki: Geschichte des Kreises Memel 1918

Ortsname	Qualität		Kirchspiel		Amt	Bemerkungen
Paugen oder Martin Garn (Garnen)	1785	1916	1785	1916	1785	
	K.	Guts		Memel	Clem	Mit Vorwerk Neufelde Gutsbezirk seit 6. April 1875,
	Bdf.	Bez			men hof	bestätigt als selbständiger Gutsbezirk 18. Dez.1914

1783 Siehe: Martinguren = Martin Garnen oder Paugen  
 K. Bauernort, FST.: 2, LK. Insterburg, JK: Memel, AB: Clemmenhof,  
 K: zu Memel, P. der König

in Sonderschr. des Verein für Familienforschung in Ost- Westpreußen Nr.59

1912/13 Paugen; Kirchspiel Memel-Land

**Paugen – 1940** Gut mit Vorwerk Neufelde in der Gemeinde Löllen  
Kurschat: Das Buch vom Memelland

Schule  
Einwohner Siehe Einwohnerbuch Memel 2942

Bilder Keine

**Paugen:** Sembritzki: Geschichte des Kreises Memel 1918

Ortsname	Qualität		Kirchspiel		Amt	Bemerkungen
<b>Paugen</b> oder Martin Garn (Garnen)	1785	1916	1785	1916	1785	Mit Vorwerk Neufelde Gutsbezirk seit 6. April 1875, bestätigt als selbständiger Gutsbezirk 18. Dez.1914
	K. Bdf.	Guts Bez	Memel		Clem men hof	

in Sonderschr. des Verein für Familienforschung in Ost- Westpreußen Nr.7  
1783 Siehe: Martinguren = Martin Garnen oder Paugen  
K. Bauernort, FST.: 2 , LK. Insterburg, JK: Memel, AB: Clemmenhof,  
K: zu Memel, P. der König

in Sonderschr. des Verein für Familienforschung in Ost- Westpreußen Nr.59  
1912/13 Paugen; Kirchspiel Memel-Land

**Paugen** – 1940 Gut mit Vorwerk Neufelde in der Gemeinde Löllen  
Kurschat: Das Buch vom Memelland  
Krs. Memel  
Schule  
Einwohner: lt. Telefonbuch Memel 1942

Weitere Unterlagen: Keine  
Bilder: Keine

**Paugen:** Sembritzki: Geschichte des Kreises Memel 1918

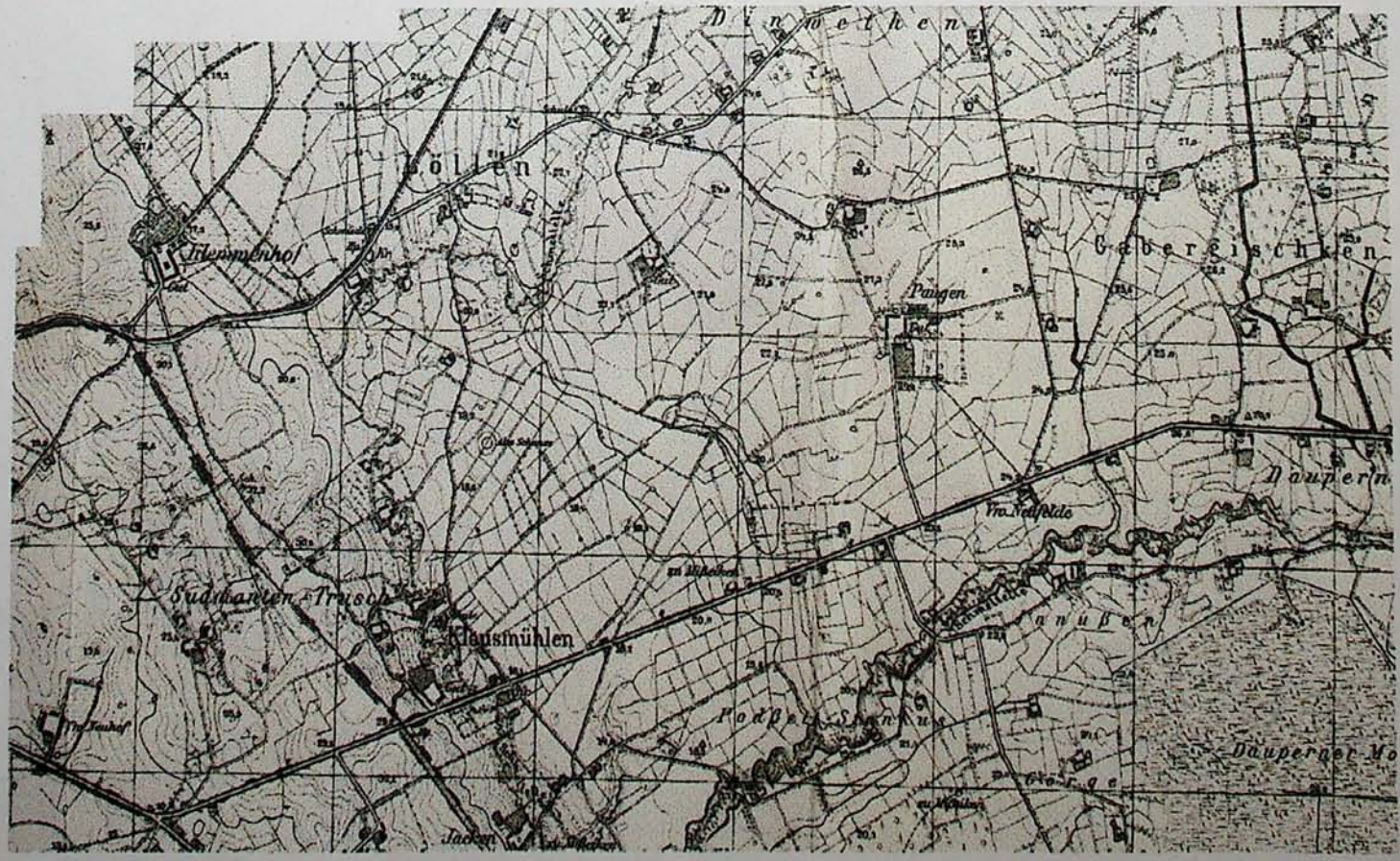
Ortsname	Qualität		Kirchspiel		Amt	Bemerkungen
	1785	1916	1785	1916		
Paugen oder Martin Garn (Garnen)	1785	1916	1785	1916	1785	Mit Vorwerk Neufelde Gutsbezirk seit 6. April bestätigt als selbständiger Gutsbezirk 18. Dez.1914
1875,	K.	Guts Bdf.	Memel Bez		Clem men .hof	

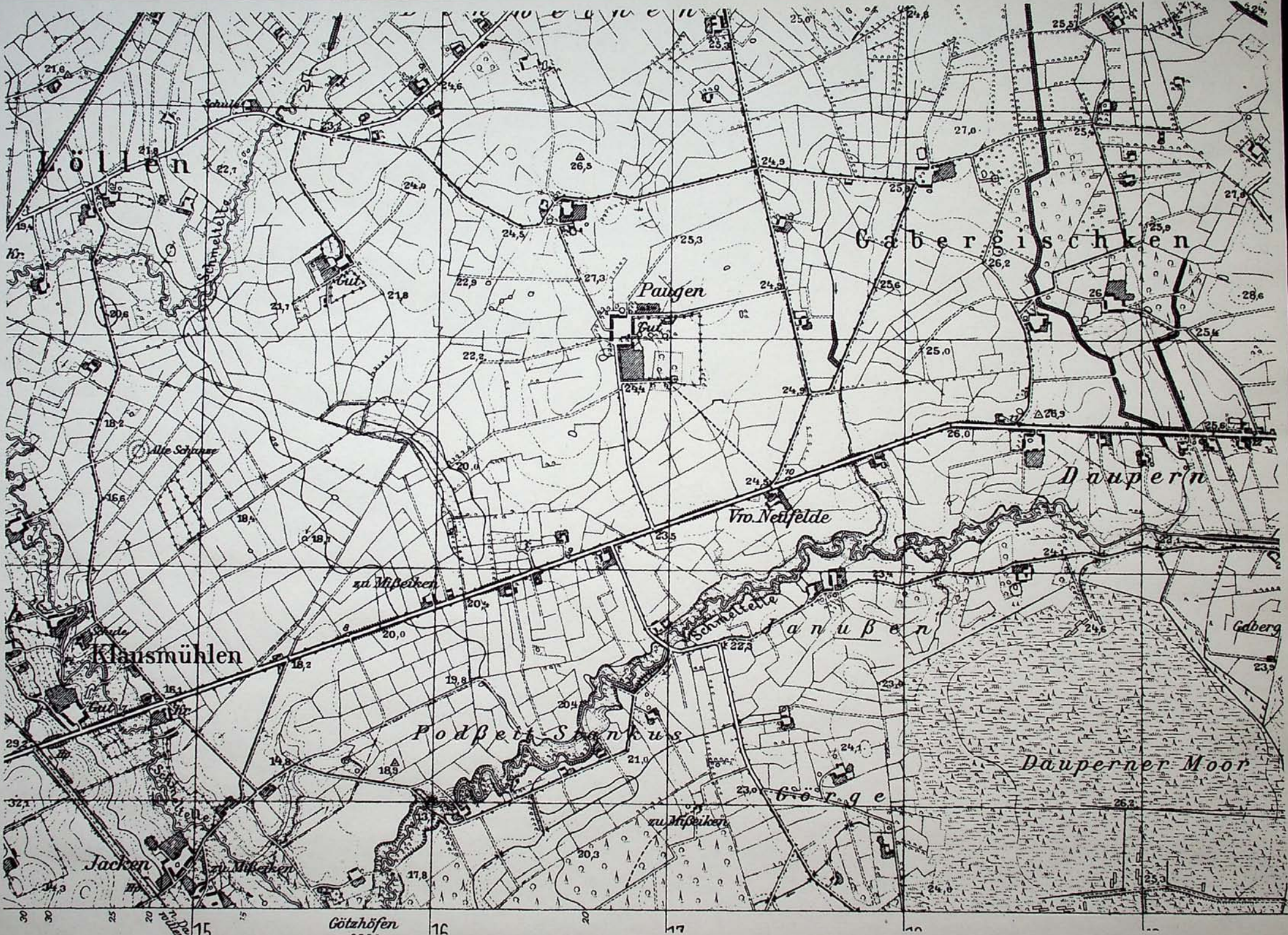
1783 Siehe: Martinguren = Martin Garnen oder Paugen  
 K. Bauernort, FST.: 2, LK. Insterburg, JK: Memel, AB: Clemmenhof,  
 K: zu Memel, P. der König

in Sonderschr. des Verein für Familienforschung in Ost- Westpreußen Nr.59

**1912/13** Paugen; Kirchspiel Memel-Land

**Paugen - 1940** Gut mit Vorwerk Neufelde in der Gemeinde Löllen





### Paul-Narmund

Amtsbezirk: Kollaten. B: Strelies. I. B  
 Pukies. II. B: Bedszent.  
 St. A: Purwins-Kollaten.  
 Post: Krottingen.  
 mit: C = Clauspuschen, J = Jagutten  
 S = Szodeiken-Jonell.

Angladagis, Martin, Chausseewärter.  
 Annis, Anna, Arbeiterin, C.  
 Bakzas, Anna, Bäuerin.  
 — Marie, Bäuerin.

Bakzas, Martin, Bauer.  
 Behrend, Christoph, Bauer.  
 Bendiks, Ansas, Bauer, S.  
 Bertscheit, Marinke, Bäuerin, C.  
 Bertuleit, Adam, Bauer, S.  
 — Heinrich, Arbeiter.  
 — Jakob, Bauer, S.  
 — Johann, Zimmermann, S.  
 — Martin, Arbeiter.

Bodzent, Johann, Bauer, J.  
 Böhne, Anna, Arbeiterin, J.  
 Brusdeilins, Gertrud, Jungbäuerin, J.  
 — Martin, Bauer, J.

Ensins, Ansas, Bauer, C.  
 — Martin, Bauer, C.  
 Gaguttis, Adam, Bauer, C.  
 Girtz, Marie, Bäuerin.

Grauduschus, Hans, Landarbeiter.  
 Günza, Barbe, Arbeiterin.  
 Gundullis, Willi, Landarbeiter.  
 Jaksas, Janis, Bauer, S.

Joneleit, Anna, Bäuerin.  
 Kallweit, Michel, Bauer.  
 Kawohl, Adam, Landarbeiter.  
 — Marinke, Bäuerin.  
 — Martin, Bahnarbeiter, C.

Koegst, Adam, Bauer, C.  
 — Johann, Bauer, C.  
 — Johann, Weber, C.  
 — Michel, Bauer und Schneider, C.

Kranz, David, Arbeiter, C.  
 Kurmis, Johann, Bauer, C.  
 — Martin, Bauer, S.

Labrenz, Ande, Stubenmädchen, J.  
 Lankuttis, Adam, Bauer, S.  
 — Johann, Invalide, J.  
 — Michel, Bauer, C.

Masuek, Karl, Stellmacher.  
 Matzeit, Gertrud, Bäuerin, S.  
 Mazeit, Georg, Bauer, S.

Paul, Anna, Landarbeiterin, S.  
 — Martha, Landarbeiterin.  
 Perkams, Trude, Arbeiterin, J.

Pukies, Anna, Altsitzerin, J.  
 — Ansas, Bauer.  
 — Jonas, Bauer.

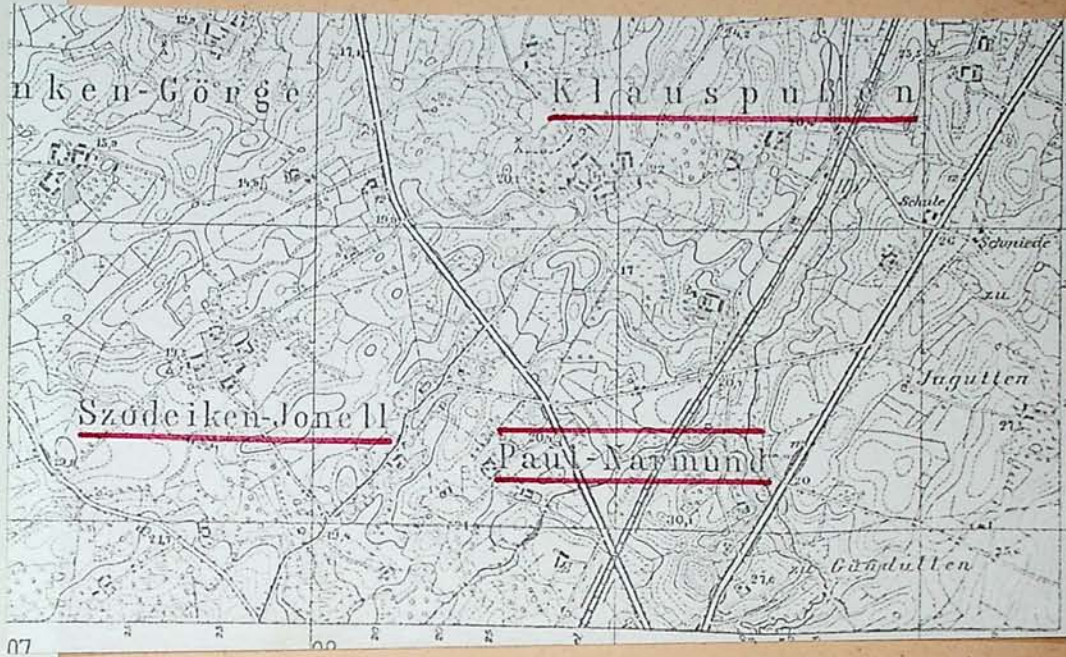
Simoneit, Martin, Postschaffner, J.  
 Skroblies, Martin, Arbeiter, C.  
 Strelies, Hans, Bauer.

Stuteler, Fritz, Bauer.  
 Talis, Berta, Arbeiterin, C.  
 — Trude, Arbeiterin, C.

Walluks, Erika, Arbeiterin.  
 Waschkies, Ande, Arbeiterin.  
 Wenskus, Marie, Arbeiterin, C.  
 — Michel, Bauer, C.

Willgalies, Barbe, Arbeiterin, J.  
 Wirgenings, Michel, Bauer, S.  
 Wyrbait, Barbe, Arbeiterin, C.

### Paul-Narmund - Gemeinde mit den Dörfern Jagutten, Klauspuszen, Paul-Narmund und Szodeiken-Jonell



**Alle Straßen führten zur Grenze**

Welche Straße man auch im Memelland wählen mochte — sie führten alle zur Grenze. Im Bilde die Chaussee von Memel nach Tauerlauken, die sich in Paul-Narmund gabelte und in Nimmersatt und Bajohren die Grenze erreichte.

Aufn.: Rheindorf

# Wanderung nach Paupeln - Peter

Mit großem Interesse habe ich die Arbeit über die Ortsnamen unserer Heimat gelesen. Verschiedene Namen waren schon in Vergessenheit geraten. Beim Lesen dieser Namen mußte ich an meine Kinder- und Jugendjahre denken. In Paupeln-Peter wohnte meine Tante und in Dautzin-Nicklau die Großeltern meiner Freundin Imi. Die beiden Höfe lagen in Rufweite auseinander. Unsere Mütter waren Nachbarn und ein Lebenslang Freundinnen. Einen Teil unserer Sommerferien verlebten Imi und ich auf dem Lande. Täglich pendelten wir zwischen Paupeln-Peter und Dautzin-Nicklau hin und her. Die meisten Oster- und Pfingstfeiertage verbrachten wir mit unseren Müttern auf dem Lande.

Wir fuhren mit dem Zug bis Kollaten, und dann ging es zu Fuß weiter. Sehr oft aber machten wir den Weg von Memel bis Paupeln-Peter zu Fuß. Diese Wanderungen sind mir unvergänglich. Wie viele Kilometer wir zurücklegten, weiß ich nicht, denn die Zahl interessierte uns damals nicht.

Am Sonntagmorgen zwischen 4 und 5 Uhr trafen wir uns ungefähr an den Schienen kurz vor dem Waldschlößchen, meine Freundin mit Mutter und Schwester, meine Mutter und ich. Warum unsere Väter zu Hause blieben, ist mir heute noch schleierhaft. So ging es an der Kaserne und am Exerzierplatz vorbei bis zur Chaussee. Es herrschte sonntägliche Ruhe, und ein schöner Morgen zog herauf. Wir passierten Charlottenhof und Königswäldchen. Um uns den Weg zu verkürzen, überschritten wir die Chaussee und gingen einen Feldweg entlang durch Grüntal. In der frühen Morgenstunde hörten wir oft die Nachtigall schlagen. Bald waren wir an der Dangebrücke in Tauerlauken. Zu beiden Seiten des Weges waren Wälder, und ich bekam jedesmal ein bisschen Gänsehaut. Vor vielen Jahren hatte man dort einen ermordeten Menschen gefunden, und diese makabre Geschichte fiel mir immer wieder ein. Auf dieser Strecke marschierte ich besonders forsch und warf verstohlene Blicke nach beiden Seiten.

Wie jeder Weg, hatte auch dieser ein Ende, und ich atmete erleichtert auf. Wir bogen links ab und die Grandchaussee führte uns fast bis ans Ziel. Jetzt hatten wir freies, übersichtliches Gelände vor uns. Unsere Mütter gingen voraus und plachanderten, während wir uns für die Grabenränder interessierten. Da standen nämlich die Walderdbeeren in voller Pracht. Niemand konnte verlangen, daß wir sie unbeachtet ließen. Bei Ermahnungen, unsere Sonntagskleider nicht zu bekleckern, hatten unsere Ohren „Durchzug“. Folglich hinterließen die Beeren zu Leidwesen unserer Mütter Spuren auf dem Sonntagstaat.

In der Nähe der Gwilder Wand wurde Rast gemacht. Vor lauter Reisefieber hatten wir zu Hause nichts essen können, und so schmeckten die Stullen im Freien großartig. Satt und ausgeruht ging es weiter. In Ekitten auf der Brücke blieben wir ein Weilchen stehen. Die Ekitte war im Sommer nur ein harmloser Bach. An den hohen, ausgespülten Ufern konnte man aber erkennen, daß sie im Herbst und im Frühjahr viel Wasser führte und sehr oft über die Ufer trat. Für uns Kinder unvorstellbar! Unsere Mütter wußten es besser, denn oft hatte die Brücke unter Wasser gestanden.

Plötzlich wurden freudige Rufe laut: „Seht, da kommt ein Wagen!“ Tatsächlich, Onkel Kumschlies kam uns entgegen. Sein Erstaunen, uns so nahe dem Ziel unserer Wanderung zu treffen, kannten wir inzwischen

schon und wußten, daß er uns Städter nicht für Langschläfer hielt. Nach lautstarker Begrüßung wendete er, und wir stiegen ein. Mutter fummelte aus ihrer Tasche ein Fläschchen Schnaps heraus und überreichte es Onkel, dessen Gesicht dabei strahlte. Für Tante hatte sie Bohnenkaffee, Würfelzucker und Brustbonbons als Gastgeschenk. Onkel nahm erst einen guten Schluck, ehe er anfuhr. Bei 1 PS konnte er es sich leisten, denn damals sprach man noch nicht von Promille. Max, das Pferd, trabte flott dahin, und ehe wir uns versahen, waren wir in Paupeln-Peter.

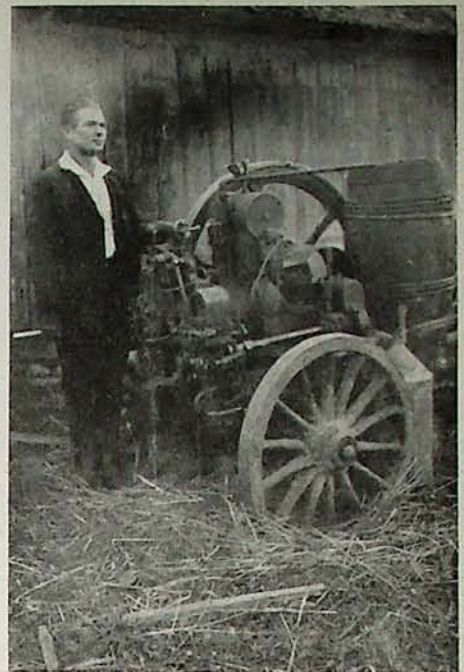
Wieder große Begrüßung! Tante kannte unsere Geschmacksrichtung und kredenzte kühle Buttermilch zum Willkommen. Der Kühlschrank stand auf dem Hof und war gleichzeitig Wasserlieferant. Alle Lebensmittel, die kühl und frisch bleiben sollten, wurden in einem Korb in den Brunnen hinuntergelassen.

Der Frühstückstisch war schon gedeckt, und mein Auge erspähte, was ich suchte: Suris! Heute würde man sagen, es sei ein Quarkprodukt. Damals war es Glumse. Was außer Salz und Kümmel noch an Gewürzen hinzukam, wußten nur die Bauersfrauen. Die Glumse wurde in einen Leinenbeutel geschüttet und zwischen zwei Brettern über Nacht in den Schraubstock gespannt. Die Molke floß ab, und der Suris war schnittfest. Mit Butter schmeckte er gut. Schmeckte uns etwas, so hatte es „gelippt“. Bei meiner Tante „lippte“ es immer. Zur Feier des Tages gab es Piragas. Er hatte einen angenehmen Kardamomgeschmack. Ich persönlich zog das selbstgebackene grobe Brot vor. In den Sommerferien buk Tante am Backtag einen kleinen Kuckel für uns Kinder extra. Wir wurden gewarnt, das Brot nicht ofenheiß zu essen, da wir davon Bauchschmerzen bekämen. Wir bekamen keine!

Trotzdem Besuch da war, unterließ Onkel es nicht, nach dem Frühstück den üblichen kurzen Gottesdienst abzuhalten. Uns Kinder fiel das Stillsitzen schwer, und warnende Blicke trafen uns. Die kurze Andacht war ein schöner Brauch, und die Menschen waren gottesfürchtig. Bis Krottingen zur Kirche war es weit, und die Pferde sollten für die Feldarbeit ausgeruht sein. Bei schönem Wetter wurde dann der weite Weg zur Kirche zu Fuß gemacht.

Nach dem Frühstück und der Andacht wurde das Vieh besichtigt. Da gab es ein Kalb, Lämmchen oder Ferkel zu bewundern. Um unsere weißen Söckchen und Leinenschuhe (Strandschuhe genannt) nicht zu beschmutzen, schlüpften wir in Holzschlorren hinein, und so gerüstet ging es ab in den Kuh- und Schweinestall. Die größeren Ferkel waren nicht mehr so rosig und sauber. Angesichts dieser Tatsache warfen uns unsere Mütter beziehungsvolle Blicke zu. Kam zu allem Überfluß dann noch eine Ermahnung, uns nicht dreckig zu machen, so wußten wir, in welche Kategorie wir eingestuft wurden. Um eventuellen Ärger zu vermeiden, verkrümelten wir uns, warfen die Holzschlorren in die Ecke und liefen auf die Wiese. Dort gab es eine Wasserstelle, in der Binsen und Kalmus wuchsen. Dieses winzige Gewässer wurde allgemein Prudalis genannt. Ein primitiver, altersschwacher Brettersteg erleichterte das Wasserschöpfen, da das Rindvieh auf der Wiese getränkt wurde.

Meine Freundin Imi wippte übermütig auf dem Steg. Plötzlich gab es einen Krach, und sie stand wie hingeraubert in dem Prudalis. Er war nicht tief, aber auf dem Grund war Modder. Nach der ersten Schrecksekunde



Schon 1924 motorisiert

Der Stellmacher und Bautischler Nopens in Minneken schaffte sich schon 1924 einen Deutz-Otto-Motor an, der zum Antrieb in der Werkstatt wie auch in der Landwirtschaft gebraucht wurde. Vater und Sohn Nopens fuhren im Herbst reihum zu den Bauern, um ihnen mit dem Motor beim Dreschen zu helfen. Vater Martin Nopens ist schon fast zwanzig Jahre tot. Im Bilde zeigt sich Sohn Willi stolz mit dem Motor, den er schon mit 16 Jahren allein bedienen mußte.

mußten wir furchtbar lachen. Mit einiger Mühe krabbelte sie an Land. Von weißen Strandschuhen war nun nicht mehr die Rede. Das Donnerwetter, welches auf uns prasselte, war nicht von schlechten Müttern. Wir hatten Glück, daß wir nicht mit dem Waschkodder um die Ohren bekamen. Gottseidank gab es Wasser, Seife und Sonnenschein. Nach dieser Behandlung waren die Schuhe zwar nicht superweiß; aber mit Kreide bearbeitet, glänzten sie wie Neuschnee.

Am Nachmittag machten wir einen Spaziergang zum Friedhof. Er lag einsam und wildromantisch. In der rechten Friedhofsmauer befand sich eine kleine Pforte, und von da aus ging es steil bergab zur Ekitte. Es war eine Plage, das Gießwasser heraufzutragen. Im Sommer war der Steilhang ein Thymiant Teppich. Wenn wir den Hang hinunterliefen, mußten wir stark bremsen, um nicht in der Ekitte zu landen. Eine Quelle sprudelte aus dem Berghang, und das Rinnsal maß nur wenige Meter und floß in die Ekitte. Wir ließen das kühle, kristallklare Wasser in unsere Hände fließen und stillten unseren Durst. Ein Stückchen weiter hatte das Steilufer unwaldähnliche Vegetation: undurchdringliches Strauchwerk, Bäume und Findlinge.

Hatten wir frühe Pfingsten im Jahr, lag zwischen den Steinen und Sträuchern noch Schnee. Da, wo die Sonnenstrahlen das Dickicht durchbrachen, blühten Leberblümchen, Anemonen und Scharbockskraut. Dieser Anblick war faszinierend und unvergänglich.

Nach Besichtigung des Friedhofes ging es heimwärts. Dort wurde ausgiebig gevespert und zur Heimfahrt gerüstet. Während Onkel den Max anspannte und meine Cousine einen großen Strauß Blumen für uns pflückte, nahm Tante den Kuckel grobes Brot vor die Brust und schnitt davon ein beachtliches



Stück ab. Eier wurden sorgfältig in Zeitungspapier gepackt, und eine Flasche Buttermilch kam noch dazu. Auf diese Weise füllten sich wieder unsere Taschen. Wir kletterten in den Wagen, verstaute unsere Pacheidels, nahmen Abschied und ab ging es. Onkel ließ die Peitsche knallen, und mit Gesang und Geschnatter begann die Heimfahrt. In Ekitten bogen wir rechts ab und passierten wieder eine Dangebrücke. Dann allerdings mußte Max sich tüchtig in die Riemen legen, denn die Straße führte steil bergan. Vorbei ging es an dem Friedhof von Gindullen, und bald waren wir in Kollaten auf dem Bahnhof.

Max scheute die Eisenbahn, und so gab es einen kurzen, aber herzlichen Abschied. Bevor wir in den Zug stiegen, wurden die „Pacheidels“ gezählt, denn wir Marjellens hatten nach Ansicht unserer Mütter nur dwatsches Zeug im Kopf und mußten immer wieder ermahnt werden.

Die Bahnfahrt war kurz, und so waren wir bald in Memel. Der Tag hatte keinen sensationellen Verlauf genommen, aber er war so schön gewesen, daß wir jeden Sommer mehrere Male diese unvergeßlichen Wanderungen machten.

Grete Baasner-Pleikis

Rückkehr der Tiere und schaffte sie dann auf dem schnellsten Wege zum Vereinslokal. Und manchmal wurden auf diesem Wege noch kostbare Minuten herausgeholt.

### Meine ersten Tiere

Neben Vereinsschauen kam in jedem Jahr im November eine Landesverbandsschau zur Durchführung, stets im Schützenhaus: in den unteren Räumen Hühner, Wassergeflügel, Ziervogel aller Art, in den oberen Räumen in einer Vielzahl Tauben in verschiedenen Rassen, sowie eine Sonderschau Memeler Hochflieger in allerfeinster Qualität. Da die damalige Einstellung für solche Veranstaltungen seitens der Behörden, Industrie sowie Privatunternehmen ganz anders war als heute, gab es für die Aussteller trotz sehr billigen Standgeldes mehr als reichlich und sehr wertvolle Preise zu erringen. Allerdings mußte man bei der schweren Konkurrenz über entsprechendes Tiermaterial verfügen. Hier ein kleines Beispiel: An meinem 12. Geburtstag schenkte mir mein Vater, der über einen großen Bestand verfügte, einen Taubenschlag mit fünf Tauben, die er einem Nachbarn abgekauft hatte, als Belohnung dafür, daß ich ihm während des Ersten Weltkrieges, als er Soldat war, seine Tauben erhalten hatte. Ich habe mit diesen Tauben unter der Aufsicht meines Vaters gezüchtet und auf vieles andere zu Gunsten meiner Memeler Hochflieger verzichtet.

Als Schriftführer im Memeler Taubenverein von 1896, dessen Vorsitzender mein Vater war, sowie Mitglied des Sondervereins, stellte ich 1926 anlässlich der Landesverbandsschau, damals 18jährig, 16 meiner besten Memeler Hochflieger aus. Ich sehe noch deutlich nach der Bewertung der Tiere die Augen der alten Kanonen wie Greinus, Krause, Grubert, Einars, Drochner, Sabrowski u. a., als es sich herausstellte, daß ich sie alle geschlagen hatte. Auf meine 16 Tiere entfielen 16 Ehrenpreise, außerdem LVE sowie Leistungs- und Zuchtpreis und eine silberne Medaille des Verbandes Deutscher Kleintierzüchter, Berlin. Die 16 Ehrenpreise ergaben so viel Geld, daß ich mir dafür 20 qm Segeltuch für meinen neuen Segelschlitten kaufen konnte.

Ganz so unbekannt, wie manche meinen, war der Memeler Hochflieger vor dem Kriege außerhalb des vom Reich abgetrennten Memellandes doch nicht. In den ostpreussischen Städten Tilsit und Ragnit bestanden Untergruppen des Sondervereins, dem wiederum in Königsberg, Berlin, Pommern und Mecklenburg wohnende Züchter angehörten, die laufend, wenn auch auf Umwegen, Memeler Hochflieger aus Memel erhielten. In den zwanziger Jahren wurden sogar mehrmals von Memel aus die Lipsia-Schauen in Leipzig sowie Schauen in Königsberg geschickt, von wo aus die Tiere stets hochbewertet zurückkamen. Leider wurde dieses durch die Besatzungsmacht den Memeler Züchtern nicht mehr erlaubt.

Die erste Literatur über den Memeler Hochflieger entstand 1870 durch den Berliner Regierungsassessor Seelmann. Dieser, selbst ein großer Taubenliebhaber, schrieb in seinem Büchlein „Anleitung für Anfänger im Hochflugtaubensport“ voller Begeisterung vom Memeler Hochflieger. Ebenso erwähnte der bekannte holländische Taubenzüchter und Richter Spruijt aus Gouda in seinem Taubenwerk den Memeler Hochflieger.

### Flucht mit Memeler Hochfliegern

Durch den Zweiten Weltkrieg und den Verlust der Heimat schien das Schicksal dieser so wertvollen Taubenrasse besiegelt; und fast alle Tiere sind dort auch umgekommen. Ich hätte es nie gedacht, daß es ausgerechnet mir vorbehalten bleiben würde, den Memeler Hochflieger vor dem Aussterben zu bewahren. Mein Vater war näm-

## Der Memeler Hochflieger Von Richard Krosien

Wer vor dem Kriege im Memelland gelebt hat, der weiß, wie intensiv dort die Tierzucht betrieben wurde. Besuchte man die großen Güter, so stellte man mit Erstaunen fest, daß auf diesen fast ausschließlich Rassegeflügelzucht betrieben wurde, und man staunte noch mehr, wenn man erfuhr, daß für die Geflügelzucht allein die Gutsherrin zuständig war. Die Männer widmeten sich dafür der Pferde- und Rinderzucht.

Es war das Verdienst des dortigen Landesverbandsvorsitzenden Preuß, daß diese Geflügelzüchterinnen Mitglieder der Vereine waren und in jedem Jahr ihre Puten, Hühner und Wassergeflügel auf der Landesverbandsschau ausstellten. Dabei konnte festgestellt werden, daß ein Gut niemals mehrere Rassen von Hühnern hielt, sondern Hunderte Tiere nur einer Rasse. Aus dieser Vielzahl kamen die besten Tiere dann zur Ausstellung; jedes Tier aber mit dem Nachweis der Anzahl gelegter Eier. Der Besucher solcher Ausstellungen war stets vom hohen qualitativen Stand der Tiere beeindruckt.

In der Stadt Memel – See- und Handelsstadt am Kurischen Haff und an der Ostsee – aber dominierten die Tauben, deren Züchter in drei großen Vereinen zusammengeschlossen waren: 1. Memeler Taubenverein von 1896, 2. Taubenzuchtverein „Eintracht“, 3. Klub der Züchter des Memeler Hochfliegers geger. 1. 1. 1921.

Wenn auch in den beiden erstgenannten Vereinen mit Mehrheit der Memeler Hochflieger gezüchtet wurde, so wurden ebenfalls, um das Bild auf Ausstellungen zu verschönern, von einer Reihe von Mitgliedern auch Rassen wie Mävchen, Königsberger Farbenköpfe, Deutsche Schautauben, Berliner Blaubunte, Danziger Hochflieger, Hannoverische und Bremer Tümmeler und andere mehr gezüchtet.

### Die Blütezeit vor dem Krieg

Dagegen züchteten die etwa 400 Mitglieder des Sondervereins „Klub der Züchter

des Memeler Hochfliegers“ ausschließlich den Memeler Hochflieger, und zwar sowohl auf Schönheit als auch auf Leistung. Da das Körnerfutter damals sehr billig war, wurden von jedem Mitglied sehr viele Tiere gehalten. Goldene Zeiten damals auch deshalb, weil es keinen Hauseigentümer in der Stadt gab, der seinem Mieter das Halten von Tauben untersagt hätte. Die Tauben gehörten einfach zur Familie. So kam es, daß man ganze Straßenfronten entlang fast auf jedem Hof einen oder mehrere Taubenschläge stehen sah. So etwas wäre heute einfach undenkbar.

Dem Spaziergänger, der an schönen Sommersonntagen frühmorgens zum Frühkonzert oder in Richtung Strand wanderte, bot sich gar oft ein einzigartiges Bild, wenn er zufällig einmal seinen Blick aufwärts richtete: Zu vielen Hunderten tummelten sich am blauen Himmel in verschiedenen Höhen Memeler Hochflieger in den verschiedensten Farben. Und auf den Höfen standen die Züchter, unterhielten sich bei einem Frühschoppen oder beobachteten ihre Tiere viele Stunden, wie diese in der Luft fast schwerelos dahinschwebten. Und mancher Spaziergänger wurde dann in Anbetracht solcher Erlebnisse selbst ein begeisterter Taubenliebhaber.

### Flüge bis 18 Stunden

Vereinsseitig wurden in jedem Jahr unter Aufsicht von Unparteiischen an vorher festgesetzten Tagen Wettflüge veranstaltet. Flugzeiten von 12 bis 18 Stunden waren keine Seltenheit. Verluste traten relativ wenig ein, da diese Taubenrasse über einen ausgezeichneten Orientierungssinn verfügt.

Aus diesem Grunde wurden auch oft Orientierungsflüge bis zu etwa 50 km mit diesen Tieren durchgeführt. Für diesen Zweck wurden die von allen Vereinen gemeldeten Memeler Hochflieger im Vereinslokal angeliefert, listenmäßig erfaßt und mit Lastwagen zum Bestimmungsort geschafft und aufgegeben. Zu Hause wartete man auf die



1,0 Memeler Hochflieger, weiß, Schau des Nordens Hamburg 1968 v. Hummelband (Züchter: R. Krosien, Bremervörde).

### Reikischke, Naußeden

Das Dorf Naußeden liegt in der Memelniederung, 7 km von Tilsit entfernt. Die Höfe lagen unmittelbar hinter einem Damm, der sie vor den Frühjahrsüberschwemmungen schützte. Es handelte sich um Grünlandbetriebe im Überschwemmungsgebiet. Kunstdünger wurde wenig angewendet, da die Überschwemmungen Schlamm ablagerten, der eine ausreichende Düngung lieferte. Während der Überschwemmung war der Kahn das einzige Verkehrsmittel zum Marktort.

Unser Betrieb war nur 26,3 ha groß: 4 ha Ackerland, 21,5 ha Wiesen und Weiden, der Rest Garten und Teich. Im Zeitpunkt der Vertreibung hatten wir 13 Milchkühe, 16 Stück Jungvieh (Herdbuchtiere), 4 Stutbuchstuten Trakehner Abstammung. Ein Teil der Nachzucht wurde nicht verkauft und blieb im eigenen Stall. Die Schweinehaltung konnte infolge der Grünlandwirtschaft nicht intensiv betrieben werden.

Die Gebäude unseres Hofes fielen im Kriege den Flammen zum Opfer, wie ich von Bekannten erfuhr, die nach 1945 in der Heimat zurückbleiben mußten.

**Elly Reikische**

### Swars, Pellehnen

Pellehnen im Kreise Pogegen liegt 9 km von Tilsit entfernt, das – außer in der Abtrennungszeit – immer Kreisstadt war. Der Betrieb war 30 ha groß und liegt dicht am Jägefluß, wie es die Aufnahme zeigt. Es handelt sich um Überschwemmungsgebiet, weswegen es wenig Ackerland gab. Wiesen und Weiden herrschten vor, und die Landwirtschaft war auf Milcherzeugung und Viehzucht eingestellt. Zur Zeit der Vertreibung waren auf dem Hof 13 Herdbuchmilchkühe, 1 Zuchtbulle und 19 Stück Jungvieh. Jedes Jahr wurden einige hochtragende Stiere nach Insterburg zur Auktion geschickt und brachten gute Preise. Der Zuchtbulle wurde von der Auktion gekauft. Die Milchkühe gaben im Jahresdurchschnitt 3500 kg Milch mit 3,5 % Fettgehalt.

Vier Arbeitspferde, darunter zwei Zuchtstuten, und einige junge Pferde gehörten zum lebenden Inventar.

Ich übernahm das Wiesengrundstück 1921 von meinen Eltern und heiratete den Bauernsohn Fritz Swars. 1922 wurden von uns bereits Stall und Scheune neu gebaut, 1923 ein weiterer Stall und Speicher und Wagenremise, dazu noch ein Arbeiterwohnhaus mit eigenem Stall. Mein Mann starb 1939, als sich das neue Wohnhaus im Bau befand. Als alles musterhaft fertig war, mußte ich am 4. Oktober 1944 meinen Hof verlassen. Für meine zwei Arbeiterfamilien stellte ich zwei Wagen zur Verfügung. In einem dritten Wagen fuhr ich selbst. In Domnau, Kr. Bartenstein, wurden die Arbeiterfamilien auf die Bahn verladen. Die vier Pferde übergab ich der Wehrmacht. Mit meinem Fuhrwerk kam ich bis Landsberg, wo ich von der Front überrollt wurde. Ich mußte mein Fuhrwerk stehen lassen und mit Handgepäck weiterflüchten.

Von den Russen wurde ich gezwungen, in die Heimat zurückzukehren. Dort hatten sich inzwischen zwei litauische Familien auf meinem Hof einquartiert. Ich wurde nicht einmal in meinem Eigentum geduldet, sondern mußte mir meinen Lebensunterhalt auf einer Sowchose (Staatsgut) verdienen. Nach vieler Mühe gelang mir im Oktober 1959 die Ausreise in die Bundesrepublik.

**Meta Swars**

### Papendick, Schäferlei Naußeden

Der Betrieb wurde von meinem verstorbenen Mann Fritz Papendick 1929 gekauft. Zu diesem Gut gehörten ehemals 300 ha, die der damalige Eigentümer auf 125 ha verkleinert hatte. Aus Erzählungen des Vorarbeiters Krüger, der auf dem Betrieb 40 Jahre gearbeitet hatte und auch zu unserer Zeit noch tätig war, erfuhr ich, daß ein großer Teil des sandigen und moorigen Ackers an die Staatsforst verkauft worden war. Diese dann angeforsteten Ländereien hießen die „Kreidische Fläche“. Zur Zeit unserer Vorbesitzer und derer Vorfahren waren auf dem Gut viele Schafe gezüchtet worden, woher der Name des Gutes rührte. Mein Mann, als tüchtiger Landwirt bekannt, hatte sich Verdienste bei der Zucht von Saat und Kartoffeln erworben. Er legte großen Wert auf eine gute Herdbuchherde und war Mitglied des Herdbuchvereins.

Der Bestand betrug durchschnittlich: 1 Zuchtbulle, 25 Milchkühe, 45 Stück Jungvieh. Von der weiblichen Nachzucht wurden die besten Färsen eingestellt, die anderen auf den Auktionen in Insterburg verkauft. Tiere mit guter Abstammung und Leistungsnachweis brachten einen guten Geldbetrag.

Die Schweinemast vergrößerten wir von Jahr zu Jahr. 80 – 100 Stück waren es im Durchschnitt. Um bessere Erfolge zu erzielen, hatte mein Mann eine Kartoffelwasch- und -dämpfanlage geschaffen. Landwirtschaftsvereine besuchten uns, um diese und die Kartoffelsilos anzusehen. Für das Milchvieh wurde ein Silo gebaut, der mit Süßlupinen gefüllt wurde und im Winter ein gutes Milchfutter ergab.

An Pferden hatten wir 12 Arbeitspferde, 2 Kutschpferde und in den letzten Jahren 1 Hengst. Meine persönliche Liebhaberei war die Geflügelzucht mit ca. 500 Stück Feder- und Gemüsegärten sowie eine kleine Bienenzucht versorgten uns mit ihren Erzeugnissen.

Sämtliche Gebäude befanden sich in einem guten Zustand. Zum Hof gehörte eine Schmiede. Eine Molkerei mit Käsekeller wurde im Speichergebäude eingerichtet; dort wurde der gute Tilsiter Käse hergestellt. Von zwei bis drei Höfen wurde die Milch mitverarbeitet.

Außer den 10 ha Memelwiesen umgaben Ackerland und Weiden zusammenhängend den Hof. Das Ackerland hat guten, gesunden Boden und war in drei Plänen mit Fruchtfolge aufgeteilt. Durch Drainage hatte mein Mann die Erträge sehr gesteigert. 10 ha Mischwald und eigene Jagd gehörten zum Hof. Der Betrieb befand sich zur Zeit der Vertreibung in einem sehr guten Zustand.

Nach allem Schaffen und Streben in schönen und auch schweren Jahren unter der Litauerherrschaft kam 1944 die Vertreibung aus der Heimat. Mein Mann starb 1947 an den Folgen sowjetischer Mißhandlungen in der Gefangenschaft, nachdem wir von Danzig zur Heimat zurückgepilgert waren. Sein letzter Wunsch war: Laß die Kinder nicht landfremd werden.

**Gertrud Papendick, geb. Schimkat**

### Swars, Pellehnen

Pellehnen im Kreise Pogegen liegt 9 km von Tilsit entfernt, das — außer in der Abtrennungszeit — immer Kreisstadt war. Der Betrieb war 30 ha groß und liegt dicht am Jägefluß, wie es die Aufnahme zeigt. Es handelt sich um Überschwemmungsgebiet, weswegen es wenig Ackerland gab. Wiesen und Weiden herrschten vor, und die Landwirtschaft war auf Milcherzeugung und Viehzucht eingestellt. Zur Zeit der Vertreibung waren auf dem Hof 13 Herdbuchmilchkühe, 1 Zuchtbulle und 19 Stück Jungvieh. Jedes Jahr wurden einige hochtragende Sterken nach Insterburg zur Auktion geschickt und brachten gute Preise. Der Zuchtbulle wurde von der Auktion gekauft. Die Milchkühe gaben im Jahresdurchschnitt 3500 kg Milch mit 3,5% Fettgehalt.

Vier Arbeitspferde, darunter zwei Zuchtstuten, und einige junge Pferde gehörten zum lebenden Inventar.

Ich übernahm das Wiesengrundstück 1921 von meinen Eltern und heiratete den Bauernsohn Fritz Swars. 1922 wurden von



*Bauernhof Swars, Pellehnen*

uns bereits Stall und Scheune neu gebaut, 1923 ein weiterer Stall und Speicher und Wagenremise, dazu noch ein Arbeiterwohnhaus mit eigenem Stall. Mein Mann starb 1939, als sich das neue Wohnhaus im Bau befand. Als alles musterhaft fertig war, mußte ich am 4. Oktober 1944 meinen Hof verlassen. Für meine zwei Arbeiterfamilien stellte ich zwei Wagen zur Verfügung. In einem dritten Wagen fuhr ich selbst. In Domnau, Kr. Bartenstein, wurden die Arbeiterfamilien auf die Bahn verladen. Die vier Pferde übergab ich der Wehrmacht. Mit meinem Fuhrwerk kam ich bis

Landsberg, wo ich von der Front überrollt wurde. Ich mußte mein Fuhrwerk stehen lassen und mit Handgepäck weiterflüchten. Von den Russen wurde ich gezwungen, in die Heimat zurückzukehren. Dort hatten sich inzwischen zwei litauische Familien auf meinem Hof einquartiert. Ich wurde nicht einmal in meinem Eigentum geduldet, sondern mußte mir meinen Lebensunterhalt auf einer Sowchose (Staatsgut) verdienen. Nach vieler Mühe gelang mir im Oktober 1959 die Ausreise in die Bundesrepublik.

**Meta Swars**

89  
Pelleiken-Claus  
Dorf in der Gemeinde  
Szimken



*Frühling in Pelleiken-Claus*

93. Perwalkischken, Kreis Tilsit.

1781 besitzt der Deichmeister Braun ein Gütlein von 3 Hufen und 7 Morgen, genannt Perwalkischken, das er von einem Greger oder Gregor erkaufte hatte; der älteste Plan von diesem Areal ist im Jahre 1784 vom Oberbauinspektor Dittrich gefertigt und zeigt deutlich, wie der Rußstrom die kleine Insel, worauf Perwalkischken liegt, einschließt und ist auch der Überfall im linken Rußarm, durch den das Wasser zum Umlauf in den rechten schiffbaren Arm und zum Abfluß in den Gilgestrom aufgestaut wird, noch deutlich angegeben. Die Erdspeise bei Perwalkischken, die aus Lehm und Latten bestand, ward 1774 durchstoßen. Dazu bedurfte es eines Kostenaufwandes von 27 888 Taler. (1656 Schock Faschinen.) Die Kosten zum Zuschlagen der alten Gilge betragen 2609 Taler. Der ganze Kanal ist im September 1779 vollendet, wobei 300 Leichgräber beschäftigt wurden. Im Garten des Gutes war Jahrhunderte lang ein Fortifikationswerk angelegt, um von da aus die Schifffahrt beherrschen zu können; es führte den Namen Loyjenschanze und ist im Kriege mit den Schweden vom General Horn zerstört. Nach einem im geheimen Archiv befindlichen Plan de dato 27. Mai 1647 ist Dorf Perwalkischken auf einer vom Rußstrom umgebenen Halbinsel gelegen und 1686 jagt der Oberdeichhauptmann Steutner, hier läge Gefahr vor, daß sich die Gilge an der Loyjenschanze durchbrechen und mit dem Rußstrom vereinen könne. Am 3. September 1809 erwarb der Schwiegerjohn des Oberdeichinspektors Braun, Namens Weiß, das Gut Perwalkischken und vererbte es nach seinem am 4. April 1831 erfolgten Tode seinem Sohn Albert Weiß; 1864 ging es auf dessen Sohn über und befindet sich noch jetzt im Besitze dieser Familie.

90  
Perwalkischken - Gut  
in der Gemeinde  
Lasdehnen

Petraschen  
Dorf in der

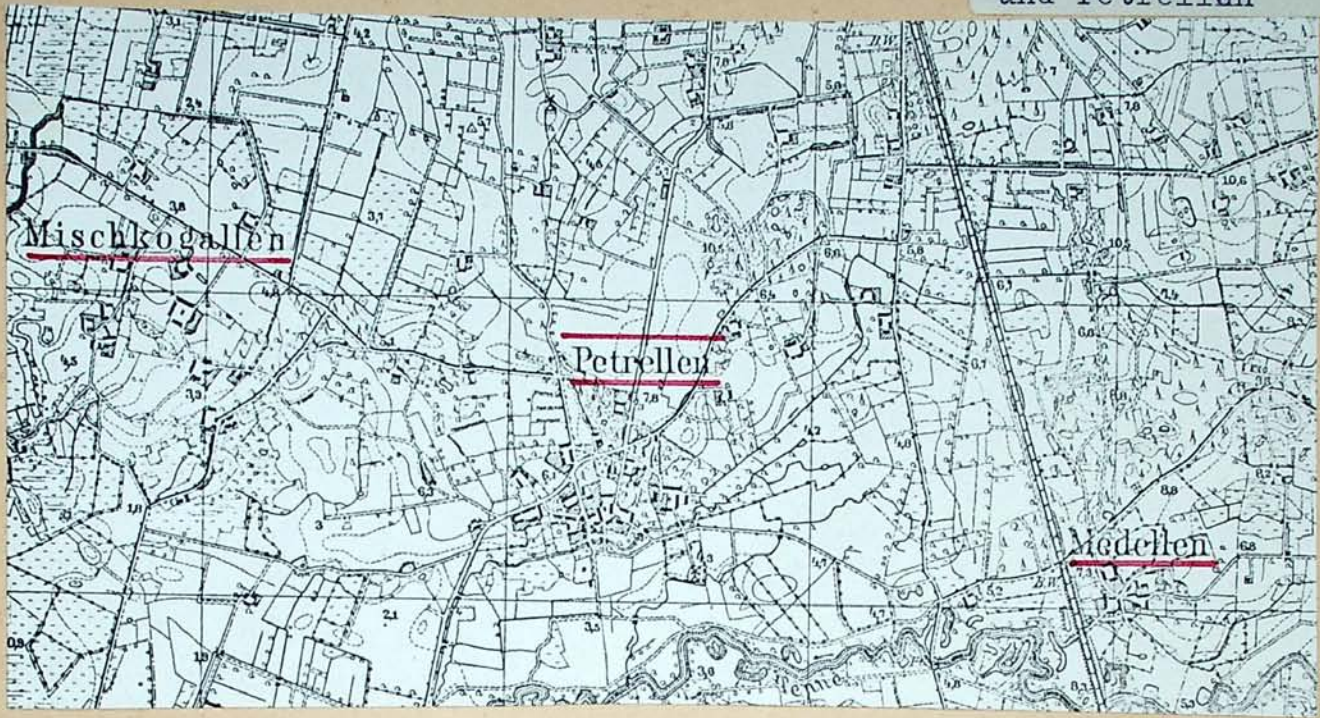
Gemeinde  
Truschellen



**Dem Verfall preisgegeben . . .**

Ein Beispiel für viele ist dieses kleine Wohnhaus von Johann Stumbra in Petraschen. Die jetzigen Herren unserer Heimat wohnen noch in einer Hälfte des Hauses — die andere (rechte) Hälfte wird nach und nach verfeuert.

Petrellen - Gemeinde  
mi den Dörfern  
Medellen, Mischkogallen  
und Petrellen





**Na wie is? Kommt ihr mit uns Kreis-che spielen**

Ein paar Marjellen aus Piktaten warten darauf, daß ihr mit ihnen „Hier ist grün . . .“ spielt.

Aufn.: M. Boysen-Regehr



Petrollen II.

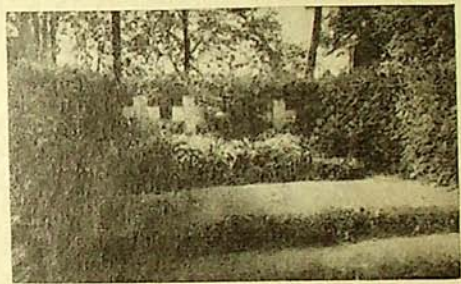
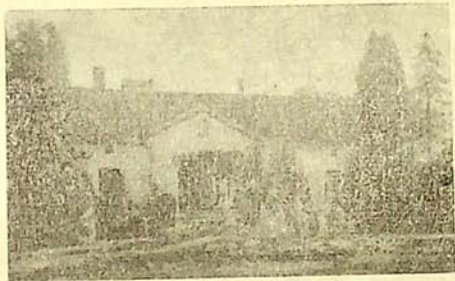
1.	Baldshus, August	100.00	48.900	8/5	28/9	13/16	7/4
2.	Bassus, Christoph	13.02	6.100	2/1	3/3	3/4	1/5
3.	Bertulies, Marie	27.95	14.400	3/2	8/5	4/4	3/2
4.	Gelszus, Johann	25.96	13.700	4/2	6/4	3/4	4/2
5.	Gröbert, Michel	10.00	4.610	3/1	8/2	3/8	4/2
6.	Herrmann, David	41.49	16.100	3/-	10/3	6/6	4/2
7.	Kalley, Marta	9.00	4.500	1/-	2/-	1/2	* 7/4
8.	Kiebraun, Johann	55.50	27.200	4/-	11/6	3/2	3/3
9.	Klinkert, Christoph	18.25	9.300	2/1	6/3	3/6	2/3
10.	Klinkert, Georg	25.04	13.300	3/-	5/2	3/4	1/3
11.	Krenson, Lina	26.76	+ 462 Pacht. 11.300	3/-	5/2	3/3	4/3
12.	Krieps, Georg	36.35	21.500	4/2	10/4	3/2	4/2
13.	Kilischkies David (Pächter von Grundstück 25.1)	14.10	8.500	3/1	8/2	3/6	(1)
14.	Matzpreich, Christoph	20.67	+ 100 Pacht. 10.300	3/2	5/2	5/5	2/4
15.	Naufjohs, Wilhelm	11.35	5.400	2/-	3/1	2/3	1/3
16.	Ney, Adolf	6.23	4.350	1/-	2/-	2/2	2/3
17.	Pogge, Johann	38.32	18.300	2/1	10/3	4/5	2/2
18.	Preiksches, Johann	9.32	5.100	1/2	1/-	1/1	1/1

1 Frosch: 20 P  
 1 Kestrel: 14 P  
 2 gummiergen  
 Drecks of

1 Motor: 8-10 P

Radstätt, Lessing Str. 6, Baden-Niedlitz

Nr.	Name u. Wohnort	Beruf	Größe u. Besch.	Land: Mittelfeld	Hilfs- Land	Einheit Pacht?	Pferde vollg./fing.	Rindvieh Mittelg./jung.	Schweine altersreif	Kühe in/zu	Bes. Wirtschaft- geräte/Bev.	gegenwärtige Anschaff.
18.	Rademacher, Martin		6.18	+	1.50 Pacht.	3.130	2/-	2/-	2/3	1/2		
19.	Rosas, Jakob		8.37			4.730	1/-	1/-	1/1	1/1	Brang. vort?	
20.	Saknis, Georg		10.02	+	2.25 <sup>juge</sup> Karte	5.200	2/-	4/1	3/3	2/1		
21.	Schillakis, Georg		57.42			28.500	5/3	15/4	4/9	2/4		
22.	Schirakis, Gustav		26.48			12.400	2/1	8/3	3/4	2/2		
23.	Hellmeit, Johann (Hilfskollekt.)		25.89			8.800	2/-	7/5	2/3	2/2		verloren 13.7.60 in Mainz (Stauden mit Regierung/EK 1892/4 Fein vor der verstorben in 1895
24.	Washkis, Wilhelm		7.50			3.680	2/-	3/2	1/2	1/2		
25.	Jenkis, Martin		5.88	+	1.00 Pacht.		1/-	2/-	2/2	1/2		
26.	Kaulitzky, Marie (Johann)		3.50	+	1.50 Pacht.		1/-	2/-	1/2	1/2		
27.	Spillis, Johann (Pächter von Rosa)	Pächter			8.75 Pacht.		1/-	2/1	1/2	2/1		
28.	Klinkkeit, Anna		3.25			2.550	1/-	1/-				
29.	Kimast, Martin		4.15			2.140	1/-	1/1				
30.	Preischat, David		3.82			1.650	1/-	1/-			verloren nach Krieg, bei Mainz.	
31.	Reimeik, Martin		4.00			2.440	1/-	1/-				
32.	Schmitt, Michel		4.50			2.310	1/-	2/-				



### **In Piktupönen übernachtete die Königin Luise**

*In dem schönen Kirhdorfe des Kreises Pogegen übernachtete einst Königin Luise auf ihrem Wege nach Tilsit, wo sie Napoleon zum Maßhalten in seinem Siegesrausch bewegen wollte. Zwei mächtige Eichen im Garten des Schulhauses erinnerten an diesen denkwürdigen Besuch. Unsere Leser finden auf dem kleinen Piktupönen-Bildstreifen die evangelische Kirche, das Krieger-Ehrenmal, das Pfarrhaus und Heldengräber auf dem Friedhof. Heute gibt es in Piktupönen kaum noch Deutsche.*

In Piktupönen ist die scharfe Kurve im Bereich der Piktupe-Brücke begründet und die abknickende Fahrtrichtung vor den Ort gelegt worden. Zur Ortsbesichtigung reichte es nicht, da es schon 14 Uhr war und ich den Rückmarsch antreten mußte.

Vor Miekiten erkundigte ich mich nach einer Abkürzung durch den Baubeler Wald. Dabei wurde ich an der Aussprache des Litauischen als Deutscher erkannt und in das nahe gelegene Haus zum Kaffeetrinken eingeladen. Es war eine deutschstämmige Frau zu der bald noch eine hinzukam. Beide erzählten mir ihren an Enttäuschungen reichen Lebenslauf. Über das Schicksal der dort angetroffenen Deutschen wird in einem späteren Beitrag berichtet.



*Straßenverlegung vor Piktupönen: geradeaus die alte Chaussee, nach rechts abbiegend die neue Straße.*



*Die Birkenchaussee nach Nattkischken mit dem Vorwerk Heinrichsthal.*

Im Tal zwischen Sterpeiken und Wittgirren liegt rechts der Straße ein Restaurant und Café. Hier fand ich für 3 Nächte eine Schlafstelle. Nachdem ich mein schweres Gepäck abgestellt hatte, wanderte ich weiter in Richtung Piktupönen. Die Wittgirrer Mühle ist noch in Betrieb, doch das Dorf wurde abgerissen. Kurz danach stoppte neben mir ein PKW, und in einwandfreiem Deutsch wurde ich zur Mitfahrt eingeladen. Es waren Gerda und Heinz G. aus Piktupönen, die in mir einen Deutschen vermutet hatten, weil ich ihnen beim Heuwenden zugewinkt hatte. Angeblich tun Litauer so etwas nicht. Aus der Mitfahrt wurde nichts, weil ich an dem, was ich suchte, bereits vorbeigegangen war. Beide luden mich beim Abschied zu einem Besuch ein.



Poultien



**PIKTUPÖNEN:** (KK.Tilsit) Befehl zum Bau der Kirche wurde 1562 gegeben. Hatte bis 1775 mit Tilsit eine gemeinsame Kasse. 1701-1766 versahen die Pf. Tauroggen mit. Gehörte 1919-1939 zum Memelgebiet.

**Pfarrer:**

HEYDEMANN, Valentin	
PASKEITIS, Andreas	1590-1602
NN.	
BLOTHNO, Zacharias, d.J.	1602-1608
WALTHER, Andreas	1608-1649
CÄSAR, Ludwig	1649-1656
ENGEL, Michael	1656-1666
GLENN, Jacob	1667-1705
SCHIMMELPFENNIG, Martin	1693-1705A
	1705-1735
SAFT, Johann Jacob	1735-1743
PREÜß, Johann Friedrich	1743-1771
THORUN, Friedrich	1759-1771A
	1771-1791
HASSENSTEIN, Christ. Dan.	1792-1821
RAPPOLT, Georg Heinrich	1822-1823
KEMPFER, Ernst	1823-1850
MUELLNER, Friedr. Ludw. Ferd.	1851-1880
HOFFHEINZ, Alb. Fr. Theod.	1881-1895
ROHRMOSER, Johannes Ferd.	1896-1914
KALANKE, Johannes Kurt	1915-1924
POSZUS, Georg	1925-
DAUSKARDT, Heinrich	1937-1945

**Hilfsprediger:**

GRONERT, Arno	1924
KALANKE, Johannes Kurt	1895-1896



473. Piktupönen

**Piktupönen**

Abb. 473

Die Gründung der Kirche erfolgte schon 1574. Einfacher Saalbau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Verwendung von Teilen einer Fachwerkkirche des 17. Jahrhunderts errichtet; der weit sichtbare Turm mit Helm in Barockform wurde im 20. Jahrhundert erbaut (Wetterfahne: 1907). Im Innenraum mit gewölbter Decke ziehen sich an beiden Längsseiten Emporen entlang. Kanzel (um 1650) und Altar (um 1620) wurden bei den Umbauten zum Kanzelaltar vereinigt. Die Orgel wurde 1820 erbaut und am 12. August 1855 anlässlich der Erweiterungs- und Renovierungsarbeiten neu geweiht. Die Kirche hat zwei Glocken.

Dehio-Gall, Harnoch, Boetticher, Ulbrich, Mskr. Doskocil

**TAUROGGEN:** (Tilsitsche Inspektion)

Das Haus Brandenburg erwarb 1691 die Herrschaft Tauroggen, die politisch bei Polen verblieb und 1795 an Rußland fiel. Vor 1701 gehörte Tauroggen zu Willkischken, dann zu Piktupönen.

**Pfarrer:**

RYDONSKI, Thomas	vor 1575
PANDELIUS, David	?1640-1644

**Pfarrer in Tauroggen ab 1766:**

SACKERSDORF, Theodor	1766-1791
LINDE, Johann	1791-1802
KRUSE, Joh. Carl Christoph	1802-1804
SZCZESNY, Johann Gottfried	1805-1831

Das Piktupöner Pfarrhaus ist bekannt geworden, weil Königin Luise von Preußen 1807 dort wohnte, als sie Napoleon in Tilsit treffen sollte. Damals hat die 13jährige Pfarrerstochter Justine Hassenstein die Königin weinen sehen, und es bis ins hohe Alter nicht vergessen. Vielen wird der Sommer 1807 unvergeßlich gewesen sein.

Aber die Zeit ging weiter; Napoleon zog nach Rußland, Napoleon wurde besiegt, in Wien tagte der Kongreß — wieviel man davon im Pfarrhaus spürte, weiß ich nicht. Wir kennen nur einzelne Daten, wen die Pfarrkinder später heirateten und wann der Pfarrer Hassenstein gestorben ist. Auch daß Justine einen Herrn Kempfer heiratete, der später Pfarrer in Piktupönen wurde —, so daß sie als junge Frau wieder in das gleiche Haus, in dem sie aufgewachsen war, zurückzog. Nach Kriegs- und Notjahren kam nun eine Friedenszeit, die für uns heute den lichten Schimmer der Gemütlichkeit trägt und Biedermeier genannt wird. Und man liest, wie 1838 in Piktupönen Weihnachten gefeiert wurde, dann glaubt man schon, daß manches schön gewesen sein mag in jener freundlichen, ruhevollen Biedermeierzeit. Pfarrer Kempfer hat es in einem langen Gedicht in Hexametern liebevoll mit vielen Einzelheiten beschrieben.

„Zu verschnörkelt“ sagen meine jungen Verwandten, „zu schwer verständlich!“ Darum erzähle ich ganz einfach, wie es war.

1838 ist die Pfarrfamilie in Piktupönen recht groß. Die beiden ältesten Töchter sind zwar schon verheiratet, aber sieben Kinder sind noch im Hause, das Jüngste zwei Jahre alt. Auch eine Tante Lottchen lebt dort, die das Reißen hat und gern am Ofen sitzt. Und eine junge, elternlose Verwandte ist über die Feiertage zu Besuch gekommen. Mutter Justine ist kränklich diesen Winter; darum haben die ältesten Töchter im Hause alle Weihnachtsvorbereitungen übernommen. Sie haben Kuchen aus Kartoffelmehl gebacken und gebräunte Fladen. Das Feinbrot ist in der Speisekammer aufgeschichtet, so viel, daß es für alle Leute reicht. Der Braten ist vorbereitet, daß er tags darauf nur noch in den Ofen geschoben zu werden braucht. Feiertagsruhe legt sich übers Haus; der Pfarrer hat in der Studierstube zu tun. Mutter Justine bleibt mit der Jüngsten zu Hause, während alle Kinder — groß und klein — in das nahegelegene Schulhaus gehen.

Dieser Besuch am Heiligen Abend ist schon seit mehreren Jahren Sitte geworden, seit die älteste Tochter Therese den Präceptor Koehler geheiratet hat und ins Schul-

## Apfel mit Goldschaum verziert

haus in Piktupönen gezogen ist. Bei Therese gibt es noch allerlei zu tun, sie hat kleine Kinder, und es geht lebhaft zu. Zuerst hilft man ihr, frische weiße Gardinen an den Fenstern anzubringen. Während es draußen nun schon fast dunkel wird, trägt der Knecht Jurgies den Christbaum in die Stube. Äpfel werden mit Goldschaum geschmückt und an die Zweige gehängt, Kerzen zugeschnitten und auf die Zweige gesetzt.

Gerade ist der Baum fertig, da fährt draußen ein Wagen vor, Präceptor Koehler kommt aus Tilsit heim, wo er gepredigt hatte. Im nächsten Jahr wird er mit den Seinen ganz dorthin ziehen. Nun werden Geschenke und Naschwerk unter den Weihnachtsbaum gelegt, die Lichter angezündet, und die Tür des Weihnachtszimmers ganz weit aufgemacht. Er ist schön anzusehen, dieser prächtige Weihnachtsbaum. Zuerst stehen alle ganz stumm — dann jubeln die Kleinen, und auch die Größeren finden wieder Worte.

Für jeden gibt es ein Geschenk, für die Kinder, den Knecht Jurgies und die Mädchen; alle im Hause haben sich um den Baum gesammelt. Dann plaudert man und sieht in den Lichterglanz, mit Freude, und die Erwachsenen vielleicht auch mit ein ganz klein wenig Wehmut. — Der Präceptor geht ans Klavier und schlägt vor: „Jetzt



## Wie man 1838 in Piktupönen Weihnachten feierte

VON GISELA PETERSSON



Die Kirche von Piktupönen

Fotos Archiv

wollen wir singen! Wir müssen üben, damit unser Chor morgen in der Kirche wirklich gut klingt.“ Die Größeren sammeln sich um ihn, er greift volle Akkorde und gibt der ersten und zweiten Stimme das Zeichen zum Einsatz. Sein Freund, über Weihnachten zu Besuch im Schulhaus, ist auch dabei und singt die Baßstimme.

Nach einer Weile klopft es an der Tür, nun endlich kommt auch Pfarrer Kempfer zu seinen Kindern und Enkeln herüber. Er bringt einen Bekannten mit, Roschitzky. Man sammelt sich um den Sofatisch, Therese bietet Tee und Gebäck an und es wird erzählt, meist von vergangenen Zeiten. Da ist die Rede vom Schnurboot, und was es auf seinen gefährlichen Fahrten erlebt hat. Auch manche lustige Erinnerung wird hervorgeholt, der Abend vergeht, man weiß nicht wie. Schließlich mahnt der Vater Kempfer: „Kinder, jetzt ist es Zeit, nach Hause zu gehen!“

Am Weihnachtstage ist es besonders kalt. Im Pfarrhaus finden sich alle morgens zusammen, um einander „Frohe Weihnachten!“ zu wünschen, und dann gemeinsam zur Kirche zu gehen. Mutter Justine bleibt auch heute zu Hause, sie ist noch nicht richtig gesund und die Kälte draußen recht fühlbar; sie ermahnt alle, sich gut warm anzuziehen.

Der Pfarrer Kempfer steht am warmen Ofen, holt sich seine Tasse aus der Röhre und trinkt den Rest seines Kaffees; nimmt dann Talar und Krage, und da kommt auch schon der Glöckner Podzun und sagt: „Guten Morgen, Herr Pfarrer! Ich denke, wir lassen nun angehn. Es sind sehr viele Leute heute, obwohl es doch so kalt ist!“

Dann läuten die Glocken, alle gehen zur Kirche. Der Gottesdienst beginnt mit dem festlichen Lied: „Herr Gott wir loben dich...“ und die Gemeinde feiert den Weihnachtstag mit Beten, Singen und Danken.

Nach der Kirche bereiten die Kinder — Jugend muß man vielleicht besser sagen — den Weihnachtsbaum im Pfarrhaus. Das ist auch schon Sitte geworden seit mehreren Jahren. Sie stellen den Baum in der vorderen Stube gerade dem Spiegel gegenüber auf und schmücken ihn mit vielen Lichtern.

Am Abend findet sich der große Familienkreis im Pfarrhaus zusammen, die Kerzen werden angezündet, deren schimmernde Pracht durch den Widerschein im Spiegel noch verdoppelt wird.

Überraschend kommt Besuch.

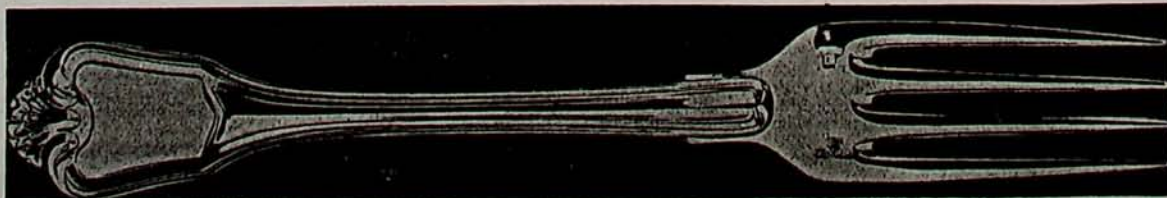
## Ein Gruß aus dem Elternhaus

Auch am nächsten Tage kommen Gäste. Und am Abend des zweiten Feiertages findet sich allerlei Jugend im Pfarrhaus zusammen. „Die Bork“ spielt Tänze, und getanzt wird — Walzer, Galopp, Ecosaisse, Française, Kosack und Quadrille. Alle sind dabei, auch der Präceptor und Roschitzky und Tante Lottchen, die sich am Ofen wärmt. Später führt man auch Scharaden auf in lustiger Verkleidung und stellt dabei Sprichwörter dar, bis Lehrer Koehler spät um Mitternacht zum Aufbruch mahnt. So geht dieses Weihnachtsfest froh zu Ende.

Mehrfach wird in den Versen an die andere verheiratete Tochter der Kempfers gedacht, die jetzt weit entfernt in Görnitz lebt und nun zum zweiten Male nicht im weihnachtlichen Familienkreise dabei ist. Man sehnt sich nach ihr und will ihr ausführlich schreiben. Fast kann ich mir vorstellen, daß dieses Gedicht für sie geschrieben wurde, als Gruß aus dem Elternhaus.

Sie ist im Jahr darauf gestorben, und ihr kleiner Sohn auch.

Noch einmal lese ich das lange Gedicht und lege nur ungern die Blätter zurück in die Schublade. Es war alles so lebendig, so greifbar nahe; mir ist, als sei ich gerade eben mit dabei gewesen — damals 1838 in Piktupönen.



Aufgespließtes zum Thema Essen: Zur Zeit des Ritterordens spielte man (auch zu Weihnachten) noch ohne Gabel, desgleichen auch am preußischen Herzogshof. Allmählich und auf dem Wege über Kö-

nigs- und Fürstenhäuser verdrängte die Gabel die Finger. Etwa vom 18. Jahrhundert an hat sich dieses EBwerkzeug dann nach und nach beim Bürgertum eingebürgert!



dazu nur drei Tänze gespielt, die dauerten aber jeder gut 20 Minuten. Die Aller kleinsten blieben natürlich dazu zu Hause, aber er erschien immer noch eine stattliche Anzahl von Kindern, die ihre Tanzkünste erproben wollten.

Sobald die Musik begann, traten alle Kinder gleichzeitig zum Tanz an. Bald herrschte solch ein Gewühl und Geschubse, daß niemand mehr imstande gewesen wäre, in dieses Chaos so etwas wie Ordnung hineinzubringen. Alles tanzte durcheinander, gegeneinander, ja manchmal kam auch ein zu eifriges Paar mit hörbarem Bums zu Fall. Aber das machte nichts, man stand wieder auf und vergnügte sich weiter an dem, was man unter Tanzen verstand.

Ich war ja auch noch eine Novize auf dem Tanzparkett und wußte nicht, daß man mit demselben „Herrn“ höchstens dreimal herumtanzt und dann abdankt. So verlangte es jedenfalls damals der gute Ton im Ballsaal. Wir aber hatten schon mindestens zehn Runden absolviert. Nicht, daß mir der

Atem ausging, aber ich hätte doch schon gern aufgehört. Der Griff meines Partners war krampfhafter geworden, sein Blick starrer und seine Hände feuchter. Aber meine Lippen waren wie versiegelt; das Wort „Ich möchte aufhören“ brachte ich nicht hervor. So steuerten wir weiter, wie ein Schiff ohne Hafen, durch das wogende Kindermeer. Es war, als ob wir inwendig ein Uhrwerk hatten, das erst abschnurren mußte, bevor es Ruhe gab.

An einer Seite des Saales stand mein Vater, auf der anderen Seite der meines Tänzers Karl. Beide machten uns unmißverständliche Zeichen, aufzuhören. Aber wie sollte ich das machen? Einfach stehenbleiben? Das ging doch nicht! Und so tanzten wir eben weiter, bis die Musik endlich aufhörte. Eine spätere Zeit hätte diesen Dauertanz als sportliche Leistung gebührend anerkannt, wir aber bekamen nur Vorwürfe für unseren Unverstand.

Mein damaliger Tänzer ist später als Student einem Lungenleiden erlegen.

G. P.

## Die Kirche zu Piktupönen im Kreise Pogegen

Eine der schönsten und ältesten des Kreises ist die Piktupöner Kirche. Nachdem die seit 1575 an derselben Stelle stehende Kirche im schwedisch-polnischen Erbfolgekrieg von marodierenden polnischen Soldaten im Jahre 1656 niedergebrannt wurde, ist etwa 1670 das jetzige Gotteshaus erbaut worden. Umgeben von dem alten Friedhof, wo seit Generationen die Piktupöner und Bojehner ihre letzte Ruhestätte fanden, schaut sie seit Jahrhunderten vom hohen Kirchenhügel auf das stattliche Bauerndorf und die schluchtenreiche Umgebung. Im Osten verblauen der Baltische Landrücken und die Schreitlaugker Höhen mit dem Kapellenberge, im Süden sieht man über das breite Memeltal die hohen Türme von Tilsit.

Das „fließ Piktupe“ war bereits den Ordensrittern bekannt. Hier haben sie letzte Rast gehalten, bevor sie durch die „wildnus“ weiter nach Osten gingen.

Geschichtliche Vergangenheit umweht das ehrwürdige Kirchlein. Immer wieder hat durch die Jahrhunderte Kriegslärm den Ort erfüllt, denn um den Besitz unseres Ländchens ist damals ja ständig gestritten worden. Im Siebenjährigen Kriege zogen die Armeen der Zarin Elisabeth auf der alten Heerstraße gegen den Großen Friedrich und brandschatzten das Dorf. Ein halbes Jahrhundert später war aus dem ehemaligen Feinde ein guter Freund und Bundesgenosse geworden. Zar Alexander wohnte während der Friedensverhandlungen 1807 mit Gefolge im Pfarrhause, während Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise, mit ihren Kindern von Memel herbeigeeilt, in der Präzentschule ihr bescheidenes Quartier hatten. Die Gedenktafel an den bis zuletzt noch stehenden beiden mächtigen Linden im Schulgarten erinnerte noch an jene Tage:

„Königin-Luise-Linde 1807.

Wer nie sein Brot mit Tränen aß . . .

Dieses Dichterwort, welches die Königin im tiefsten Schmerz um das Vaterland ausgesprochen, wie mag es ihr vor Augen gestanden haben, als sie zur Zeit des Tilsiter Friedens unter diesen Linden mit

ihrem hohen Gemahl den Morgenimbiß eingenommen.“

Von Piktupönen aus ist die Königin dann nach dem nur 1½ Fahrstunden entfernten Tilsit gefahren und hat bei



der berühmten Zusammenkunft mit Napoleon den Korsen vergeblich um Milderung der harten Friedensbedingungen gebeten . . .

Beim Rückzug der Grande Armee aus Rußland fiel im Gefecht mit den nachdrängenden Kosaken am 2. Weihnachtstages 1812 der preußische Major E. E. A. von Manstein auf der Piktupöner Gemarkung, für die Kriegsziele eines Fremden. Sein Grab befindet sich dicht neben der Kirche. In einem Massengrab sind 10 preußische Freiwillige beigesetzt, die nach der Volkserhebung bei einem Gefecht mit Franzosen im Frühjahr 1813 hier ihr Leben ließen . . . Auf der Ehrentafel neben dem Altar steht mit vielen an-

deren aus dem Kirchspiel, die im Befreiungskriege fielen, auch der Name eines meiner Vorfahren . . .

Dann kamen hundert lange Friedensjahre für unser Land, abgesehen von den Kriegen 64, 66, 70/71, die uns ja nicht unmittelbar berührten. Zur Biedermeierzeit rollten Postkutschen auf der neuen Poststraße von Berlin nach Petersburg über Piktupönen, und die mehr oder minder berühmten Fahrgäste schimpften über die holprige Straße. Im bitterkalten Dezember 1852 waren es Robert und Clara Schumann, die auf der Konzertreise nach der damaligen russischen Metropole unterwegs waren . . . Seitdem die Bahn von Tilsit nach Lausgargen fuhr, etwa ab 1877 wurde es in Piktupönen wieder still . . .

1914 zogen endlose Flüchtlingskolonnen aus den Grenzländern nach Tilsit und brachten sich hinter dem Memelstrom in Sicherheit. Landsturmlaute hielten damals am Ziegenberg die Front und stoppten die Dampfwalze aus dem Osten. Mit einigen Löchern im Turm und Mauer überstand die Piktupöner Kirche den Krieg.

Tage- und nächtelang zogen 1944 die Trecks, so nannte man jetzt die Wagenschlagen fliehender Menschen, aus den Grenzländern, aus Litauen, Lettland und Estland über Piktupönen nach Westen. Die Piktupöner reihten sich in die Trecks, um noch über den Memelstrom zu kommen, bevor die Tilsiter Luisenbrücke gesprengt wurde. Abschiednehmend blickten sie noch einmal zurück auf ihr altes Kirchlein, auf ihre blühenden Hofstätten. Es hat keine Wiederkehr mehr gegeben . . . taz.

### Tag der Heimat am 11. September

Das Präsidium des Bundes der Vertriebenen — Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände — hat für den Tag der Heimat, der an allen Orten der Bundesrepublik für sich zu begehnen ist, Sonntag, den 11. September, festgesetzt. Dieser Termin soll grundsätzlich eingehalten werden. Nur wo örtliche Verhältnisse hierzu unbedingt zwingen, kann von ihm abgegangen werden. Der Tag der Deutschen wird am Sonntag, dem 4. September, in Berlin begangen werden.

Als Leitwort für den diesjährigen Tag der Heimat hat das Präsidium des Bundes der Vertriebenen die Forderung „Selbstbestimmung auch für Deutsche“ beschlossen.

Das Bundesministerium des Innern ist gebeten, eine Beflaggung der Dienstgebäude zum Tag der Heimat anzuordnen und auf die Länderregierungen einzuwirken, in demselben Sinne zu verfahren. Die Landesverbände sind aufgefordert, erforderlichenfalls in diesem Sinne bei den zuständigen Landesbehörden vorstellig zu werden.

## Memeler Dampfboot

DIE HEIMATZEITUNG ALLER MEMELLÄNDER  
Herausgeber, Verlag und Druck: Buchdruckerei F. W. Siebert, Zeitungs- und Buchverlag, (23) Oldenburg (Oldb), Cloppenburg Str. 105, Tel. 4170, Schriftleitung: F. W. Siebert, unter Mitarbeit von H. A. Kurschat. — Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Schriftleitung. — Einsendungen nur an den Verlag erbeten. — Bankverbindung: Oldenburgische Landesbank AG., Konto-Nr. 66075, Postcheckkonto: F. W. Siebert Hannover 117 538. Bezug nur durch alle Postanstalten. — Monatlicher Bezugspreis 1,— DM zuzüglich 6 Dpf. Zustellgebühr.

# Schwarzorter Kinderfeste anno dazumal

Den Höhepunkt des Schwarzorter Badelebens bildete für uns Kinder immer das Kinderfest. Es war so Sitte, daß die Mädchen dazu von den Jungen aufgefordert wurden, früher sagte man „engagiert“. Da es aber den Jungen oft an Mut fehlte, das entscheidende Wort an die Erwählte zu richten, wurden diese „Engagements“ vorwiegend von den Erwachsenen Schwestern vorgenommen.

„Bist du schon zum Kinderfest engagiert?“ wurde auch ich gefragt, und als ich schüchtern verneinte, hieß es: „Unser Oskar möchte sehr gern mit dir gehen! Du willst doch auch?“

Und ohne meine Antwort weiter abzuwarten, hieß es: „Also es bleibt dabei! Ihr beide geht zum Kinderfest. Oskar kommt dich abholen!“

Meine Brüder zwar weigerten sich energisch, mit einem Mädchen gemeinsam im Zuge zu gehen. „Was nicht noch!“ sagten sie. „Wir werden uns doch nicht zum Narren machen!“ Und bei dieser Weigerung blieben sie, bis später die Zeit auch ihre Vorsätze ins Wanken brachte.

Wenn dann der Tag des Festes erschien, kam der Kavalier mit einem Blumenstrauß das Mädchen, seine „Dame“, abholen und erhielt als Gegengabe eine Schulerschleife angesteckt, die mit der Farbe des Kleides oder der Schärpe übereinstimmte. Untergefaßt trat man dann gemeinsam den Gang zum Versammlungsort an.

Dieses Untergefaßtgehen muß wohl von den meisten Jungen als sehr peinlich empfunden worden sein. An dieser Bedingung scheiterte so manches Engagement. Ich hörte einmal einen Jungen seinem kleineren Bruder trö-

stend zurufen: „Is nich schlimm, Karl, unterfassen brauchst nich!“

Die Kleiderfrage machte damals noch keine Kopfschmerzen. Die Mädchen trugen weiße, steifgestärkte Stickereikleidchen mit Puffärmeln und farbiger Schärpe. Ein Blumenkränzchen im Haar vervollständigte das Festkleid. Die Jungen aus der Stadt bevorzugten den Kieler Matrosenanzug mit hellblauem Kragen und schwarzseidenem Schifferknoten.

Mit dem  $\frac{1}{4}$ -Dampfer kam die Musik aus Memel. Im Kurischen Hof hatten sich mittlerweile die Kinder versammelt, und nun ging es — der Zug war schon geordnet — zum Kinderspielplatz. Voran, gleich hinter der Musik, schritt der Badekommissar, Herr Werner. Als Zeichen seiner Würde trug er den blumenumwundenen Marschallstab in der Hand und sah mit seinem weißen Bart so fröhlich und wohlwollend drein, daß ihm alle Kinder willig folgen mußten. Hinter ihm ging ein großer Junge mit der Fahne, begleitet von zwei Fahnenjunkern. Diesen Posten hätten wohl auch meine Brüder angenommen, aber sie kamen nicht in die Verlegenheit. Ein festlich geschmückter Tafelwagen mit den allergeringsten Kindern fuhr auch im Zuge der paarweise schreitenden Knaben und Mädchen, wohl ein herzerfreuender Anblick für alle Zuschauer! Auf dem Spielplatz fanden dann zwei Stunden lang Kinderbelustigungen statt; Sacklaufen, Tauziehen und Klettern für die Knaben und Rundspiele für die Mädchen.

Um  $\frac{1}{4}$  sollte man am Versammlungsort sein. Seit 3 Uhr wartete ich festlich geschmückt auf meinen Part-

ner. Aber wer nicht erschien, war Oskar. Es wurde  $\frac{1}{4}$ , es wurde  $\frac{1}{2}$ , der Dampfer „Schwarzort“ piff schon, und immer noch keine Spur von Oskar.

Mein gutmütiger Bruder Erich war inzwischen hingelaufen, um nach dem Säumigen Ausschau zu halten, kam aber mit dem Bescheid zurück: „Der ist schon lange losgegangen! Aber nach der anderen Seite!“

Nun war ich den Tränen nahe, und es bedurfte der ganzen Überredungskunst meiner Mutter, mich einigermaßen zu trösten.

Das Rätsel sollte sich lösen, aber nicht vor der Zeit. Oskar war nämlich zum Dampfer gerannt, um den Blumenstrauß aus Memel in Empfang zu nehmen. Ohne Blumenstrauß konnte er mich doch nicht zum Fest geleiten, das wäre doch unmöglich gewesen. Er muß wohl ein anspruchsvoller Junge gewesen sein; denn die Sträuße der Schwarzorter Gärtnerei hatten ihm nicht genügt. Auf sein dringendes Verlangen hatte man in Memel in einem richtigen Blumengeschäft einen Strauß bestellt. Statt den Strauß aber am Vormittag zu liefern, wie es verabredet war, hatte das Geschäft ihn erst mit dem  $\frac{1}{4}$ -Dampfer geschickt, und nun stand unser Oskar höchst aufgeregt am Landungssteg.

Und dann, als ich mich beinahe in das traurige Los einer Verschmähten ergeben hatte, nahte im Geschwindigkeit, außer Atem fast, der Ersehnte, wie weiland Ritter Lohengrin mit dem Schwan — und überreichte mir den ersten, köstlichen Rosenstrauß meines jungen Lebens. Was weiter an dem Tag geschah, ist mir nicht mehr in der Erinnerung.

Den Abschluß des Kinderfestes bildete immer ein abendlicher Tanz im Festsaal des Kurischen Hofes. Es wurden

wir abgestumpft und selbst tot und ausgebrannt sind.

**Erinnerung!** — Woran? Zwanzig — fünfundzwanzig Jahre zurück? Kurische Nehrung, zauberhafter Landstreifen zwischen Haff und See? O nein! Habt ihr es denn nicht gemerkt, daß ich nichts von Kiefernkußeln, Birkengehölzen und Elchen in dem Raum zwischen den beiden Dünenketten erwähnt habe? Wie hätte ich das wohl vergessen können!

Erinnerung — ja, aber nur an den letzten Sommer, an den Sommer 1959. Erinnerung, schön und doch schwer von Sehnsucht und Heimweh, gerade weil es **fast** so war wie einst daheim. Fast und doch nicht ganz, wenn sich die Bilder auch noch so glichen. Es war eben doch „nur“ die Insel Sylt, dort oben im äußersten Norden Deutschlands, und nicht die Kurische Nehrung, die immer einmalig und unerreichbar bleiben wird in ihrem Glanz, in ih-

rer besonderen Eigenart und Schönheit.

Aber weil es **fast** so war, wie einst daheim, glaubte ich, davon erzählen zu müssen. Wer sich aus dem frohen Treiben der Kurorte einmal in die Einsamkeit begibt, bei allem Schönen, was sich dort bietet — viel viel Sehnsucht und noch mehr Heimweh wird in ihm wach werden! Denn so schön, wie es zu Hause war, ist es nirgends anders auf der ganzen Welt!

Georg Grentz.



## Wo entstanden diese Bilder?

**Links:** Ewig rollt die Brandung an den Strand. — **Rechts:** Wolken, Sand und Strandhafer. — Unser Mitarbeiter Georg Grentz schwelgte diesen Sommer in Nehrungserinnerungen. Aber wo machte er diese Aufnahmen?

# Piktupöner

Das Pfarrhaus in Piktupönen:



Hier übermachten am 4 Juli 1807 der Zar von Russland, König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise.

# Pillkaller

Nach der Originalrezeptur von Posthalter Schukies

103

Dieser Original Memelländer Pillkaller wurde nach einer Geheimrezeptur König Friedrich Wilhelm III. von Preußen erstmals 1807 in Piktupönen gebrannt. Der damals als Schwarzbrenner weithin anerkannte Posthalter Schukies hatte die Rezeptur vom preußischen König erhalten, als dieser auf dem Weg zu Napoleon nach Tilsit sich mit dem Zar von Rußland in Piktupönen traf und zunächst vergeblich nach einem Gläschen Pillkaller, dem damals auch in Petersburg beliebten ostpreußischen Schnaps, Ausschau halten ließ. Posthalter Schukies konnte mit einigen Flaschen seiner Spezialreserve aushelfen und erwarb sich so die Dankbarkeit seines Königs.

Der russische Zar soll nach der ersten Flasche Piktupöner ausgerufen haben: „Das haut selbst den Napoleon um.“ Wie aus alten Piktupöner Kirchenbüchern bekannt ist, hatte der Zar zwölf Kisten Piktupöner als Gastgeschenk für Napoleon im Reisegepäck nach Tilsit. Napoleon soll diese Flaschen selbst dem Cognac vorgezogen haben. Aus den Memoiren des Adjutanten Napoleons ist bekannt, daß der Piktupöner beim Vormarsch auf Moskau ausgegangen war und Napoleon deshalb völlig außer sich geriet. Er gab zwei Tage lang keine Befehle mehr an seine Truppen, was letztlich für die Niederlage von Moskau entscheidend war.

Der Piktupöner Pillkaller des Posthalters Schukies hat so nicht unwesentlich die Entwicklung Europas beeinflusst. Die Rezeptur blieb bis zum heutigen Tag weitgehend unverändert. Lediglich im Jahre 1943 soll in der Brennerei Schukies aus Dankbarkeit über den neugeborenen Sohn Gert eine verbesserte Grundhefe zugesetzt worden sein.

## Piktupönen ging in die Geschichte ein

An der belebten Straße von Tauroggen nach Tilsit gelegen, ist Piktupönen ein altes Kirchdorf, in dem schon 1574 durch Herzog Albrecht Friedrich eine Kirche erbaut wurde. 1744 wurde aus Feldsteinen und Ziegeln ein neues Gotteshaus erbaut, das einen hölzernen Turm mit Zinkkuppel besitzt. Der Ort liegt an der Piktupp, dem bösen Fluß, mitten auf dem Willkischker Höhenzug. 1807 wurde Piktupönen in die Geschichte einbezogen, als der preußische König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander hier, eine Stunde von Napoleons Hauptquartier, Wohnung nahmen. Der Zar bezog das Pfarrhaus, der König das bescheidenere Schulhaus, und zwar am 24. Juni 1807. Alexander vollzog die Schwenkung in das französische Lager, indem er am 25. Juni nach Baubeln und am 26. Juni nach Tilsit übersiedelte. Am 4. Juli kam die Königin Luise auf Wunsch ihres Gatten und Hardenbergs nach zehnstündiger Fahrt aus Memel in Piktupönen an und nahm im Pfarrhaus Quartier. Am 6. Juli fuhr sie zu ihrem dramatischen, aber ergebnislosen Gespräch mit Napoleon nach Tilsit. Nach dem Friedensschluß am 9. Juli verließen die Majestäten Piktupönen am 10. Juli. Außer der Kirche blieb nichts von den historischen Baulichkeiten erhalten. 1863 veranlaßte Kronprinz Friedrich Wilhelm bei einem Besuch in Piktupönen den Neubau des baufällig gewordenen Pfarrhauses. Zwei mächtige Königin-Luise-Linden ragen bis in unsere Zeit hinein.

In der zweiklassigen Schule war Präzessor Horst Kasper seit 1935 tätig, wie viele Lehrer unserer Heimat ein Bienenzüchter. Das Dorf bestand aus 24 Bauernstellen von 80 - 90 Morgen Durchschnittsgröße. Größere Besitzer waren Max Buddrus, Szimtenings und Matschulis mit Höfen bis zu 320 Morgen. Der überwiegende Teil der Häuser war massiv und mit Pfannendächern versehen. Es gab nur noch wenige Holzhäuser und Strohdächer. Zwölf Storchennester befanden sich auf

Aus dem Hause Sechsstärtertropfen



Heinr. Stobbe KG - 8592 Wunsiedel

den Dächern. An Handwerkern gab es einen Tischler und einen Schmied. Ein landwirtschaftlicher Verein, ein Kriegerverein und ein Frauenverein bestimmten das Gemeinschaftsleben. Der letzte Bürgermeister war Gustav Barkowski, der letzte Amtsvorsteher Johann Matschulis, beide aus Piktupönen. Spritzenhaus und Löschteich waren vorhanden. Letzter Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr war Walter Hoyer. Zwei Gasthöfe und Lebensmittelgeschäfte unterhielten Wildermann und Genies/Schweltnus. Die Molkerei gehörte Ruch. Das Dorf hatte mehrere Erhebungen (bis zu 55 Metern), u. a. den Kapellenberg mit dem Privatfriedhof der Familie Lessing. Eine Busverbindung nach Tilsit und Tauroggen war vorhanden.

Eine Umbenennung des Ortes in Luisenruh war 1939 geplant. Die Sprache der Bewohner war fast ausschließlich deutsch. 1914/15 fielen die Russen ein, ohne daß jedoch Verluste zu beklagen gewesen wären. Im zweiten Weltkrieg verlor das Dorf folgende Söhne: Broszeit, Genies, Ruddies, Hluschi, Barkowski, Stattkus, Naujoks, Suttmann und Görtsch. Als Offizier der Luftwaffe zeichnete sich Jurgeleit aus. Ein Ehrenmal für die Gefallenen befand sich an der Kirche. 26 belgische, französische und polnische Kriegsgefangene arbeiteten im Dorf. Drei Mütter aus dem Rheinland mit ihren Kindern waren hierher evakuiert. Im Juli 1944 wurde die Bevölkerung nach Liebenfelde/Szillen (Kr. Tilsit-Ragnit) evakuiert. Sie kehrte im August befehlsgemäß zurück und konnte am 7. Oktober 1944 planmäßig zum zweiten Male auf den Treck gehen. Die Russen rückten Ende 1944 - Anfang 1945 ins Dorf ein. Sie fanden keine Einheimischen mehr vor. Hak.

## Ein Verkehrshindernis . . .

Wenn Memeler einmal einen Ausflug in eine fremde Welt machen wollten, fuhren sie nach Polangen oder Russisch-Crottingen, also in litauische Grenzorte, in denen alles so anders war als in der preußischen Heimat: Holzhäuschen, Lehnhütten, Kopfsteinmarktplatz, jüdische Kramläden und Teestuben - man war wie auf einem anderen Stern.

Unser Bild von der russisch-orthodoxen

protzig gerade da stand, wo sonst der lebhafteste Marktbetrieb geherrscht hatte.

Als ich 1910 nach Crottingen kam, erzählte mir der alte Dr. Attelmayer, ein weit im Umkreis bekannter und sehr angesehener deutscher Arzt: „Als die Kirche gebaut wurde, verlangten die Russen, daß alle Schenken rund um den Marktplatz abgerissen werden mußten. Das war ein harter Schlag für die Inha-



Kirche in Russisch-Crottingen stammt von 1898 und wurde vom Gut Collaten bei Memel als Postkarte ins Reich gesandt. Das so fremd anmutende Gotteshaus war damals erst neu als Garnisonskirche erbaut worden, und zwar mitten auf dem Marktplatz. Der Zar hatte natürlich überall an der preußischen Grenze seine Truppen stationiert, und die Ortsansässigen sahen die Kirche der Besatzungsmacht mit den Zwiebelkuppeln gar nicht gern. Die Litauer nannten sie nur „das Verkehrshindernis“, weil sie so breit und

ber, denn natürlich gehörten die Schenken zum Markt und zum Marktbetrieb. Ich konnte dem größten der Gastwirte, dem Juden Katzenellenbogen, bestätigen, daß er sein Haus mit Schenke schon seit Jahrzehnten am gleichen Platz betriebe. Da durfte er daraufhin als einziger seine Wirtschaft behalten.“

Die jüngeren Generationen kennen die Kirche nicht mehr, denn die Litauer rissen sie ab, nachdem sie nach dem ersten Weltkrieg ihre Selbständigkeit erlangt hatten. Elisabeth Josephi

# Piktupönen ging in die Geschichte ein

An der belebten Straße von Taugoggen nach Tilsit gelegen, ist Piktupönen ein altes Kirchdorf, in dem schon 1574 durch Herzog Albrecht Friedrich eine Kirche erbaut wurde. 1744 wurde aus Feldsteinen und Ziegeln ein neues Gotteshaus erbaut, das einen hölzernen Turm mit Zinkkuppel besitzt. Der Ort liegt an der Piktup, dem bösen Fluß, mitten auf dem Willkischker Höhenzug. 1807 wurde Piktupönen in die Geschichte einbezogen, als der preußische König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander hier, eine Stunde von Napoleons Hauptquartier, Wohnung nahmen. Der Zar bezog das Pfarrhaus, der König das bescheidenere Schulhaus, und zwar am 24. Juni 1807. Alexander vollzog die Schwenkung in das französische Lager, indem er am 25. Juni nach Baubeln und am 26. Juni nach Tilsit übersiedelte. Am 4. Juli kam die Königin Luise auf Wunsch ihres Gatten und Hardenbergs nach zehnstündiger Fahrt aus Memel in Piktupönen an und nahm im Pfarrhaus Quartier. Am 6. Juli fuhr sie zu ihrem dramatischen, aber ergebnislosen Gespräch mit Napoleon nach Tilsit. Nach dem Friedensschluß am 9. Juli verließen die Majestäten Piktupönen am 10. Juli. Außer der Kirche blieb nichts von den historischen Baulichkeiten erhalten. 1863 veranlaßte Kronprinz Friedrich Wilhelm bei einem Besuch in Piktupönen den Neubau des baufällig gewordenen Pfarrhauses. Zwei mächtige Königin-Luise-Linden ragen bis in unsere Zeit hinein.

In der zweiklassigen Schule war Präzessor Horst Kasper seit 1935 tätig, wie viele Lehrer unserer Heimat ein Bienenzüchter. Das Dorf bestand aus 24 Bauernstellen von 80–90 Morgen Durchschnittsgröße. Größere Besitzer waren Max Buddrus, Szimtenings und Matschulis mit Höfen bis zu 320 Morgen. Der überwiegende Teil der Häuser war massiv und mit Pfannendächern versehen. Es gab nur noch wenige Holzhäuser und Strohdächer. Zwölf Storchennester befanden sich auf

den Dächern. An Handwerkern gab es einen Tischler und einen Schmied. Ein landwirtschaftlicher Verein, ein Kriegerverein und ein Frauenverein bestimmten das Gemeinschaftsleben. Der letzte Bürgermeister war Gustav Barkowski, der letzte Amtsvorsteher Johann Matschulis, beide aus Piktupönen. Spritzenhaus und Löschteich waren vorhanden. Letzter Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr war Walter Hoyer. Zwei Gasthöfe und Lebensmittelgeschäfte unterhielten Wildermann und Genies/Schweltnus. Die Molkerei gehörte Ruch. Das Dorf hatte mehrere Erhebungen (bis zu 55 Metern), u. a. den Kapellenberg mit dem Privatfriedhof der Familie Lessing. Eine Busverbindung nach Tilsit und Taugoggen war vorhanden.

Eine Umbenennung des Ortes in Luisenruh war 1939 geplant. Die Sprache der Bewohner war fast ausschließlich deutsch. 1914/15 fielen die Russen ein, ohne daß jedoch Verluste zu beklagen gewesen wären. Im zweiten Weltkrieg verlor das Dorf folgende Söhne: Broszeit, Genies, Ruddies, Hluschi, Barkowski, Stattkus, Naujoks, Suttman und Görtsch. Als Offizier der Luftwaffe zeichnete sich Jurgeleit aus. Ein Ehrenmal für die Gefallenen befand sich an der Kirche. 26 belgische, französische und polnische Kriegsgefangene arbeiteten im Dorf. Drei Mütter aus dem Rheinland mit ihren Kindern waren hierher evakuiert. Im Juli 1944 wurde die Bevölkerung nach Liebenfelde/Szillen (Kr. Tilsit-Ragnit) evakuiert. Sie kehrte im August befehlsgemäß zurück und konnte am 7. Oktober 1944 planmäßig zum zweiten Male auf den Treck gehen. Die Russen rückten Ende 1944–Anfang 1945 ins Dorf ein. Sie fanden keine Einheimischen mehr vor. Hak.

## Szlegaud, Piktupönen

Mein Betrieb lag östlich des Dorfes Piktupönen und hatte eine Größe von 34 ha Kirche und Schule waren im Ort, Entfernung nach Tilsit 10 km. Das Wohnhaus wurde 1914 erbaut, Schweine-, Vieh- und Pferdeställe 1921–1925. Eine ältere Scheune war in gutem Zustand. Das zum Betrieb gehörende Land lag in einem Plan nach Osten, Süden und Westen. Die systematische Drainage der ganzen Gemeinde erfolgte 1906–1908 auf Anregung des damaligen Pfarrers Rotmoser. Die Erträge des Bodens wurden nach der Entwässerung sehr gut.

Die Familie Szlegaud stammt aus Augustwilken. Mein Vater hatte den Betrieb in Piktupönen 1898 gekauft. Die Gemeinde hatte eine Rolle in der Geschichte gespielt. 1807 hatten der preußische König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise ihre Zuflucht in Piktupönen im Pfarrhaus und in der Schule gefunden. Im Schulgarten standen bis zur Vertreibung noch zwei sehr große, alte Linden, Königin-Luise-Linden genannt.

1931 übernahm ich den Betrieb. Durch die Abtrennung vom Reich hatte das Memelland schlechte Absatzmöglichkeiten für landwirtschaftliche Erzeugnisse. Nur für Zuchtvieh und Warmblutpferde war es möglich, Ausfuhrgenehmigungen zu erhalten. So schlossen sich einige Landwirte auf Anregung der Landwirtschaftskammer des Memelgebiets zu einem bäuerlichen Milchkontrollverein zusammen, der den Züchtern durch Verkauf nach dem Reich viel Nutzen brachte. Auf dem Hof waren 12 Milchkühe und 12 Stück weibliche Jungrinder. Die Akkerarbeiten machten 4 Stuten; ein Milchpferd fuhr die Milch zur Molkerei. Die Fohlen wurden entweder verkauft oder aufgezogen. Die Schweinezucht beschränkte sich auf 2–3 Sauen mit Nachzucht. Die Hühner gehörten zur anerkannten Hochzucht; Brut Eier wurden nach Pogegen geliefert.

Das Dorf steht heute noch teilweise. Ich habe Aufnahmen von meinem Hof gesehen, die im September 1962 entstanden. Die Gebäude sind noch vorhanden, jedoch nicht mehr in dem früheren guten Zustand. Die Familie wartet auf die Rückkehr zur heimatlichen Scholle.

Paul Szlegaud

# Königsbesuch in Piktuponen

Erinnerungen einer Ostpreußin an das Unglücksjahr 1807

Als vierzehnjähriges Mädchen erlebte die Piktupöner Pfarrerstochter Justine Ehregott Hassenstein im Unglücksjahr 1807 den mehrtägigen Aufenthalt König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise im Hause ihrer Eltern in Piktupönen. Sie hinterließ ihren Nachfahren einen sehr lebendigen Bericht über die damaligen Ereignisse, den uns ihr Ur-Urenkel, Rechtsanwalt Siegfried Koehler, zur Verfügung stellte. Justine Ehregott Hassenstein starb am 12. Dezember 1886 in Tilsit nach über vierzigjähriger Ehe mit dem Piktupöner Pfarrer Ernst Friedrich Gottlieb Kämpfer. Hier ist ihr Bericht:

Es war im Sommer des schrecklichen Jahres 1807 Unser ganzes Land war von Soldaten, Freunden und Feinden, überschwemmt. Bis zur Memel hatten die Franzosen alles besetzt, und Napoleon hatte sein Hauptquartier in Tilsit. Auf dem kleinen Raume zwischen der Memel und der russischen Grenze aber drängte sich das russische und das preußische Heer — oder was von dem letzteren noch übrig war. Piktupönen, wo mein Vater damals Pfarrer war, liegt eine Meile von Tilsit nach der russischen Grenze zu, und so war es uns erspart, Franzosen ins Quartier zu nehmen. Aber auch ohne diese wurde es manchmal beinahe zu bunt. Meilenweit waren die Dörfer, nicht nur die Häuser sondern auch die Ställe und Scheunen gepflöpft voll von Soldaten. Und doch hatten nicht alle Platz, eine Menge mußte im Freien bivakieren. Dabei wurden Felder und Wiesen zerstört, oft schnitten die Soldaten das junge Getreide einfach ab zum Pferdefutter, und die Russen stahlen sogar die frisch gepflanzten Kartoffeln von den Äckern und kochten sie.

## Schlimme Freunde

Die Russen waren überhaupt schlimme Freunde. Daß sie Lebensmittel nahmen, konnte man ihnen kaum verdenken, so hart das auch für uns war, denn sie bekamen ihre Verpflegung nie zu gehöriger Zeit, zuweilen gar nicht, und Hunger tut weh. Aber sie stahlen auch sonst, was sie finden konnten, und unsere armen Bauern wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie ihre besten Habseligkeiten in Bündel packten und zu uns in das Pfarrhaus brachten. Wir schrieben dann auf jedes Bündel den Namen des Eigentümers und trugen alles auf den Trockenboden, der mit einem tüchtigen Vorhängeschloß verwahrt wurde. Bei uns lagen immer hohe russische Offiziere in Quartier und hielten in ihrer unmittelbaren Umgebung wenigstens auf Ordnung. Auch waren sie stets rücksichtsvoll und höflich. Einst wohnte ein russischer Oberst bei uns, der vor Artigkeit förmlich überfließte, besonders meiner zwei Jahre älteren Schwester gegenüber, die damals gerade 16 war und wirklich recht hübsch war. Sie konnte ihn aber gar nicht leiden, weil die Art, wie er seine Untergebenen behandelte, gegen diese süßliche Höflichkeit so sehr abstach. Gegen seine Leute war er roh und brutal, täglich ließ er einzelne unbarmherzig prügeln. Denen, die gestohlen hatten, wurde während der Exekution immerfort zugerufen: „Warum laßt ihr euch erwischen?“

In der ersten Zeit gab es noch manchmal kleine Schamzügel, denn die Franzosen in ihrem Siegerübermut wollten nicht Ruhe halten. Einmal drang eine Abteilung Reiter bis nahe an unser Dorf vor.

## Adjutant im Hühnerstall

Bald danach hieß es, unser König und der russische Kaiser gehen nach Tilsit in Napoleons Hauptquartier, um Frieden abzuschließen. Und so geschah es dann auch. Der Kaiser von Rußland kam bei der Gelegenheit durch Piktupönen und machte hier Station. Er kehrte bei uns im Pfarrhaus ein und blieb über Nacht. Wir hatten ihm das Haus bis auf die Giebelstaben eingeräumt, aber er brachte ein so großes Gefolge mit sich, daß der Raum noch viel zu klein war. Sogar Scheunen und Heuböden wurden besetzt, und ein Adjutant des Kaisers, ein gar vornehmer Herr, der spät in der Nacht mit Depeschen ankam, konnte nur im Hühnerstall Unterkunft finden, wo er auf einem Bündel Stroh schlief. Wir wären an diesem merkwürdigen Tage beinahe ohne Abendessen geblieben, denn unsere Küche war von dem Küchenpersonal und der Dienerschaft des Kaisers so vollständig angefüllt, daß unsere ganz aus der Fassung geratene Köchin nicht hinein konnte. Aber der kaiserliche Oberkoch war ein höflicher Mann, und als er unsere Verlegenheit erfuhr, schickte er uns eine Suppe und ein Körbchen mit Semmeln.

## Das Königspaar kommt

Dieser Besuch des Kaisers war schon ein ganz großes Ereignis, aber noch weit höhere Ehre stand dem Pfarrhause bevor, denn plötzlich erhielten wir die Weisung, alles zum Empfang unserer Königin vorzubereiten, welche hier einige Tage zu bleiben gedächte. Napoleon wünschte die Königin zu sehen, aber ihren Aufenthalt ganz in dem von Franzosen wimmelnden Tilsit zu nehmen, dazu konnte sich die hohe Frau wohl nicht entschließen. Piktupönen lag gerade in der richtigen Entfernung. Hier blieb sie unter ihren treuen Landeskinderen und hatte die übermühten Sieger nicht immer vor Augen. Nach besten Kräften ordneten und schmückten wir unser bescheidenes Haus. Wenn wir auch froh waren, das geliebte Königspaar unter unserem Dache zu sehen, so traf uns doch der Gedanke, daß der Königin so schweres wie ein Besuch bei dem Sieger, nicht erspart bleiben sollte, wie eine tiefe persönliche Kränkung.

Die beiden besten Zimmer im Hause wurden zum Gebrauch ihrer Majestät bestimmt. Die Wohnstube, nach der Straße zu gelegen, ward zum Empfangszimmer, die Eßstube, mit der Aus-

sicht nach dem Garten, zum Schlafzimmer eingerichtet. Der Eltern Schlafstube, hinter der Eßstube gelegen, verwandelte sich in das Toilettenzimmer ihrer Majestät, und in dem kleinen Zimmer, das die Eßstube von der Küche trennte, wurde die Kammerfrau der Königin logiert. Das Hoffräulein, das zum Gefolge der Königin gehörte, mußte sich mit einem kleinen Zimmerchen begnügen, das neben dem neuen Empfangszimmer der Königin lag. Die Oberhofmeisterin ihrer Majestät jedoch, die Gräfin Voss, erhielt ein großes Zimmer links von dem Flur gelegen. In des Vaters Studierstube, die er doch nicht ganz aufgeben konnte, und in der Kammer daneben, die den Schrank mit den Kirchenbüchern enthielt, wurden wenigstens ein paar Diener untergebracht.

Der König nahm Wohnung im Kantorhaus, das etwa fünf Minuten vom Pfarrhaus entfernt war. Ein Zimmer, von hohen Läden dicht beschattet und nach dem Garten gelegen — ein recht melancholisches Zimmer, wenn ich mich so ausdrücken kann — erwähnte er zu seinem Privatgebrauch; es mochte wohl gut zu seiner damaligen Gemütsverfassung passen. Die Hofküche wurde ebenfalls in das Kantorat verlegt, wobei selbst auch geespelt werden sollte, da es bei uns an Platz fehlte.

Am Tage der Ankunft der Majestäten trafen zuerst ein paar Gepäckwaren und die Dienerschaft ein. Unter vielen anderen Dingen brachten sie das Bett der Königin mit und schlugen es in dem ihr zum Schlafzimmer bestimmten Gemach auf. Wir warteten nun in nicht geringer Aufregung des Kommenden, und der Vater sagte: „Ihr Kinder haltet euch bescheiden zurück, daß ihr nicht lästig fallt.“

„Solltet ihr ihnen aber einmal in den Weg kommen“, fügte die Mutter hinzu, „so starrt sie nicht unbescheiden an, sondern macht eine Reverenz und bleibt stehen, bis sie vorüber sind.“

Endlich erschienen die königlichen Wagen. An der Haustür stand der Vater in der Amtstracht und die Mütter in ihrem Staatskleide, um die Herrschaften zu empfangen, wir Kinder aber standen der erhaltenen Weisung gemäß auf der untersten Stufe der Hintertreppe im Flur, doch konnten wir die Ankommenden ganz gut sehen und hörten, wie die schöne Königin zur Mutter sagte: „Wir verursachen Ihnen gewiß rechte Störung in Ihrem Hause, Frau Pfarrerin.“ Die Mutter verneigte sich tief und küßte ehrerbietig die ihr dargelegte Hand. Dann traten die Majestäten in die der Königin bestimmten Zimmer. Auch die Damen des Gefolges zogen sich zurück.

## Zu Fuß ins Kantorhaus

Nach kurzer Ruhe begaben sich die Herrschaften zur Tafel in das Kantorat. Sie gingen zu Fuß über die staubige Landstraße, die Königin am Arme des Königs. Und so geschah es auch fernerhin, die unvergesslichen fünf Tage hindurch, welche das Königspaar unter uns verlebte. Das Frühstück dagegen nahmen die Majestäten allein in den Zimmern der Königin ein. Alle die Unbequemlichkeiten, welche der Aufenthalt in dem kleinen Dorf mit sich brachten, ertrug die Königin mit der größten Geduld und Sanftmut. Wie ihr erstes Wort auf unserer Schwelle ein Wort der Huld und Freundlichkeit gewesen war, so kam bis zur letzten Stunde, da sie uns verließ, kein ungnädiger Ausdruck über ihre Lippen, und das zu einer Zeit, wo nicht nur ihr Herz durch die Not des Vaterlandes tief betrübt, sondern auch ihr gerechter königlicher Stolz durch den Übermut der Sieger bitter gekränkt war.



Königin Luise sieht an der Seite ihres Gatten den Zug der zusammengeschmolzenen Reste des 1. Bataillons Garde im Jahre 1807 durch Memel ziehen. (Nach einer Zeichnung von Carl Röchling.)



Das Pfarrhaus in Piktupönen zur Zeit des Königsbesuches

## Schwierige Gräfin Voss

Viel schwerer schien es der Oberhofmeisterin, Gräfin Voss, zu werden, sich in den vollständigen Umschwung der gewohnten Verhältnisse zu finden. Sie war freilich schon in dem Alter, wo man die Bequemlichkeit des Lebens nicht leicht entbehrt, und es war außerdem ihr Amt, über Aufrechterhaltung von Anstand und Etikette zu wachen, soviel dies unter den obwaltenden Umständen möglich war. Aber ich kann nicht umhin, zu denken, daß die des Guten etwas zu viel tat. Die Dienerschaft fürchtete sich vor ihr, denn sie schalt ohne Ende.

Viel angenehmer war das Hoffräulein, eine Comtesse Taunentzen, ein junges, bildhübsches Mädchen. Sie war verlobt mit einem jungen Jägeroffizier, dessen Regiment ganz in der Nähe im Quartier lag. Die beiden Verlobten waren sehr glücklich, sich zu treffen. Die junge Dame pflegte früh aufzustehen und sich, sobald sie angekleidet war, auf das Fensterbrett in ihrem Zimmer zu setzen. Ihr Bräutigam kam dann in den Garten, und sie unterhielt sich durch das offene Fenster. Gewöhnlich brachte er einen Strauß frischer Kornblumen mit, die er mit großer Mühe gesammelt hatte, denn der Kornfelder gab es dazumal sehr wenig in unserer Gegend. Oft saß er mit Sonnenaufgang schon zu Pferde und ritt meilenweit herum nach den Blumen. Aber es waren die Lieblingsblumen der Königin, darum scheute er keine Mühe. Das Fräulein stellte dann den frischen Strauß auf den Toiletentisch ihrer Majestät, nur ein paar von den Blumen behielt sie zurück.

## Hilfe beim Bügeln

Mit diesem Hoffräulein und der Kammerfrau der Königin machte ich etwas nähere Bekanntschaft, und zwar dadurch, daß ich ihnen einen kleinen Dienst erwies. Die Kammerfrau war eine freundliche Dame in mittleren Jahren. Sie hatte die Staatsroben der Königin ausgepackt und diese sollten ausgebügelt werden. Nun fehlte es aber an einer Garderobjungfer. Ich fand die beiden Damen, die noch nie in ihrem Leben ein Bügeleisen gehandhabt hatten, ganz hilflos und fassungslos hinter einem Tische stehen, auf welchem ein wunderschönes, weißes Kleid, aus reichste mit Silber und Gold gestickt, ausgebreitet lag. Da war ich nicht wenig froh, daß ich zu plätten verstand, und erbot mich, die Arbeit zu besorgen. Wir legten nun erst große Bogen weißen Papiers, die zu dem Zwecke mitgenommen waren, über die Stickerei, bedeckten das ganze mit leichten Tüchern und dann plättete ich. Erst den Rock mit der mächtigen Schleppe, dann das Leibchen und die Ärmel; denn die Roben ihrer Majestät waren so eingerichtert, daß man sie auseinandernehmen und wieder zusammensetzen konnte. Die Kammerfrau aber faßte Vertrauen zu meiner Geschicklichkeit, und erlaubte mir noch öfter, ihr zu helfen, sogar beim Ordnen des Schmucks, der auf große rote Samtkissen aus-

gebreit wurde, ehe er auf ihrer Majestät Toiletentisch kam.

Ob ich nie Gelegenheit hatte, die Königin zu sehen? Freilich, wohl oft, und einmal redete sie mich sogar an und sprach mit mir. Ich war gerade im Garten und schnitt Blumen von dem Beet unter dem Fenster. Da kam die Königin heraus und ging langsam vor dem Hause auf und ab. Ich machte, wie die Mutter es mich gelehrt hatte, einen tiefen Knicks und blieb stehen. Die Königin aber kam freundlich auf mich zu, bewunderte die Rosen, die ich in der Hand hielt, und wählte eine davon aus. Dann fragte sie nach meinem Namen, ferner, wohin die Wege führten, wie weit es zu russischen Grenze sei, und noch verschiedene andere Dinge, die ich nach besten Kräften beantwortete.

Tags darauf wollte die Königin ihren ersten Besuch bei Napoleon abstaten, und sie machte dazu große Toilette. Nachdem diese bis zum Anlegen des Schmucks fertig war, öffnete die Kammerfrau ein wenig die Tür, welche nach ihrem Zimmer führte, und wo meine Schwester und ich uns hatten aufstellen dürfen, und so sahen wir zu, wie ihre Majestät sich Hals- und Armbänder anlegte und ein Diadem in dem Haar befestigen ließ. Comtesse Taunentzen war auch dabei beschäftigt, und daß wir so zusehen durften, war der Dank der Damen für meine geleistete Hilfe beim Ausbügeln des Kleides. Die Königin trug nämlich dieses Kleid — weiße Seide mit Silber- und Goldstickerei — und einen Schmuck von Perlen und Diamanten, und sie sah schön aus. In ihrem Empfangszimmer hatten sich inzwischen die Herren von dem Gefolge der Majestäten versammelt, nebst verschiedenen hohen Offizieren und verschiedenen Herren aus der Nachbarschaft, welche gekommen waren, dem Königspaar ihre Ergebenheit zu zeigen. Der Vater und die Mutter waren auch unter ihnen.

## Königliche Tränen

Die Wagen standen bereit, und jeden Augenblick konnte der König eintreffen, um die Gemahlin abzuholen. Da neigte plötzlich die Königin ihr Haupt und brach in bittere Tränen aus; sie rang die Hände und stöhnte leise in tiefem Weh. Ihre beiden Damen und auch wir Mädchen hinter der halb offenen Tür weinten mit ihr. Doch nur einen Augenblick gab sich die hohe Frau ihrem Kummer hin. Sie richtete sich bald wieder auf, trocknete ihre Tränen, hauchte in ein Tuch und hielt es sich an die Augen, um die Spuren ihrer Erschütterung möglichst zu verwischen. Als der König erschien, ging sie ihm schon wieder mit ihrem eigenen lieblichen Lächeln entgegen. Da sie aber mit ihm in das Empfangszimmer trat, unter ihre sie dort erwartenden Getreuen, trug ihre Haltung ihr gewöhnliches Gepräge ruhiger königlicher Würde, und selbst in diesem schweren Augenblick hatten die Majestäten noch für jeden Anwesenden ein freundliches Wort, eine gültige Bemerkung.

Auf den Wink der Oberhofmeisterin öffneten zwei Lakaien die Türen, König und Königin gingen hinaus und stiegen in die vor dem Hause haltenden Karossen. Die Gräfin Voss, die Comtesse und die Herren, die das Gefolge bilden sollten, folgten und fort rollten die Wagen, in der Richtung auf Tilsit. Als sie verschwunden waren, setzte die Mutter sich nieder und deckte die Hand über die Augen, und als die Kammerfrau der Königin das sah, trat sie zu ihr, und beide weinten zusammen. Der Vater aber ging in seinem Studierzimmer lange auf und ab, wie er immer tat, wenn er sehr bewegt war. Wir Kinder, die wir den ganzen Ernst der Lage noch nicht zu überschauen vermochten, waren weniger von Kummer erfüllt, aber ich entsinne mich noch, daß es mich vollständig tröstete, als die Kammerfrau mir erlaubte, der Königin Schmuck auf dem roten Sammetkissen zu ordnen.

## Ein gültiges Wort für jeden

Am Nachmittag kamen die Herrschaften von Tilsit zurück. Als bald darauf König und Königin sich zur Tafel begaben, schienen sie heiterer, als wir sie bis dahin gesehen. Das Schwerste war nun wohl überstanden. Freilich waren sie gezwungen, der Einladung Napoleons zu folgen, der sie am nächsten Tage mit dem Kaiser von Rußland zusammen zur Tafel inwiltet hatte. Doch schien der Königin dieses zweite Zusammentreffen mit Napoleon nicht mehr so schwer

## Piktupönen ging in die Geschichte ein

An der belebten Straße von Tauröggen nach Tilsit gelegen, ist Piktupönen ein altes Kirchdorf, in dem schon 1574 durch Herzog Albrecht Friedrich eine Kirche erbaut wurde. 1744 wurde aus Feldsteinen und Ziegeln ein neues Gotteshaus erbaut, das einen hölzernen Turm mit Zinkkuppel besitzt. Der Ort liegt an der Piktupp, dem bösen Fluß, mitten auf dem Willkürlicher Höhenzug. 1807 wurde Piktupönen in die Geschichte einbezogen, als der preußische König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander hier, eine Stunde von Napoleons Hauptquartier, Wohnung nahmen. Der Zar bezog das Pfarrhaus, der König das bescheidenere Schulhaus, und zwar am 24. Juni 1807. Alexander vollzog die Schwenkung in das französische Lager, indem er am 25. Juni nach Baubeln und am 26. Juni nach Tilsit übersiedelte. Am 4. Juli kam die Königin Luise auf Wunsch ihres Gatten und Hardenbergs nach zehnstündiger Fahrt aus Memel in Piktupönen an und nahm im Pfarrhaus Quartier. Am 6. Juli fuhr sie zu ihrem dramatischen, aber ergebnislosen Gespräch mit Napoleon nach Tilsit. Nach dem Friedensschluß am 9. Juli verließen die Majestäten Piktupönen am 10. Juli. Außer der Kirche blieb nichts von den historischen Baulichkeiten erhalten. 1863 veranlaßte Kronprinz Friedrich Wilhelm bei einem Besuch in Piktupönen den Neubau des baufälligen Pfarrhauses. Zwei mächtige Königin-Luise-Linden ragen bis in unsere Zeit hinein.

In der zweiklassigen Schule war Präzentor Horst Kasper seit 1935 tätig, wie viele Lehrer unserer Heimat ein Bienenzüchter. Das Dorf bestand aus 24 Bauernstellen von 80–90 Morgen Durchschnittsgröße. Größere Besitzer waren Max Buddrus, Szimtenings und Matschulis mit Höfen bis zu 320 Morgen. Der überwiegende Teil der Häuser war massiv und mit Pfannendächern versehen. Es gab nur noch wenige Holzhäuser und Strohdächer. Zwölf Storchennester befanden sich auf

den Dächern. An Handwerkern gab es einen Tischler und einen Schmied. Ein landwirtschaftlicher Verein, ein Kriegerverein und ein Frauenverein bestimmten das Gemeinschaftsleben. Der letzte Bürgermeister war Gustav Barkowski, der letzte Amtsvorsteher Johann Matschulis, beide aus Piktupönen. Spritzenhaus und Löschteich waren vorhanden. Letzter Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr war Walter Hoyer. Zwei Gasthöfe und Lebensmittelgeschäfte unterhielten Wildermanna und Genies/Schweltnus. Die Molkeerei gehörte Ruch. Das Dorf hatte mehrere Erhebungen (bis zu 55 Metern), u. a. den Kapellenberg mit dem Privatfriedhof der Familie Lessing. Eine Busverbindung nach Tilsit und Tauröggen war vorhanden.

Eine Umbenennung des Ortes in Luisenruh war 1939 geplant. Die Sprache der Bewohner war fast ausschließlich deutsch. 1914/15 fielen die Russen ein, ohne daß jedoch Verluste zu beklagen gewesen wären. Im zweiten Weltkrieg verlor das Dorf folgende Söhne: Broszeit, Genies, Ruddies, Hluschi, Barkowski, Stattkus, Naujoks, Suttmann und Görttsch. Als Offizier der Luftwaffe zeichnete sich Jurgeleit aus. Ein Ehrenmal für die Gefallenen befand sich an der Kirche. 26 belgische, französische und polnische Kriegsgefangene arbeiteten im Dorf. Drei Mütter aus dem Rheinland mit ihren Kindern waren hierher evakuiert. Im Juli 1944 wurde die Bevölkerung nach Liebenfelde/Szillen (Kr. Tilsit-Ragnit) evakuiert. Sie kehrte im August befehlsgemäß zurück und konnte am 7. Oktober 1944 planmäßig zum zweiten Male auf den Treck gehen. Die Russen rückten Ende 1944 – Anfang 1945 ins Dorf ein. Sie fanden keine Einheimischen mehr vor. Hak.

### Szlegaud, Piktupönen

Mein Betrieb lag östlich des Dorfes Piktupönen und hatte eine Größe von 34 ha. Kirche und Schule waren im Ort, Entfernung nach Tilsit 10 km. Das Wohnhaus wurde 1914 erbaut, Schweine-, Vieh- und Pferdeställe 1921–1925. Eine ältere Scheune war in gutem Zustand. Das zum Betrieb gehörende Land lag in einem Plan nach Osten, Süden und Westen. Die systematische Dränage der ganzen Gemeinde erfolgte 1906–1908 auf Anregung des damaligen Pfarrers Rotmoser. Die Erträge des Bodens wurden nach der Entwässerung sehr gut.

Die Familie Szlegaud stammt aus Augustwiken. Mein Vater hatte den Betrieb in Piktupönen 1898 gekauft. Die Gemeinde hatte eine Rolle in der Geschichte gespielt. 1807 hatten der preußische König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise ihre Zuflucht in Piktupönen im Pfarrhaus und in der Schule gefunden. Im Schulgarten standen bis zur Vertreibung noch zwei sehr große, alte Linden, Königin-Luise-Linden genannt.

1931 übernahm ich den Betrieb. Durch die Abtrennung vom Reich hatte das Memelland schlechte Absatzmöglichkeiten für landwirtschaftliche Erzeugnisse. Nur für Zuchtvieh und Warmblutpferde war es möglich, Ausfuhr genehmigungen zu erhalten. So schlossen sich einige Landwirte auf Anregung der Landwirtschaftskammer des Memelgebiets zu einem bäuerlichen Milchkontrollverein zusammen, der den Züchtern durch Verkauf nach dem Reich viel Nutzen brachte. Auf dem Hof waren 12 Milchkühe und 12 Stück weibliche Jungriinder. Die Ackerarbeiten machten 4 Stuten; ein Milchpferd fuhr die Milch zur Molkeerei. Die Fohlen wurden entweder verkauft oder aufgezogen. Die Schweinezucht beschränkte sich auf 2–3 Sauen mit Nachzucht. Die Hühner gehörten zur anerkannten Hochzucht; Bruteler wurden nach Pogegen geliefert.

Das Dorf steht heute noch teilweise. Ich habe Aufnahmen von meinem Hof gesehen, die im September 1962 entstanden. Die Gebäude sind noch vorhanden, jedoch nicht mehr in dem früheren guten Zustand. Die Familie wartet auf die Rückkehr zur heimlichen Scholle.

Paul Szlegaud

## Die Kirche zu Piktupönen im Kreise Pogegen

Eine der schönsten und ältesten des Kreises ist die Piktupöner Kirche. Nachdem die seit 1575 an derselben Stelle stehende Kirche im schwedisch-polnischen Erbfolgekrieg von marodierenden polnischen Soldaten im Jahre 1658 niedergebrannt wurde, ist etwa 1670 das jetzige Gotteshaus erbaut worden. Umgeben von dem alten Friedhof, wo seit Generationen die Piktupöner und Bojehner ihre letzte Ruhestätte fanden, schaut sie seit Jahrhunderten vom hohen Kirchenhügel auf das stattliche Bauerndorf und die schluchtenreiche Umgebung. Im Osten verblauen der Baltische Landrücken und die Schrelltaugker Höhen mit dem Kapellenberge. Im Süden sieht man über das breite Memeltal die hohen Türme von Tilsit.

Das „flies Piktupe“ war bereits den Ordensrittern bekannt. Hier haben sie letzte Rast gehalten, bevor sie durch die „wildnus“ weiter nach Osten gingen.

Geschichtliche Vergangenheit umweht das ehrwürdige Kirchlein. Immer wieder hat durch die Jahrhunderte Kriegslärm den Ort erfüllt, denn um den Besitz unseres Ländchens ist damals ja ständig gestritten worden. Im Siebenjährigen Kriege zogen die Armeen der Zarin Elisabeth auf der alten Heerstraße gegen den Großen Friedrich und brandschatzten das Dorf. Ein halbes Jahrhundert später war aus dem ehemaligen Feinde ein guter Freund und Bundesgenosse geworden. Zar Alexander wohnte während der Friedensverhandlungen 1807 mit Gefolge im Pfarrhaus, während Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise, mit ihren Kindern von Memel herbeigeleitet, in der Präzektorschule ihr bescheidenes Quartier hatten. Die Gedenktafel an den bis zuletzt noch stehenden beiden mächtigen Linden im Schulgarten erinnerte noch an jene Tage:

„Königin-Luise-Linde 1807.

Wer nie sein Brot mit Tränen aß ... Dieses Dichterwort, welches die Königin im tiefsten Schmerz um das Vaterland ausgesprochen, wie mag es ihr vor Augen gestanden haben, als sie zur Zeit des Tilsiter Friedens unter diesen Linden mit

ihrem hohen Gemahl den Morgenimbiß eingenommen.“

Von Piktupönen aus ist die Königin dann nach dem nur 1 1/2 Fahrstunden entfernten Tilsit gefahren und hat bei



der berühmten Zusammenkunft mit Napoleon den Korsen vergeblich um Milderung der harten Friedensbedingungen gebeten ...

Beim Rückzug der Grande Armee aus Rußland fiel im Gefecht mit den nachdrängenden Kosaken am 2. Weihnachtstages 1812 der preußische Major E. E. A. von Manstein auf der Piktupöner Gemarkung, für die Kriegsziele eines Fremden. Sein Grab befindet sich dicht neben der Kirche. In einem Massengrab sind 10 preußische Freiwillige beigesetzt, die nach der Volkserhebung bei einem Gefecht mit Franzosen im Frühjahr 1813 hier ihr Leben ließen ... Auf der Ehrentafel neben dem Altar steht mit vielen an-

deren aus dem Kirchspiel, die im Befreiungskriege fielen, auch der Name eines meiner Vorfahren.

Dann kamen hundert lange Friedensjahre für unser Land, abgesehen von den Kriegen 64, 66, 70/71, die uns ja nicht unmittelbar berührten. Zur Bleidermeyerzeit rollten Postkutschen auf der neuen Poststraße von Berlin nach Petersburg über Piktupönen, und die mehr oder minder berühmten Fahrgäste schlüpften über die holprige Straße. Im bitterkalten Dezember 1852 waren es Robert und Clara Schumann, die auf der Konzertreise nach der damaligen russischen Metropole unterwegs waren ... Seitdem die Bahn von Tilsit nach Laugszargen fuhr, etwa ab 1877 wurde es in Piktupönen wieder still ...

1914 zogen endlose Flüchtlingskolonnen aus den Grenzländern nach Tilsit und brachten sich hinter dem Memelstrom in Sicherheit. Landsturmlaute hielten damals am Ziegenberg die Front und stoppten die Dampfwalze aus dem Osten. Mit einigen Löchern im Turm und Mauer überstand die Piktupöner Kirche den Krieg.

Tage- und nachtelang zogen 1944 die Trecks, so nannte man jetzt die Wagenschlangen fliehender Menschen, aus den Grenzländern, aus Litauen, Lettland und Estland über Piktupönen nach Westen. Die Piktupöner reiheten sich in die Trecks, um noch über den Memelstrom zu kommen, bevor die Tilsiter Luisebrücke gesprengt wurde. Abschiednehmend blickten sie noch einmal zurück auf ihr altes Kirchlein, auf ihre blühenden Hofstätten. Es hat keine Wiederkehr mehr gegeben ... taz.











## Die Kirche zu Piktupönen im Kreise Pogegen

Das alte, auf einem Berge stehende Kirchlein unweit der Chaussee nach Laugszargen gelegen, hat noch Preußens Königin Luise und ihre Familie erlebt. Bekanntlich hat Königin Luise mit ihren Kindern, darunter auch dem späteren Kaiser Wilhelm I., 1807 einige Tage in der neben der Kirche stehenden Piktupöner Schule gewohnt. Von hier aus ist sie einige Male nach Tilsit hinübergefahren, wo sie u. a. die berühmte Zusammenkunft mit Napoleon in dem kleinen Hause neben der Tilsiter Schloßmühle hatte und ihn dabei vergeblich um Erleichterung der harten Friedensbedingungen bat. — Auf dem die Kirche umgebenden alten Friedhof ruht der preußische Major von Manstein, der 1810 in einem Gefecht mit russischen Kosaken in Piktupönen fiel. Vielen Landsleuten wird diese würdige Kirche eine liebe und schmerzliche Erinnerung an die verlorene Heimat sein.



Pfarrhaus in Piktupönen



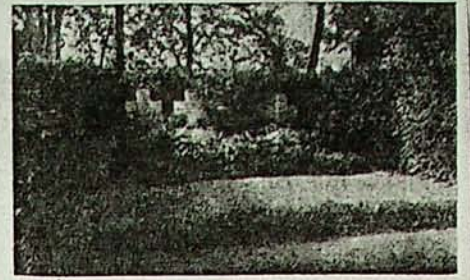
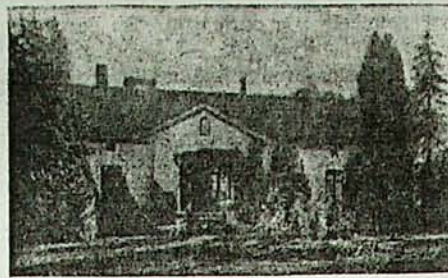
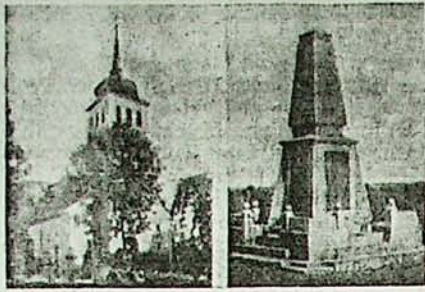
### **Die Kirche zu Piktupönen im Kreise Pogegen**

Das alte, auf einem Berge stehende Kirchlein unweit der Chaussee nach Laugszargen gelegen, hat noch Preußens Königin Luise und ihre Familie erlebt. Bekanntlich hat Königin Luise mit ihren Kindern, darunter auch dem späteren Kaiser Wilhelm I., 1807 einige Tage in der neben der Kirche stehenden Piktupöner Schule gewohnt. Von hier aus ist sie einige Male nach Tilsit hinübergefahren, wo sie u. a. die berühmte Zusammenkunft mit Napoleon in dem kleinen Hause neben der Tilsiter Schloßmühle hatte und ihn dabei vergeblich um Erleichterung der harten Friedensbedingungen bat. — Auf dem die Kirche umgebenden alten Friedhof ruht der preussische Major von Manstein, der 1810 in einem Gefecht mit russischen Kosaken in Piktupönen fiel. Vielen Landsleuten wird diese ehrwürdige Kirche eine liebe und schmerzliche Erinnerung an die verlorene Heimat sein.



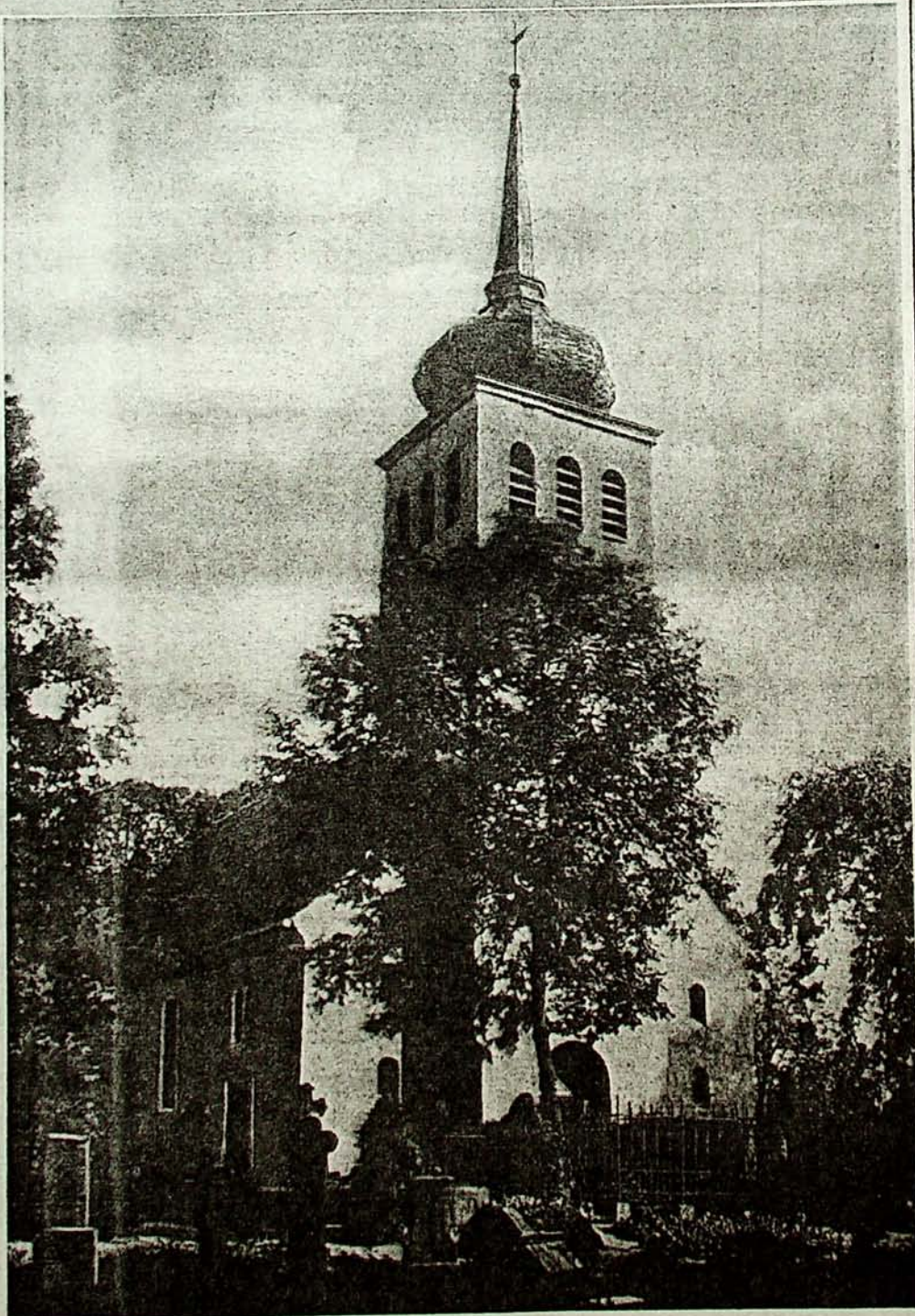
**Die Kirche zu Piktupönen  
im Kreise Pogegen**

Das alte, auf einem Berge stehende Kirchlein unweit der Chausee nach Laugszargen gelegen, hat noch Preußens Königin Luise und ihre Familie erlebt. Bekanntlich hat Königin Luise mit ihren Kindern, darunter auch dem späteren Kaiser Wilhelm I., 1807 einige Tage in der neben der Kirche stehenden Piktupöner Schule gewohnt. Von hier aus ist sie einige Male nach Tilsit hinübergefahren, wo sie u. a. die berühmte Zusammenkunft mit Napoleon in dem kleinen Hause neben der Tilsiter Schloßmühle hatte und ihn dabei vergeblich um Erleichterung der harten Friedensbedingungen bat. — Auf dem die Kirche umgebenden alten Friedhof ruht der preußische Major von Manstein, der 1810 in einem Gefecht mit russischen Kosaken in Piktupönen fiel.



### In Piktupönen übernachtete die Königin Luise

In dem schönen Kirhdorfe des Kreises Pogegen übernachtete einst Königin Luise auf ihrem Wege nach Tilsit, wo sie Napoleon zum Maßhalten in seinem Siegesrausch bewegen wollte. Zwei mächtige Eichen im Garten des Schulhauses erinnerten an diesen denkwürdigen Besuch. Unsere Leser finden auf dem kleinen Piktupönen-Bildstreifen die evangelische Kirche, das Krieger-Ehrenmal, das Pfarrhaus und Heldengräber auf dem Friedhof. Heute gibt es in Piktupönen kaum noch Deutsche.

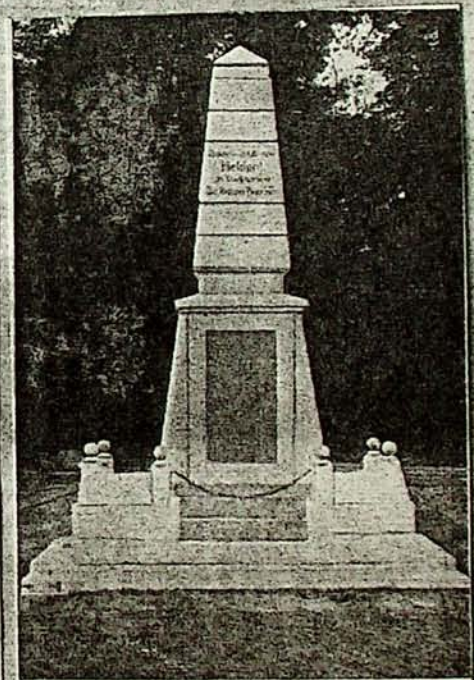


### Die evangelische Kirche in Piktupönen

Piktupönen, das Dorf am bösen Fluß, der bei Hochwasser recht wilden Piktupp, hat seinen Platz in der deutschen Geschichte erhalten. Hier wohnte das preußische Königspaar zur Zeit des Tilsiter Friedensschlusses. Damals, 1807, stand die ehrwürdige Kirche bereits an Ihrem Platz.

Aufn.: W. Paszehr-Villingen

Piktupönen - Gemeinde  
mit den Dörfern  
Piktupönen und  
Schinkaiten



Kriegerdenkmal in Piktupönen



# Piktupönen ging in die Geschichte ein

An der belebten Straße von Tauroggen nach Tilsit gelegen, ist Piktupönen ein altes Kirchdorf, in dem schon 1574 durch Herzog Albrecht Friedrich eine Kirche erbaut wurde. 1744 wurde aus Feldsteinen und Ziegeln ein neues Gotteshaus erbaut, das einen hölzernen Turm mit Zinkkuppel besitzt. Der Ort liegt an der Piktup, dem bösen Fluß, mitten auf dem Willkischker Höhenzug. 1807 wurde Piktupönen in die Geschichte einbezogen, als der preußische König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander hier, eine Stunde von Napoleons Hauptquartier, Wohnung nahmen. Der Zar bezog das Pfarrhaus, der König das bescheidenere Schulhaus, und zwar am 24. Juni 1807. Alexander vollzog die Schwengung in das französische Lager, indem er am 25. Juni nach Baubeln und am 26. Juni nach Tilsit übersiedelte. Am 4. Juli kam die Königin Luise auf Wunsch ihres Gatten und Hardenbergs nach zehnstündiger Fahrt aus Memel in Piktupönen an und nahm im Pfarrhaus Quartier. Am 6. Juli fuhr sie zu ihrem dramatischen, aber ergebnislosen Gespräch mit Napoleon nach Tilsit. Nach dem Friedensschluß am 9. Juli verließen die Majestäten Piktupönen am 10. Juli. Außer der Kirche blieb nichts von den historischen Baulichkeiten erhalten. 1863 veranlaßte Kronprinz Friedrich Wilhelm bei einem Besuch in Piktupönen den Neubau des baufällig gewordenen Pfarrhauses. Zwei mächtige Königin-Luise-Linden ragen bis in unsere Zeit hinein.

In der zweiklassigen Schule war Präzessor Horst Kasper seit 1935 tätig, wie viele Lehrer unserer Heimat ein Bienenzüchter. Das Dorf bestand aus 24 Bauernstellen von 80–90 Morgen Durchschnittsgröße. Größere Besitzer waren Max Buddrus, Szimtenings und Matschulis mit Höfen bis zu 320 Morgen. Der überwiegende Teil der Häuser war massiv und mit Pfannendächern versehen. Es gab nur noch wenige Holzhäuser und Strohdächer. Zwölf Storchennester befanden sich auf

den Dächern. An Handwerkern gab es einen Tischler und einen Schmied. Ein landwirtschaftlicher Verein, ein Kriegerverein und ein Frauenverein bestimmten das Gemeinschaftsleben. Der letzte Bürgermeister war Gustav Barkowski, der letzte Amtsvorsteher Johann Matschulis, beide aus Piktupönen. Spritzenhaus und Löschteich waren vorhanden. Letzter Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr war Walter Hoyer. Zwei Gasthöfe und Lebensmittelgeschäfte unterhielten Wildermann und Genies/Schwellnus. Die Molkerei gehörte Ruch. Das Dorf hatte mehrere Erhebungen (bis zu 55 Metern), u. a. den Kapellenberg mit dem Privatfriedhof der Familie Lessing. Eine Busverbindung nach Tilsit und Tauroggen war vorhanden.

Eine Umbenennung des Ortes in Luisenruh war 1939 geplant. Die Sprache der Bewohner war fast ausschließlich deutsch. 1914/15 fielen die Russen ein, ohne daß jedoch Verluste zu beklagen gewesen wären. Im zweiten Weltkrieg verlor das Dorf folgende Söhne: Broszeit, Genies, Ruddies, Hluschi, Barkowski, Stattkus, Naujoks, Suttmann und Görtsch. Als Offizier der Luftwaffe zeichnete sich Jurgeleit aus. Ein Ehrenmal für die Gefallenen befand sich an der Kirche. 26 belgische, französische und polnische Kriegsgefangene arbeiteten im Dorf. Drei Mütter aus dem Rheinland mit ihren Kindern waren hierher evakuiert. Im Juli 1944 wurde die Bevölkerung nach Liebenfelde/Szillen (Kr. Tilsit-Ragnit) evakuiert. Sie kehrte im August befehlsgemäß zurück und konnte am 7. Oktober 1944 planmäßig zum zweiten Male auf den Treck gehen. Die Russen rückten Ende 1944 – Anfang 1945 ins Dorf ein. Sie fanden keine Einheimischen mehr vor. **Hak.**

## Szlegaud, Piktupönen

Mein Betrieb lag östlich des Dorfes Piktupönen und hatte eine Größe von 34 ha. Kirche und Schule waren im Ort, Entfernung nach Tilsit 10 km. Das Wohnhaus wurde 1914 erbaut, Schweine-, Vieh- und Pferdeställe 1921 – 1925. Eine ältere Scheune war in gutem Zustand. Das zum Betrieb gehörende Land lag in einem Plan nach Osten, Süden und Westen. Die systematische Drainage der ganzen Gemeinde erfolgte 1906 – 1908 auf Anregung des damaligen Pfarrers Rotmoser. Die Erträge des Bodens wurden nach der Entwässerung sehr gut.

Die Familie Szlegaud stammt aus Augstwilken. Mein Vater hatte den Betrieb in Piktupönen 1898 gekauft. Die Gemeinde hatte eine Rolle in der Geschichte gespielt. 1807 hatten der preußische König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise ihre Zuflucht in Piktupönen im Pfarrhaus und in der Schule gefunden. Im Schulgarten standen bis zur Vertreibung noch zwei sehr große, alte Linden, Königin-Luise-Linden genannt.

1931 übernahm ich den Betrieb. Durch die Abtrennung vom Reich hatte das Memelland schlechte Absatzmöglichkeiten für landwirtschaftliche Erzeugnisse. Nur für Zuchtvieh und Warmblutpferde war es möglich, Ausfuhrgenehmigungen zu erhalten. So schlossen sich einige Landwirte auf Anregung der Landwirtschaftskammer des Memelgebiets zu einem bäuerlichen Milchkontrollverein zusammen, der den Züchtern durch Verkauf nach dem Reich viel Nutzen brachte. Auf dem Hof waren 12 Milchkühe und 12 Stück weibliche Jungrinder. Die Akkerarbeiten machten 4 Stuten; ein Milchpferd fuhr die Milch zur Molkerei. Die Fohlen wurden entweder verkauft oder aufgezogen. Die Schweinezucht beschränkte sich auf 2 – 3 Sauen mit Nachzucht. Die Hühner gehörten zur anerkannten Hochzucht; Bruteier wurden nach Pogegen geliefert.

Das Dorf steht heute noch teilweise. Ich habe Aufnahmen von meinem Hof gesehen, die im September 1962 entstanden. Die Gebäude sind noch vorhanden, jedoch nicht mehr in dem früheren guten Zustand. Die Familie wartet auf die Rückkehr zur heimlichen Scholle.

Paul Szlegaud

## Wo die Cullme fließt

Zu den vielen kleinen Bächlein und Fließchen, die von Norden dem Memelstrom zufließen, gehört im Kreis Pogegen auch die Cullme. Wer kennt noch all die klaren Gewässer, die so traut durch Wäldchen und moorige Wiesen dahinzogen und die bei Hochwasser oft bösartig und reißend wurden? Wer denkt da nicht an die Piktup, an den Wolfsfluß, die Wilk, an die Jäge, die Kammon, die Eistra? Die Cullme fließt mit der Wilke zusammen und hat einer Reihe von Dörfern den Namen gegeben: Cullmen-Kulken, Cullmen-Laugallen, Cullmen-Szarde, Cullmen-Widutaten und Uszkullmen.

Heute sehen wir uns das Dorf Cullmen-Laugallen an, das nach 1939 zur Gemeinde Schäcken gehörte. Die Litauer sprechen von Steponischkai. Nur zwölf Höfe gab es hier an der Grenze nach Litauen mit elf Bauern und einem Eigenkätner. Das ganze Dorf hatte rund 1200 Morgen. Der größte Bauer besaß um die 400 Morgen, doch waren 100 Morgen der Durchschnitt.

Fünf Wohnhäuser und ein Insthaus waren massiv gebaut, fünf andere aus Holz. Ein Insthaus und ein Eigenkätnerhof waren aus Lehm erbaut. Zehn Häuser hatten Pfannendächer, zwei Insthäuser, mehrere Scheunen und Ställe Strohdächer. Da es hier viel Wasser gibt, thronten auf fünf Dächern Storchennester, die immer besetzt waren. Obwohl die Grenze nah war, wurde zu 90% deutsch gesprochen. Die älteren Einwohner benutzten das Platt. Letzter Bürgermeister war August Kimminus, ein Bauer, der auf der Flucht gestorben ist. Amtsvorsteher war der Bauer David Scherkus, Ortsbauernführer Erich Milbrecht.

Zum Markt fuhr man vor 1923 nach Tilsit, während der Litauerzeit nach Pogegen. Die Verbindung war gut, denn die Bahnstation Kampspowilken befand sich unweit des Dorfes, wo es auch eine Postagentur gab.

Im 1. Weltkrieg fielen Christoph Kirbschus, Gustav Buddrus, Franz Stenzel, Otto Brandt, Christoph Dischereit und August Kassautzki, im 2. Weltkrieg Gerhard Böttcher, Bruno Schneiderat, Richard Jakubeit und Walter Kimminus. Die Besitzer der Höfe hießen Boettcher (390 Morgen, um die Jahrhundertwende Gut Steponischken), Barsties, Lindszus, Jakubeit, Kirbschus, Schneiderat, Gronau, Kimminus, Jakuttis, Gaupties, Harder und Kassautzki.

Anfang August 1944 wurden die Einwohner nach Lothen, Kreis Ragnit, evakuiert. Zum Einbringen der Ernte kehrten sie nach

Hause zurück, um am 5. 10. 1944 endgültig das Dorf zu verlassen. Französische Kriegsgefangene schlossen sich dem Treck an und kamen gut über den Memelstrom. In Ostpreußen wurden mehrere Familien jedoch von den Russen überrollt und mußten nach Hause zurückkehren. Es waren die Familien Jakuttis, Fritz Gaupties, Heinrich Kassautzki und dessen Schwager Juschus mit Familie. Michel Gaupties und seine Frau Emma wurden im Frühling 1948 nach Sibirien verschleppt. Michel starb dort in freier Erde. Seine Frau, eine geborene Serapins, kam 1958 ins Dorf zurück und starb ein Jahr später. Das Dorf gehört heute zur Sowchose Schäcken (Schakiai). Mindestens vier Wohnhäuser, fünf Scheunen und zwei Ställe sind inzwischen vernichtet.

Emil Gronau

## Damals und heute – in Piktupönen

### Hier wohnte das preußische Königspaar – Die Linden stehen noch

Das Kirchdorf Piktupönen im Kreise Pogegen nimmt in der preußischen Geschichte eine besondere Rolle ein. Hier wohnten im Juni/Juli 1807 Königin Luise von Preußen und ihr Gemahl Friedrich Wilhelm III. Auch Zar Alexander I. war hier einige Tage zu Gast. Es waren die Tage um den Frieden von Tilsit, und Piktupönen war als Standort der Majestäten ausersehen, weil es an der Heerstraße von Tilsit (wo Napoleon residierte) nach Taugoggen liegt. Am 21. Juni 1807 wurde in Piktupönen der Waffenstillstand abgeschlossen, der dem Tilsiter Frieden vorausging. Die Friedensverhandlungen fanden auf einem Floß vor Tilsit statt. Hier wurde am 7. Juli 1807 der Friede zwischen Frankreich und Rußland geschlossen, zwei Tage später, am 9. Juli, der Friede zwischen Frankreich und Preußen.

In Piktupönen wohnte die Königin im Pfarrhaus, während der König mit dem Präzidentrat (Schule) vorlieb nahm. Ob die Linden schon damals vor der Schule standen? Wir können vermuten, daß das Königspaar hier allmorgentlich das Frühstück einnahm, zuweilen sogar mit dem Zaren. Später wurde zwischen den beiden Linden eine Bronze-

tafel mit vier Streben befestigt, die in etwa mehr als Mannshöhe den folgenden Text trug:

*Wer nie sein Brot mit Tränen aß,  
wer nie die kummervollen Nächte  
auf seinem Bette weinend saß,  
der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!*

*Dieses Dichterwort, das einst Königin Luise im tiefsten Schmerz um ihr geliebtes Vaterland ausgesprochen hat, mag ihr vor der Seele gestanden haben, als sie hier mit ihrem Gemahl den Morgenimbiß eingenommen.*

Der von der Königin geliebte Goethevers soll von ihr mit dem Ringdiamanten auch im Zimmer des Niddener Postkruges, wo sie frierend und krank auf der Flucht aus Königsberg nach Memel übernachtet mußte, eingeritzt worden sein.

Die Friedensverhandlungen nach dem unglücklichen Krieg liefen vom 28. Juni bis 9. Juli. In der Tilsiter Schloßmühlenstraße 11 hatte Friedrich Wilhelm III. sein Absteigequartier. Das Haus gehörte damals dem Müller Hubert und war ein bescheidener zweistöckiger Bau. Hierher kam am 6. Juli nachmittags um 5 Uhr die Königin Luise



### Fern der heimatischen Erde verstarben

**Franz Lohey** nach langer schwerer Krankheit am 12. 7. 84 im Alter von 72 Jahren in Greifswald, Schillstr. 16-17, und **Kurt Lohey** plötzlich und unerwartet im Alter von 69 Jahren in Unterheinsdorf bei Reichenbach (Vogtland). Hauptstr. 172. Betrauert werden sie von der Schwester Charlotte Stein in 6272 Niedernhausen, Tulpenweg 5.

**Willy Buddrus**, geb. 21. 4. 1904 in Memel, früher Mikieten/Schönwalde, Kr. Pogegen, am 10. 8. 84 in Rheine/Westf. Windhorststr. 8.



Regel Schiffsverkehr auf dem König-Wilhelm-Kanal

aus Piktupönen an, worauf es zu der berühmten Unterredung mit dem Korsen bezüglich günstiger Friedensbedingungen kam. Am 7. Juli mußte Luise nochmals nach Tilsit kommen, weil Napoleon sie zu einem Essen eingeladen hatte.

Der französische Kaiser war schon seit dem 19. Juni in Tilsit. Anfangs wohnte er in der Domäne Amt Ballgarden, dem späteren Schützenheim am Schloßteich. Am 21. Juni zog er in das Haus in der Deutschen Straße 24 um, wo er auch Königin Luise empfing. Für den Friedensschluß zu Tilsit ließ er ein Balkenfloß auf der Memel zusammenzimmern und mit einem großen Prunkzelt versehen. Hier trafen die drei Fürsten praktisch auf neutralem Boden zusammen.

Wer sich etwas in der preußischen Geschichte auskennt, weiß, welche Sorgen und Demütigungen das preußische Herrscherpaar bedrückten. Es ist überliefert, daß der König eines Tages auf der Holzbrücke am Piktupöner Schulhaus stand und in das kleine Flußchen, die Piktupe, startete. Dabei meditierte er: „Flüßlein, du führst zum Ziele. Doch ich, umstürmt vom Weltgewühle, muß fast vergehn vor Sorg' und Weh.“

Nochmals trat Piktupönen in die Geschichte ein, als am 26. 12. 1812 dort ein Gefecht zwischen einer Abteilung des Yorckschen Korps, das noch unter Napoleon kämpfen mußte, und den Russen stattfand. Einige Tage später, am 30. 12. 1812, kapitulierte Yorck in der Poscheruner Mühle zwischen dem Kirchdorf Laugszargen und Tauroggen auf russischem Gebiet.

### **Piktupönen wurde nicht vergessen**

Aber Piktupönen wurde auch weiterhin nicht vergessen. 1853 besuchte der Kronprinz Friedrich Wilhelm, Sohn Wilhelms I., den Ort, weilte einige Stunden im alten baufälligen Pfarrhaus und befahl dessen Umbau, der 1865 erfolgte. Dieser Neubau ist so gut erhalten, daß er auch heute noch von den Sowjets benutzt wird. Man hat ihn zuletzt sogar noch aufgestockt, so daß sich hier Gemeindeverwaltung, Miliz, Sowchsenverwaltung und eine Sanitätsstation mit Ambulanz befinden.

Damit sind wir im heutigen Piktupönen. Die Kirche existiert nicht mehr. Der Friedhof ist vollkommen verwildert. Bestattet wird hier schon lange nicht mehr, der nächste Friedhof ist heute in Pogegen. Von weit her müssen die sterblichen Überreste gefahren werden. Es ist wohl von den Behörden so geplant, den Hinterbliebenen die Pflege der Gräber recht schwer zu machen. Ähnlich ist es ja auch mit dem Gottesdienst. Da es nur wenige Kirchen gibt, müssen die Protestanten weite Wege zum Sonntagsgottesdienst in Kauf nehmen, und mancher bleibt dann doch zu Hause, weil er den langen Kirchengang scheut. Nicht nur aus Piktupönen, sondern sogar aus Wilkischken müssen die Evangelischen nach Laugszargen pilgern.

Es gibt noch Memelländer in Piktupönen, aber sie sind alle von ihren angestammten Höfen vertrieben worden. Kein Piktupöner wohnt mehr in seinem Eigentum. Alle schönen Bauernhöfe sind wie weggeblasen. Die Bautätigkeit ist rege. Der Kapellenberg hinter den Lessingschen Wirtschaftsgebäuden wurde als Bausand abgetragen. An der Straße nach Cullmen-Jennen wurden kleine

Familienheime errichtet. In Laugszargen soll es sogar Mietskasernen geben.

Das Gelände von Szigaud bis zur Funk-schen Mühle und weiter bis Liebe-Wittgirren ist eine riesige Obstplantage von 250 Morgen geworden. Die Bäume sind inzwischen über 20 Jahre alt und sehr ertragreich. Vom Abbau Piktupönen nach Cullmen-Jennen führt heute eine neue Straße.

In der Schule wohnen offensichtlich die Lehrer nicht mehr, denn das gesamte Schulhaus besitzt nun acht Klassen, da die Anzahl der Schüler stark angewachsen ist.

Sehen wir uns weiter im Ort um, so finden wir, daß vom Anwesen Gennies nur noch die Stallungen stehen. Überall im Dorf wurden die Holzscheunen abgerissen, und zwar nur zu Zwecken des Brennholzes. Die Balken aus den Scheunen sind einfacher herauszusägen als der Baumstamm aus dem nahen Wald... Das Gasthaus Lessing-Wildermann ist noch vorhanden. Hier wird einmal wöchentlich Kino gezeigt. An der Chaussee gegenüber dem Grundstück von Barkowski ist ein neuer Kaufladen erbaut worden.

Die Chaussee ist vom Hofe Heinrich Broszets ab neu in Richtung Tilsit verlegt wor-

den. Sie läuft nun links vom Pfarrgarten auf Lessing (Schweizer Hof) zu.

Die Höfe Kielies, Petroschka und Abbau Broszeit sind verschwunden. Man hat dort zehn große Schweineställe gebaut. Auf den Höfen Sziegaud und Griwenke leben Kolchosarbeiter. Im Wohnhaus von Paul Szigaud sind fünf, in den Stallungen weitere 13 Familien (!) untergekommen. Dicht am Hof ist ein Kuhstall für 200 Stück Vieh errichtet worden, das von den Arbeitern betreut wird.

Das auf den Moorwiesen geerntete Heu wird zum Gut Ernstthal I gebracht und eingelagert. Von hier aus werden im Winter die Viehställe mit Heu versorgt. Um die Erträge zu erhöhen, wurden die Wiesen im Ernstthaler Moor mit Raupenschleppern kultiviert und mit Kulturgräsern angesät. Die Wege im Moor sind ausgebaut und mit einer Bitumendecke versehen worden. Die 1942/43 zum Hauptvorfluter regulierte Piktupe wurde 1965/66 wesentlich vertieft und verbreitert, um Überschwemmungen im Moor zu verhindern. Das Gut Ernstthal II gibt es nicht mehr, auch die Höfe von Quittschau und Lengwenat nicht.



**Paul Trams und Käte** geb. Cennies aus Schule Bewern, Kr. Heydekrug, jetzt 3320 Salzgitter 1, Stahlstr. 77, zum Fest der goldenen Hochzeit.

**Martha Pauer**, geb. Gendig aus Memel, Breite Str. 16, vollendet am 2. Oktober 1984 das 95. Lebensjahr. Nach Vertreibung aus der Heimat lebte sie lange Jahre in der Familie ihres Sohnes Bruno Pauer und nach dessen Tod bei ihrer Schwiegertochter - auch eine Memelerin - Ellen Pauer, geb. Ploreit. 1971 übersiedelte sie in das kath. Altenheim „Maria im Tann“ 3320 Salzgitter 21. Trotz schwerer Schicksalsschläge, vor allem dem frühen Verlust ihres Mannes, und trotz Erblindung und natürlicher Altersbeschwerden bewahrte sie sich einen erstaunlichen Lebensmut, bewundernswerte geistige Frische und ein reiches Erinnerungsvermögen. So nimmt sie noch voller Interesse an allen Ereignissen unserer Zeit teil. Umsorgt wird sie auch heute noch von Schwiegertochter, Enkelin und Urenkel, an denen sie mit rührender Liebe hängt.



**Martha Guhrau** geb. Jakuttis zum 91. Geburtstag am 19. 9. Das Geburtstagskind wohnte in Memel, Mühlenstraße 56 c. Heute lebt sie bei ihren Kindern in 4350 Recklinghausen, Rheinstraße 39. Mit dem MD gratulieren die Kinder Paul, Bernhardine und Maria mit Familien,

**Georg Annies**, zum 90. Geburtstag am 18. 8. 84. Aus Prökuls stammend lebt er heute bei Frau Schlemminger in Verden, Carl-Hesse-Str. 2.

**Betty Brokoph** geb. Swars, früher Memel, Kantstr. 23, jetzt in 2000 Hamburg 50, Willebrandstr. 18, zum 89. Geburtstag am 31. 8.

**Dr. Magdalene Kratzer** geb. Jopp aus Memel-Nidden, jetzt 2427 Malente-Gremsmühlen, Godenbergsredder 10a, zum 88. Geburtstag am 27. 7.

**Maria Jopp** aus Nidden zum 86. Geburtstag am 25. 8., wohnhaft in 2427 Malente-Gremsmühlen, Godenbergsredder 10a.

**Margarethe Aschmann** geb. Lampe aus Schmallengken zum 86. Geburtstag am 13. 8. Sie wohnt jetzt in 2980 Norden, Osterstraße 24.



**Hedwig Naujoks** geb. Naujoks zum 80. Geburtstag am 19. 9. Die Jubilarin stammt aus Draöhnen und lebt jetzt bei ihrem einzigen Sohn Bruno in Papenburg, An der Mühle 4. Sie fühlt sich noch recht gesund und erinnert sich gern an die Zeit zu Hause, wo ihre Eltern Landwirtschaft und

Fischerei betrieben. Verwandte, Bekannte und Freunde wünschen alles Gute. Das MD schließt sich diesen Wünschen an.

**Anita Walter** geb. Redding aus Memel zum 81. Geburtstag am 4. 8. Sie lebt jetzt in 5650 Solingen, Mewes-Berns-Str. 12.

**Willy Jopp** aus Nidden zum 81. Geburtstag am 18. 8. Er wohnt in 3042 Munter-Breloh, Blumenweg 15.

**Maria Szameitat** geb. Schlenther zum 80. Geburtstag am 24. 9. Sie stammt aus Uszlökn, Kr. Heydekrug, Memelland und wohnt heute in 6361 Reichelsheim I, Ringstr. Es gratulieren die Kinder mit Familien, Enkel und Urenkel.

# Piktupönen ging in die Geschichte ein

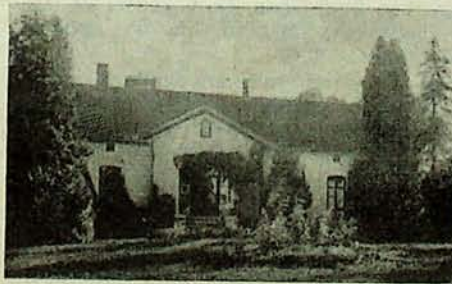
An der belebten Straße von Taugoggen nach Tilsit gelegen, ist Piktupönen ein altes Kirchdorf, in dem schon 1574 durch Herzog Albrecht Friedrich eine Kirche erbaut wurde. 1744 wurde aus Feldsteinen und Ziegeln ein neues Gotteshaus erbaut, das einen hölzernen Turm mit Zinkkuppel besitzt. Der Ort liegt an der Piktupp, dem bösen Fluß, mitten auf dem Willkischer Höhenzug. 1807 wurde Piktupönen in die Geschichte einbezogen, als der preußische König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander hier, eine Stunde von Napoleons Hauptquartier, Wohnung nahmen. Der Zar bezog das Pfarrhaus, der König das bescheidenere Schulhaus, und zwar am 24. Juni 1807. Alexander vollzog die Schwenkung in das französische Lager, indem er am 25. Juni nach Baubeln und am 26. Juni nach Tilsit übersiedelte. Am 4. Juli kam die Königin Luise auf Wunsch ihres Gatten und Hardenbergs nach zehnstündiger Fahrt aus Memel in Piktupönen an und nahm im Pfarrhaus Quartier. Am 6. Juli fuhr sie zu ihrem dramatischen, aber ergebnislosen Gespräch mit Napoleon nach Tilsit. Nach dem Friedensschluß am 9. Juli verließen die Majestäten Piktupönen am 10. Juli. Außer der Kirche blieb nichts von den historischen Baulichkeiten erhalten. 1863 veranlaßte Kronprinz Friedrich Wilhelm bei einem Besuch in Piktupönen den Neubau des baufällig gewordenen Pfarrhauses. Zwei mächtige Königin-Luise-Linden ragen bis in unsere Zeit hinein.

In der zweiklassigen Schule war Präzessor Horst Kasper seit 1935 tätig, wie viele Lehrer unserer Heimat ein Bienenzüchter. Das Dorf bestand aus 24 Bauernstellen von 80–90 Morgen Durchschnittsgröße. Größere Besitzer waren Max Buddrus, Szimtenings und Matschulis mit Höfen bis zu 320 Morgen. Der überwiegende Teil der Häuser war massiv und mit Pfannendächern versehen. Es gab nur noch wenige Holzhäuser und Strohdächer. Zwölf Storchennester befanden sich auf

den Dächern. An Handwerkern gab es einen Tischler und einen Schmied. Ein landwirtschaftlicher Verein, ein Kriegerverein und ein Frauenverein bestimmten das Gemeinschaftsleben. Der letzte Bürgermeister war Gustav Barkowski, der letzte Amtsvorsteher Johann Matschulis, beide aus Piktupönen. Spritzenhaus und Löschteich waren vorhanden. Letzter Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr war Walter Hoyer. Zwei Gasthöfe und Lebensmittelgeschäfte unterhielten Wildermann und Genies/Schwellnus. Die Molkerei gehörte Ruch. Das Dorf hatte mehrere Erhebungen (bis zu 55 Metern), u. a. den Kapellenberg mit dem Privatfriedhof der Familie Lessing. Eine Busverbindung nach Tilsit und Taugoggen war vorhanden.

Eine Umbenennung des Ortes in Luisenruh war 1939 geplant. Die Sprache der Bewohner war fast ausschließlich deutsch. 1914/15 fielen die Russen ein, ohne daß jedoch Verluste zu beklagen gewesen wären. Im zweiten Weltkrieg verlor das Dorf folgende Söhne: Broszeit, Genies, Ruddies, Hluschi, Barkowski, Stattkus, Naujoks, Suttmann und Görtsch. Als Offizier der Luftwaffe zeichnete sich Jurgeleit aus. Ein Ehrenmal für die Gefallenen befand sich an der Kirche. 26 belgische, französische und polnische Kriegsgefangene arbeiteten im Dorf. Drei Mütter aus dem Rheinland mit ihren Kindern waren hierher evakuiert. Im Juli 1944 wurde die Bevölkerung nach Liebenfelde/Szillen (Kr. Tilsit-Ragnit) evakuiert. Sie kehrte im August befehlsgemäß zurück und konnte am 7. Oktober 1944 planmäßig zum zweiten Male auf den Treck gehen. Die Russen rückten Ende 1944–Anfang 1945 ins Dorf ein. Sie fanden keine Einheimischen mehr vor.

Hak.



## In Piktupönen übernachtete die Königin Luise

In dem schönen Kirchdorf des Kreises Pogegen übernachtete einst Königin Luise auf ihrem Wege nach Tilsit, wo sie Napoleon zum Maßhalten in seinem Siegestrausch bewegen wollte. Zwei mächtige Eichen im Garten des Schulhauses erinnerten an diesen denkwürdigen Besuch. Unsere Leser finden auf dem kleinen Piktupönen-Bildstreifen die evangelische Kirche, das Krieger-Ehrenmal, das Pfarrhaus und Heldengräber auf dem Friedhof. Heute gibt es in Piktupönen kaum noch Deutsche.

„So wie in Memel, mit der linken Hand hab' ich gewunken!“

„Falsch! Du mußtest mit dem rechten Arm winken und nicht nach Süden, sondern nach Norden zeigen!“

Nun war Hemm geschlagen, total be-deppert stand er da, überlegte, es schwirrte in seinem Kopf. Wie zu sich selbst sprach er:

„Bist zu dumm für diese Welt! Aber ein weiß ich: Ich trete aus aus dem dämligen Verein!“

Man beruhigte den unglücklichen Freund, hatte man doch seinen Spaß gehabt. Und das Versöhnungsfest wurde bei Meschonat gefeiert und dauerte bis zum anderen Morgen.

nichtet bzw. beschädigt. U. a. waren die Gemeindeglieder Buddrus, Schaefer und Szallies in russischer Gefangenschaft. Paul Buddrus wird heute noch von den Russen in Wischwill zurückgehalten. Heute wohnt keiner der ehemaligen Trakeninger mehr in der Gemeinde, die von den Sowjets zum Staatsgut Baubeln zugeschlagen wurde.

In Trakeningen wohnten 1944 Anna Bekuszas, Walter Zeising, David Jonischkies, Lina Lauszus, Friedrich Kreutzer, Anna Naujoks, Gustav Kujus, Heinrich Petereit, Otto und Erna Sziegau, Fritz Lauszus, Ernst Droese, Rudolf Paul, Otto Bremsteller, Fritz Naujoks, Franz Puslat, Frieda Grickschas, Lina Naubur, Ferdinand Manglitz, Ida Naujoks, Max Schimkus, Paul Fregien, Christoph Kusaps, Walter Janz, Marie Petschat, Fritz Nickleit, Fritz Schäfer, Michel Bendicks, Heinrich Kallweit, Georg Tilips, Fritz Heske, Max Szallies, Otto Ploenus, Albert Roszat, Emil Szallies, Albert Milkereit, Fritz Gawechns, Anna Kakschies und Meta Kischler. In Strasden wohnten Rudolf Schäfer, Walter Nickschat, Fritz Kreutzmann, Charlotte Didlap, Arthur Nickschat, Urte Lindszus und Heinrich Smetons. Ernstthal I war im Besitz von Fritz Horn, Ernstthal II im Besitz von Robert Buddrus.

## Die Gemeinde Trakeningen

Trakeningen war eine Gemeinde an der Westseite des Willkischer Höhenzuges, unmittelbar an der Memelniederung, mit den Ortsteilen Ernstall und II sowie Strasden, zum Amt Lompönen gehörig, Bauerndorf mit drei Gütern bis zu 400 Morgen (Otto Sziegau, Fritz Horn und Robert Buddrus) und 40 Bauernstellen von durchschnittlich 80 bis 120 Morgen Hofgröße. Die Häuser waren in der Mehrzahl massiv und hatten Pfannendächer. Es gab nur noch wenige Holzhäuser und ganz vereinzelt Strohdächer. Das älteste Gehöft war das Vierbrüderhaus in der alten Lehmbauweise mit vier Bewohnern. Sechzehn Storchennester befanden sich in der Gemeinde. Der Boden besteht aus leicht sandigem Ackerland. Jeder Bauer hatte Wiesen in der Niederung sowie einen Torfstich in den von Lompe und Piktup durchflossenen kleineren Mooregebieten. Auf Sand gibt es einige Waldstücke, die im Besitz von drei Bauern waren. Die Gemeinde besaß eine Mietsschule, in der zuletzt Lehrer Kurt Hoffmann, Offizier des zweiten Weltkriegs, unterrichtete. Das Kirchspiel war Piktupönen. Eine vollkonzessionierte Gastwirtschaft mit Kolonialwarenladen gehörte Ernst Droese. An Handwerkern waren ein Schmied (Paul Rudolf) und ein Tischler (Fritz Heske) vorhanden. Die Einwohner sprachen überwiegend deutsch. Der Ort hatte einen Haltepunkt der Kleinbahn Schmalleningken-Pögegen-Tilsit, ebenfalls eine Bushaltestelle. Die Elektrifizierung war 1941 im Aufbau begriffen.

Bestenfalls Einwohner der Gemeinde war Gutsbesitzer Otto Sziegau, der in der Abtrennungszeit mehreren Direktorien des Memellandes als Landesdirektor angehörte. Der Friedhof befindet sich auf dem bewaldeten Schillasberg. Während des zweiten Weltkriegs waren im Ort 32 Franzosen zur Arbeit eingesetzt, mit denen es keinerlei Zwischenfälle gab. Die Gemeinde nahm sechs evakuierte Frauen aus Köln auf. Vermißt bzw. gefallen sind drei Brüder Lauszus, Jonischkies, Schories, Bendicks, Nickschat, Szallies, Kusabs, Schillgalies, Grusas, Kreutzmann, Schaefer, Milkereit, Petereit, Kakschies und Plönus. Neben dem Lehrer dienten Fritz Horn und Willi Didlap der Wehr-

macht als Offiziere. Das Dorf wurde im Juli 1944 erstmalig evakuiert und geschlossen in der ostpreußischen Gemeinde Schillen-Droselbruch untergebracht. Im August 1944 erfolgte auf Befehl die Rückkehr. Die zweite Evakuierung erfolgte am 7. Oktober 1944. Die Gemeinde wurde von allen Einwohnern planmäßig verlassen.

Im Dezember 1944 rückten die Russen in das leere Dorf ein. Bei den Kämpfen wurden die Scheune von Sziegau, Stall und Scheune von Bendicks und die gesamte Hofstelle des letzten Bürgermeisters und Amtsvorstehers Robert Buddrus sowie andere Gebäude ver-

## Drei Eichen in Stremehnen

Das Dorf Stremehnen im nördlichen Teil des Kreises Pögegen gehörte zum Amtsbezirk Coadjuthen. Letzte Amtsvorsteher waren Bauer Gerull aus Altweide und ab 1939 Otto Brust aus Coadjuthen. Letzter Bürgermeister war Emil Wallat. Das Dorf hatte keine Kirche, doch fanden bei Georg Bartat christliche Versammlungen statt, zu denen die Prediger von auswärts kamen. Die Bewohner waren evangelisch, nur eine Baptistenfamilie war darunter. 90% der Einwohner sprachen Deutsch, davon die Hälfte im Umgang Plattdeutsch, der Rest gebrauchte das memelländische Litauisch. Das Dorf hatte eine einklassige Schule; die letzten Lehrer seit 1930 hießen Szagun, Schützler und Willi Josuttis. Das Dorf hatte ein Armenhaus gemietet, dessen letzte Insassin Friederike Singelmann war. Ein Lebensmittelgeschäft wurde von Heinrich Simat betrieben. Pferde- und Viehhändler war Heinrich Letzas. Die Gemeindeflur wird von der Alten Sziesze durchflossen, die das ursprüngliche Flußbett der Sziesze darstellt.

32 Bauernhöfe hatten eine Durchschnittsgröße von rd. 54 Morgen. Der größte Besitz war 145 Morgen groß, der kleinste 8 Morgen. Zwei Wohnhäuser waren massiv erbaut, 28 aus Holz, zwei aus Lehm. Pfannendächer hatten bereits 20 Wohnhäuser, Strohdächer noch 13. Die Bauernhöfe von Albuschies, Lenkeit und Rimkus besaßen Insthäuser, doch wohnten in ihnen zuletzt keine Instleute mehr, sondern sie waren normal vermietet. Zwei Schmiede (Heinrich Petereit und Helmut Tumoseit) und ein Schneider (Heinrich Simat) waren die Handwerker des Dorfes. Auf vier Bauernhöfen gab es noch Storchennester. Auf der Gemeindeflur gab es zwei Stücke Bauernwald, und zwar einen Morgen Laubwald von Schwederski und einen halben Morgen Birkenwald von Bendicks.

Das Dorf hatte eine kleine Musikkapelle, in der die drei Gebrüder Schulz Geige, Ziehharmonika und Schlagzeug spielten, während Franz Kantwill Trompete blies. Auf dem Friedhof standen drei

tausendjährige Eichen. Ein Dorfanger war im 18. Jahrhundert durch die Gemeinde in der Nähe der Brücke über die Alte Sziesze erworben worden. Nächste Eisenbahnstation war Mädwald. Im ersten Weltkrieg kamen die Russen im Winter 1914/15 nur bis zur Ortsgrenze, wo die Scheune des Bauern Gerullis abgebrannt wurde. Im zweiten Weltkrieg arbeiteten in der Gemeinde 10 Kriegsgefangene. Zwei Frauen aus Berlin waren hierher evakuiert.

Gefallen und vermißt sind folgende Gemeindeglieder: Bruno Bendig, Hugo Letzas, Franz Petereit, Ewald Schulz, Hermann und Helmut Görke und Michel Juschus. Am 4. August 1944 wurde die Bevölkerung in den Kreis Labiau evakuiert, mußte aber Ende August zur Einbringung der Ernte zurückkehren. Am 8. Oktober 1944 erfolgte die zweite Evakuierung, und am 10. Oktober vormittags rückten die Russen ein. Angeblich wurde dabei die Ortsarme erschossen. Georg Juschus wurde auf der Flucht von den Russen überrollt und ist seitdem vermißt; er war Ortsbauernführer. Unter den Sowjets sind neun Höfe verschwunden. Das Dorf gehört heute zum Staatsgut Kallnuggen. Von den ehemaligen Dorfbewohnern leben dort noch die Eheleute Kuhrau, Frau und Sohn Juschus, Julius Schwedersky mit drei Söhnen, L. Petereit mit Sohn und Frieda Schenk, geb. Guddat, mit zwei Kindern, die auf der Flucht überrollt und zur Rückkehr in die Heimat gezwungen wurden. Die Familien Simat, Kantwill, Bernotz und von der Wehrth leben in der Sowjetzone. Nach Kanada wanderte Jungbauer Helmut Wallat aus. Folgende sind die letzten Besitzer des Dorfes: Kantwill, Juschus, Wallat, Bendicks, Rimkus, Schulz, Karpowitz, Albuschies, Simat, Tumoseit, Bintakies, Diesel, Gustav Gerullis, Urvat, Schenk, Lenkeit, Michel Gerullis, Bendig, Schwederski, H. Petereit, Görke, L. Petereit, Bernotz, Guddat, Letzas, v. d. Werth, Schneiderei, Roland, Wischnewski, Kuhrau, Nargies.

## BÜCHER

sind Brücken zur unvergehligen Heimat

Sie sind Quellen der Einkehr und Besinnung, eignen sich als Geschenk für uns nahestehende Menschen und erhalten bei unseren Kindern die Erinnerung an das Land ihrer Vorfahren wach. Wir verweisen deshalb gern auf unsere Anzeigen empfehlenswerter deutscher Heimatbücher aus eigenem Verlag und aus befreundeten Verlagen.









## Die Kirchengemeinde Plaschken

### Vorgeschichte und Gründung

Mit dem Übertritt des letzten Ordenshochmeisters, Herzog Albrecht von Preußen, im Jahre 1525 zu Luthers: Lehre fand die Reformation Weg und Raum in Ostpreußen. Zu der Zeit war Kaukehmen, ab 1938 Kuckerneese, schon eine Siedlung. Einem Jakob Börm wurde 1532 hier eine „Kruggerechtigkeit“ verliehen, damit hatte er das Recht, Alkohol auszuschänken und Handel zu treiben. Um das Jahr 1547 war Kaukehmen schon eine Kirchengemeinde und hatte bereits eine Kirche. Nach einem Register aus dem Jahre 1596 gehörten zum Kirchspiel 47 Ortschaften, darunter sind - auch die Orte, Schemaiten, Perwalkischken; Paschalteck, Ushpelck, Schauditten, Galgsdon Berschnicken, Plaschken, Hinder Plaschken, Piluärn, Kartzewischken“ aufgeführt. Damit hat man einen Begriff von dem räumlichen Umfang des Kirchspiels. Die weiten Entfernungen waren für die Gemeindeglieder und den Pfarrer eine große Belastung. Man muß sich noch vergegenwärtigen, daß es damals kaum feste Straßen gab. Im Frühjahr und nach Überschwemmungen waren die Wege aufgeweicht und grundlos. Damals war weder die Gilde reguliert und eingedeicht noch hatte der Rußstrom einen Damm auf dem Südufer: Das Hochwasser überschwemmte daher fast die ganze Elchniederung. Unter diesen Umständen konnten Pfarrer und Gemeindeglieder, oft in Lebensgefahr geraten. Gerade wir Plaschkener sind mit den Gefahren und Schwierigkeiten eines Hochwassers vertraut. Es wird berichtet, daß ein Brautpaar, welches nach Kaukehmen zur Trauung unterwegs war, mit den Gästen ins Wasser fiel: und erst am nächsten Tage getraut werden konnte: - Heute lächeln wir über solch ein Mißgeschick. Es ist aber verständlich, daß um der Sicherheit und Bequemlichkeit willen manche Dörfer Anschluß an andere Kirchengemeinden suchten. Im Laufe der Jahre wurden von Kaukehmen „abgewidmet“ und selbständige Kirchengemeinden: Neu-, Kirch- (Joneikischken) 1654, Lappienen 1676, Pläschken 1693-96 und Skören 1905. Während des Hochwassers und des Schaktarps mußten die Plaschkener für kirchliche Amtshandlungen den Pfarrer von Coadjuthen heranziehen. Kann man es ihnen verübeln; wenn sie unter den gegebenen Umständen „ganz den Anschluß an Coadjuthen suchten? Es entstand ein harter Kampf zwischen Pfarrer und Pfarrer und zwischen Pfarrer und Gemeindegliedern. Dieser Kampf erreichte seinen Höhepunkt in der Amtszeit von Pfarrer Klemm in Kaukehmen von 1677-99. In den Jahren 1693 richtete er einen Brief an das Tilsiter Amt, in dem er Stellung zu den schon zehn Jahre dauernden Abtrennungsbemühungen nahm. Rath von Mullenheims aus Berschnicken und Plaschken habe mit einigen Neulingen ein Abwidmungsgesuch anhängig gemacht. In seinem Schreiben versuchte er u. a. Zugang zu der seitlich angebrachten Kanzel von der Sakristei. Die Orgel von Terletzki-Elbing befindet sich auf der Westempore. Die Kirche besitzt zwei Glocken; eine ist mit 1899 datiert.

Dehio-Gall, Boetticher, Ulbrich, Mskr. Dorskocil; R. Taudien: - Die Kirchengemeinde Plaschken. In: Memeler Dampfboot 112, 1961 Nr. 18 5.243-245

Siehe auch

Archiv AdM 14.13.16.09.03 evangl. Kirchengemeinde Plaschken Taudien

blieben. Sogar die Obstbäume und Zäune sind verschwunden. Nach etwa einer halben Stunde Marsch erreichen wir das Anwesen von Annus Woska; nur das Wohnhaus ist stehen geblieben. Etwas weiter, auf der linken Wegseite, steht noch das Wohnhaus von Bernoth. Die „Wilkenytsche“ ist inzwischen viel größer geworden. Fast bis an den Landweg reicht sie heran. In jedem Winter sind hier Wölfe gesehen worden. Das angrenzende Land, bis weit hinter dem zerstörten Schulgehöft, gleicht der Sandwüste Sahara.

Die Weggabelung haben wir erreicht. Früher stand hier ein Wegweiser, der mit seinen Armen nach Plaschken, Mädelwald und Szameitkehmen zeigte. Einen Umweg machend, folgen wir dem Wege nach Szameitkehmen und kommen am Friedhof vorbei. Verwüstet liegt er da, die Gräber sind alle verfallen. Die Fliederhecke wuchert über die ganze Fläche. So haben unsere Gräber wenigstens im Frühjahr ihren Blumenschmuck. Die Umfriedung und die Brunnenröhre sind entfernt und „ent-eignet“ worden. Auch die übrigen Friedhöfe sind alle geschändet und bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Unsere zurückgebliebenen Landsleute begraben die Verstorbenen auf dem nächstgelegenen Friedhof, während die Litauer ihre Toten auf einem Friedhof in Rucken beerdigen.

Gleich in der Nähe war unser Gemeindezentrum mit dem Bürgermeister Paul Poepel und dem Kassenrendanten Franz Kausch. Nur das Wohnhaus und der Stall von Kausch sind stehen geblieben. Weiter südlich im Felde stehen noch die Gebäude von Mitzkat und das Wohnhaus von Walter.

Halbverfallen steht noch das Spritzenhaus am Wege. Die gute alte Feuerspritze hat schon früher oft gestreikt, heute ist sie ganz ausrangiert. Dahinter ist Pollaks Wohnhaus stehen geblieben. Einige hundert Meter weiter steht noch das Wohnhaus von Heinrich Woska. Ganz erhalten sind die Wirtschaften von Staschull und Naujoks. Bei Babion steht nur das halbe Wohnhaus, bei E. Wohlgenuth nur das Wohnhaus und der Stall. Östlich Naujoks, auf einem Felde von Pollack, ist ein neues Gebäude erbaut und als Staats-Hühnerfarm eingerichtet. Der ein Hektar große Platz ist mit einem 2 m hohen Maschendrahtzaun umgeben worden, um die etwa 2000 weißen Leghorn-Hühner vor den Füchsen aus dem nahen Torfbruch zu schützen. Außerdem steht die Farm unter dauernder Bewachung.

Auf dem „Bahnsteg“ kommen wir in südlicher Richtung an Tautrim's Guts-hof vorbei. Nur das Wohnhaus und ein Teil des Stalles stehen noch. Petrowskis Hof ist erhalten, von August Willuhns Wirtschaft fehlt die neue Scheune. Kurz vor Pageldienen steht noch das Wohnhaus von Richard Woska.

Die ganzen Felder zwischen dem Pleiner Torfbruch und den Wirtschaften von R. Woska, Tautrim, Babion und dem Nelamischker Friedhof sind mit Gestrüpp bewachsen und voll lauter Tümpel. Hinter den vielen Wollgraskupsten spielen die Hasen versteckt. Das Herz des Jagdpächters Palm würde vor Freude springen, wenn er das sehen könnte.

Wir kommen nun wieder zum Ländweg zurück. Nur die Wohnhäuser und

Ställe stehen noch bei Goltz, Beszon-Jagst und Schlaefert. Von Uschkoreits Bauernhof ist nur das Wohnhaus übrig geblieben.

Das ist Pleine heute. Die genannten Gebäude werden bewohnt und benutzt. Alle anderen sind in Schutt und Asche gesunken. Die jetzigen Bewohner bestellen nur einige Morgen Land um die Höfe. Der Ertrag deckt kaum den Eigenbedarf. Die übrigen Felder verkommen. Da die Entwässerungsgräben zuge-

Bäume abgesägt. So sind alle Tannen- und Birkenwäldchen verschwunden. Auch an den Wegen wachsen heute keine Bäume mehr.

Eine alte Memelländerin erzählt in diesem Zusammenhang folgendes Erlebnis: Einst selbst Bäuerin, mußte sie sich ihren Lebensunterhalt als Tagelöhnerin verdienen. Eines Tages war sie auf dem Felde mit Flachsziehen beschäftigt. Zum Mittagmahl mußte sie auf den Hof zurück. Da sieht sie, wie die Litauerin Bretter von der erst vor 10 Jahren neuerbauten Scheune abreißt und für Brennholz zerkleinert.

„Bäuerin“, fragt sie, „warum nimmst du nicht den fertigen Torf aus dem Schuppen?“

„Nein, wir brennen nur Holz. Wenn der Torf im Ofen brennt, stinkt er“, war die Antwort. Zuerst wurden die Schalungsbretter abgerissen, dann einzelne Balken herausgesägt, bis endlich das ganze Gebäude in sich zusammenstürzte.

Als im Oktober 1944 das Inferno des Krieges ins Memelland zog, verließen auch die Pleiner ihre Höfe und ein in Generationen zu einem ertragreichen Ackerboden kultiviertes Land. 53 Groß- und Kleinlandwirten gab der Boden die Lebensexistenz. Im Herbst zog Willi Schlaefert mit seinem Motordreschsatz wochenlang von Hof zu Hof, um das geerntete Getreide auszudreschen. Von der Gemeinde Pleine, ohne das 1939 eingemeindete Pleikischken, sind im Kriegsjahr 1943 u. a. abgeliefert worden: rund 700 dz Roggen, etwa 750 dz Kartoffeln, 470 Schweine im Gewicht von 100–150 kg. Hinzu kommt natürlich noch der Eigenverbrauch für die 326 Einwohner. Bei der letzten Viehzählung im Frühjahr 1944 wurden 207 Stück Rinder gezählt, davon 133 Milchkühe. Die hier gemachten Angaben sind den geretteten Hofkarten entnommen.

Nach dem Einmarsch der Litauer im Jahre 1923 erhielt Pleine den litauischen Namen Naujapieviai, d. h. „Neue Wiesen“, eine Prophezeiung, die nach knapp 25 Jahren so furchtbar in Erfüllung gegangen ist.

Im Kirchdorf Plaschken sieht es viel freundlicher aus. Wohl sind auch hier einige Bauernhöfe verschwunden. Aber



fallen und zugewachsen sind, ist der Boden zu naß, um mit Traktoren beackert zu werden. Das ganze Land wird von der Sowchose Szameitkehmen nur als Weideland genutzt. Doch selbst das Vieh findet nur kärgliche Nahrung.

Der Pleiner Torfbruch ist ganz verwaist. Torf wird nicht mehr gemacht. Viele Holzhäuser, die den Krieg überstanden, sind für Brennmaterial abgebrochen worden. Später wurden die

PLASCHKEN

# Piktupönen ging in die Geschichte ein

An der belebten Straße von Taugoggen nach Tilsit gelegen, ist Piktupönen ein altes Kirchdorf, in dem schon 1574 durch Herzog Albrecht Friedrich eine Kirche erbaut wurde. 1744 wurde aus Feldsteinen und Ziegeln ein neues Gotteshaus erbaut, das einen hölzernen Turm mit Zinkkuppel besitzt. Der Ort liegt an der Piktupp, dem bösen Fluß, mitten auf dem Willkischker Höhenzug. 1807 wurde Piktupönen in die Geschichte einbezogen, als der preußische König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander hier, eine Stunde

den Dächern. An Handwerkern gab es einen Tischler und einen Schmied. Ein landwirtschaftlicher Verein, ein Kriegerverein und ein Frauenverein bestimmten das Gemeinschaftsleben. Der letzte Bürgermeister war Gustav Barkowski, der letzte Amtsvorsteher Johann Matschulis, beide aus Piktupönen. Spritzenhaus und Löschteich waren vorhanden. Letzter Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr war Walter Hoyer. Zwei Gasthöfe und Lebensmittelgeschäfte unterhielten Wildermann und Genies/Schwellnus. Die

das ganze Land von der Pleiner Grenze bis hinunter zur Jäge wird von der Plaschker Sowchose mit Traktoren beackert, besät und abgeerntet. Nur einige niedrige Felder sind mit Strauch bewachsen.

Im oberen Ortsteil sind die Wirtschaften von Georg Kalnischkies, David Kalnischkies, Allisat und August erhalten geblieben. Augusts Mühle ist außer Betrieb. Dort, wo der Landweg die Chaussee erreicht, stehen rechts Broszeits Wohnhaus und links das Arzthaus und Schuppen von Dr. Meyer. Ein wenig weiter, hart an der Straße, steht Paaps kleines weißes Häuschen.

Auf der Chaussee, an der noch alle Bäume stehen, kommen wir zum unteren Plaschken. Languths Bauernhof schaut von Bersteningken herüber. Eine Schweinemästerei ist da eingerichtet. Bei Auto-Swars steht nur das Wohnhaus. Die Gebäude am verlassenen Marktplatz sind stehen geblieben und zwar: Koschubs, Winkler/Grabautski (halbverfallen), Kroll, Jakubeit, Peschel und Kanschats. Bei Kanschats ist wieder ein Kolonialwarenladen eingerichtet, im Saal finden Versammlungen und Tanzabende statt.

Über die Jäge führt noch die alte Brücke. Die weiten Wiesen liefern auch heute kraftvolles Viehfutter. Verschiedene Sowchosen ernten hier das Heu für die Winterfütterung, oder sie weiden schon im Sommer ihr Vieh in dem saftigen Gras. Die Wiesendörfer von Warrischken bis Lasdehnen sind verschwunden. Jetzt fließt die Jäge ruhig in ihrem Bett. Zur Zeit des Hochwassers tritt sie aber über die Ufer und überschwemmt die ganzen Wiesen. Das Wasser vereint sich dann mit dem Memel- und Rußstrom. Ein großer See ist so entstanden, der von Karzewischken bis nach Pogegen und Tilsit reicht. Im April/Mai 1958 hat das Hochwasser in Plaschken wohl den höchsten Stand erreicht. Meterhoch stand das Wasser in den Häusern. Selbst die hohe „Kircheninsel“ wurde von den Fluten überspült. Russische Pioniere waren drei Tage lang eingesetzt, um das lebende Inventar zu bergen.

Da steht Palms Gutshof mit seinen drei Gebäuden, nur die Schmiede und die Mietshäuser sind abgebrochen. Bei Batschkus steht dagegen nur das Wohnhaus und bei Gober nur der Stall, der jetzt als Kälberstall dient. Der Schnellere Rabenwald ist restlos abgeholzt, der Karalischker Friedhof verwüstet. Zwischen dem Friedhof und dem Pfarrweg sind drei Ställe und zwei Scheunen von der Sowchose neu erbaut worden. Auf der Höhe steht ganz einsam das Haus von Spingat. Auch das 1935 angepflanzte Wäldchen auf dem Pfarrland ist fast ausgehauen.

Den Pfarrweg entlang wandern wir zur „Kircheninsel“ zurück. Rechts stehen der Kirchkrug und der Stall von Kroll. Das Pfarrhaus, der Stall und die Scheune sind stehen geblieben. Die Präzentschule dient wieder der Kindererziehung. Die Gräber auf dem südlichen Teil des Kirchhofes sind von Traktoren und LKW plattgefahren. Auf der nördlichen Seite wachsen aus den Gräbern schon armdicke Bäumchen. Zwischen Kirchhof und Pfarrhaus liegt noch der 3 m lange und 1 m dicke Stein. 1939 wurde er dort hingebraht. Den Gefallenen von 1914/18 sollte er als Denkmal gesetzt werden. Bei Ausbruch des letzten Krieges wurde die Ausführung auf einen späteren Termin

gelegt. Welche Verwendung er wohl noch einmal findet? In dem angefahrenen Sandhügel werden jetzt Kartoffeln eingemietet.

Das äußere Bild der Kirche hat sich kaum verändert. Der hohe Turm mit Kugel und Kreuz weist immer noch in den Himmel. Die Glocken sind verschwunden, vom Turmdach etliche Schieferziegel heruntergefallen. Der Innenraum dient heute der Sowchose als Getreidespeicher. 44 Jahre hindurch ist in ihr gebetet und Gottes Wort verkündigt worden. Jetzt sind die Bänke ausgeräumt. Beiderseits des Ganges hat man viele meterhohe Fächer errichtet. In ihnen werden das Getreide und Mehl gelagert. Kanzel, Taufstein, Ofen und Orgel sind entfernt. Der Altarblock steht, wird aber oft mit Getreide überschüttet. Über der Wölbung steht auch heute noch: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden.

Erinnerungsbilder ziehen wie in einem Film vorüber. Unter dem Geläut der beiden Glocken wurden wir zur Konfirmation in die Kirche geführt. Der Posaunenchor unter der Leitung

von Franz Kausch spielt. Wir knien am Altar und erhalten von unserem Superintendenten Obereigner den Segen. Später sitzen wir im Gestühl und lauschen einer Predigt des Pfarrers M. Lokies. Weitere Bilder tauchen auf mit den beiden letzten Pfarrern Doligkeit und Kibelka.

Die Rückfahrt treten wir von **Stonischken** aus an. Der Bahnhof ist noch der alte. Alle Verkaufsbuden sind abgebrochen. Die Post ist in demselben Gebäude untergebracht wie früher. Hier im Ort befindet sich auch eine ärztliche Ambulanz, die für alle umliegenden Dörfer zuständig ist. Grabautzki's Mahl- und Schneidemühle ist vor einigen Jahren ausgebrannt, inzwischen aber repariert und wieder in Betrieb genommen worden.

Die Heimat trägt heute ein anderes Gesicht. Ein schönes Blumengärtchen vor dem Hause war eine Zierde für jeden Memelländer, ein prächtiger Obstgarten der Stolz seines Besitzers. Heute kennt man in Pleine und Plaschken beides nicht mehr.

Richard Taudien.